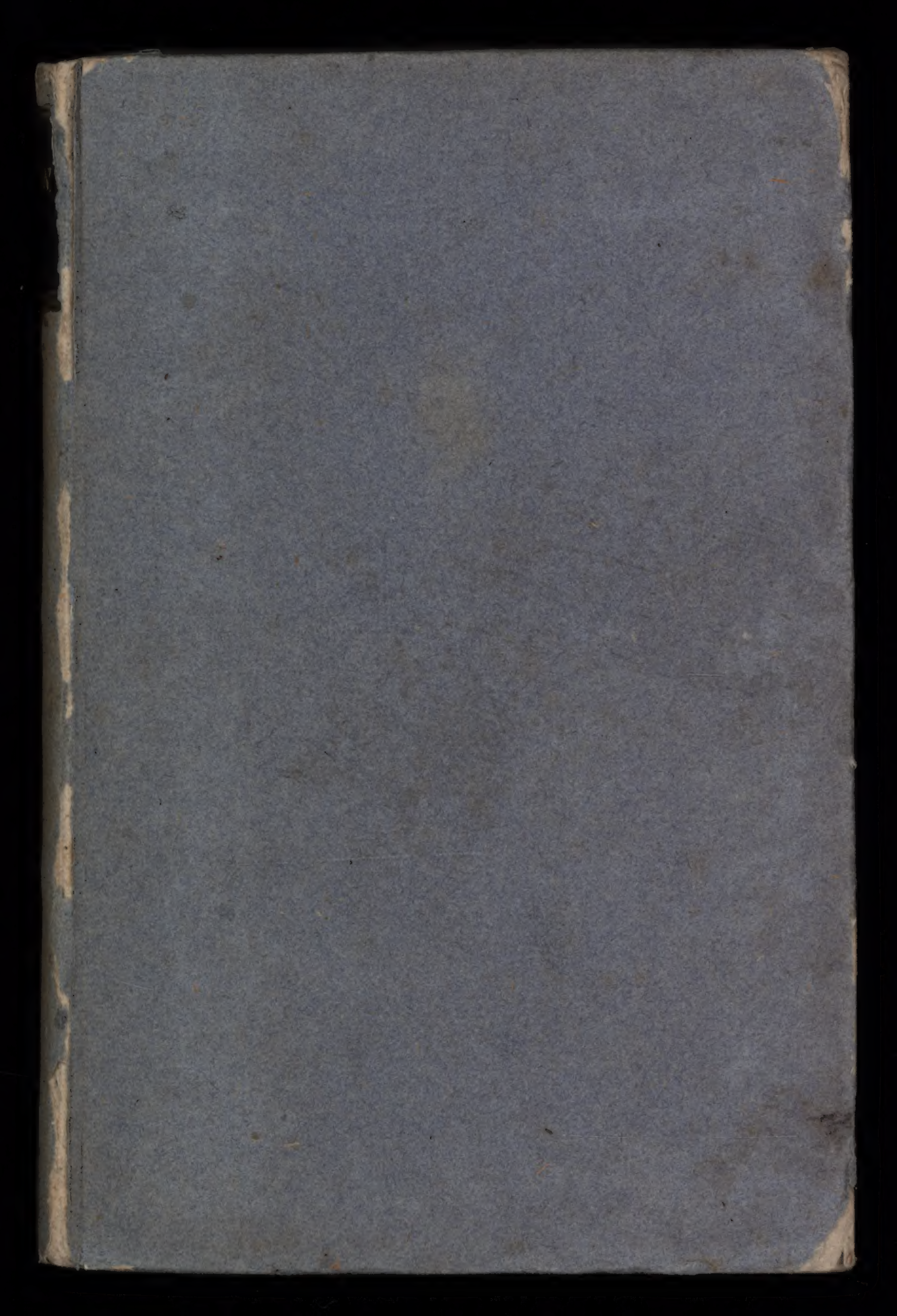
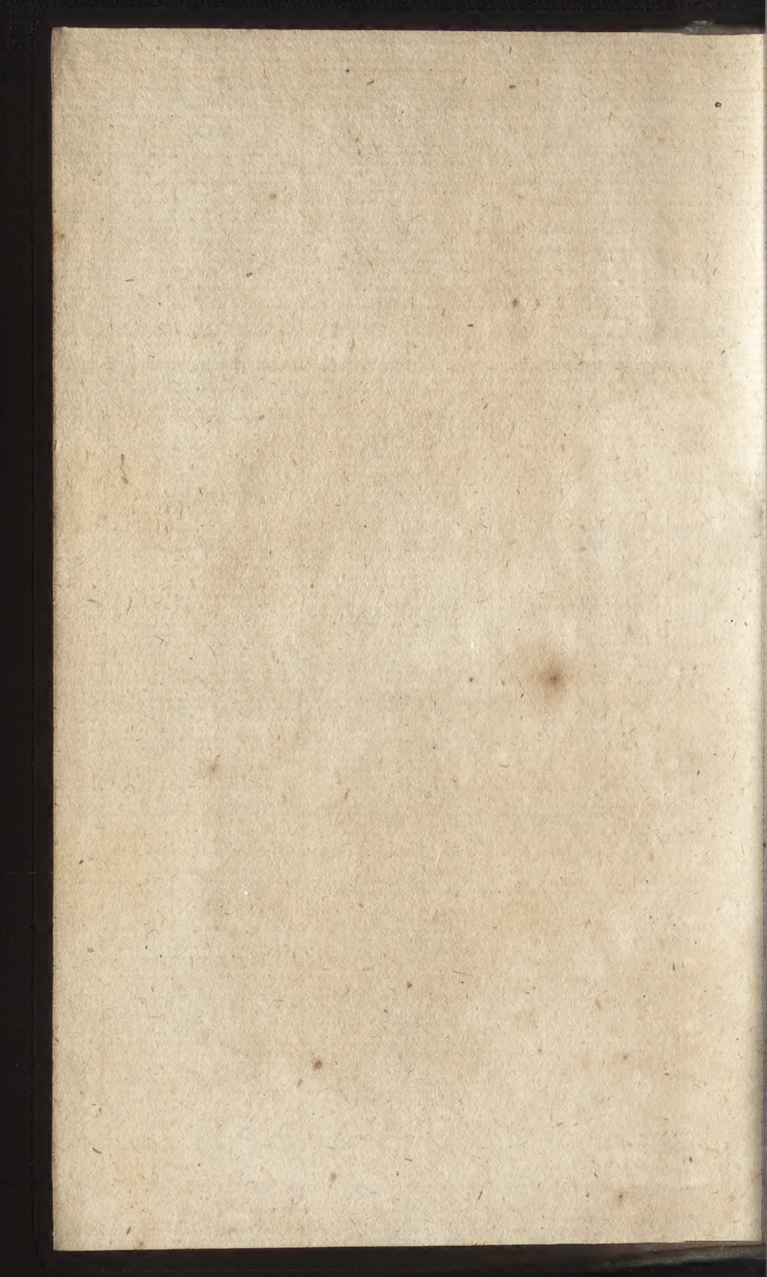


12 plates



Sitten

und

Meinungen der Wilden in Amerika.

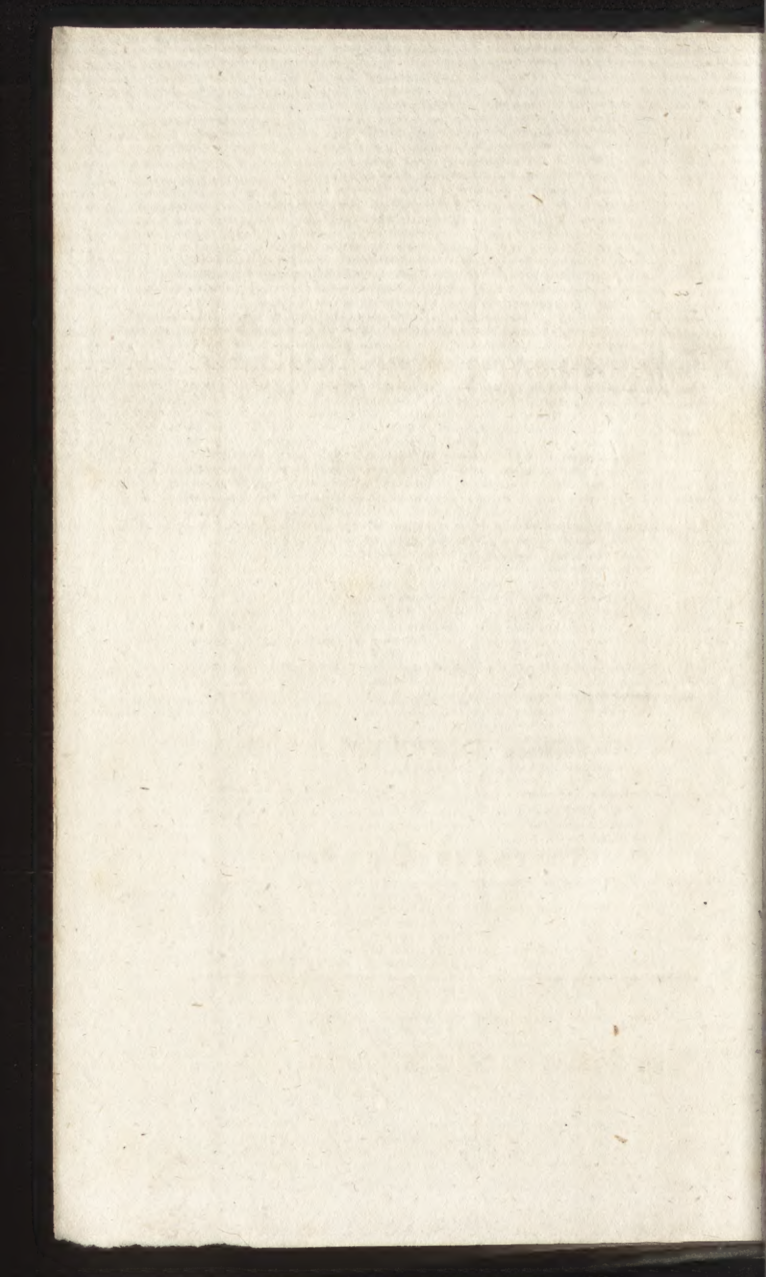
Mit Kupfern.

Mores hominum multorum vidit et urbes.

Zweyter Band.

Letzte verbesserte Auflage.

Wien
im Verlage bey F. A. Schrämbl. 1790.



Sitten und Meinungen der Caraiben.

Die Caraiben machen einen Theil derjenigen Völker aus, die sich auf den Antillischen Inseln, und dem gegenüber liegenden festen Lande von Amerika nieder gelassen haben. Sie sind zwar die ursprünglichen Einwohner dieser Länder; aber sie machen gegenwärtig den kleinsten Theil derselben aus. Da die Spanier diesen Welttheil entdeckten, so mußten die armen Caraiben zuerst die Gewaltthätigkeiten derselben empfinden. Zwar waren ihre Schätze die Ursache nicht, warum diese Entdecker der neuen Welt Feindseligkeiten gegen sie ausübten; denn diese waren bey dieser armen Nation nicht zu suchen; sondern ihre eignen Personen waren es, welche die Spanier reitzten, daß sie sie in die Sclaverey schleppten, und in ihren Goldminen brauchten. Die Spanier glaubten, weil die Caraiben Menschenfresser wären, so wären sie zugleich erklärte Feinde des ganzen menschlichen Geschlechts, und sie also vollkommen berechtigt, selbige zu den härtesten Arbeiten zu verurtheilen. Nunmehr führten sie solche weg, wo sie sie nur in die Hände bekamen, und verkauften sie unter diesem Vorwande zu

Sclaven. Hierdurch wurden die Caraiben gegen ihre Eroberer auf das äußerste erbittert; sie fielen in die Spanischen Colonien mit solcher Wuth ein, daß sie ihrer Rache keine Gränzen setzten. Sie richteten unter Menschen und Vieh eine klägliche Niederlage und Verwüstung an, führten eine Anzahl Gefangene mit sich weg, und vergalten den Spaniern das Unrecht in gleichem Maße. Nunmehr sahen die Spanier, daß sie mit Gewalt ihre Absicht nicht erreichen würden; sie griffen es also auf einer andern Seite an. Sie stellten die Feindseligkeiten gegen sie ein, und suchten sie durch Güte nutzbar und sich zu Freunden zu machen; aber auch dieses that die gewünschte Wirkung nicht. Die Caraiben waren zu stark gegen die Spanier aufgebracht, als daß sie das vorige Unrecht so leicht vergessen konnten, zumahl da es einen Hauptzug in ihrem Charakter ausmacht, daß sie die Rache lange Zeit nachtragen, und nicht eher ruhen, als bis sie solche vollkommen befriediget haben. Die Unterthänigkeit der Spanier machte sie nur desto muthiger, und sie beunruhigten die Europäischen Colonien mehr als zuvor. Und nunmehr gingen die Feindseligkeiten auch von Seiten der Spanier wieder aufs neue an. Die Caraiben wurden von einigen Inseln ganz vertrieben. Die Spanier lernten jedoch aus der Erfahrung immer mehr einsehen, daß es ihnen weit zuträglicher wäre, mit diesen Völkern in Freundschaft zu leben, als beständig ihre Kriegsmacht gegen sie zu gebrauchen. Sie breiteten jetzt ihre Eroberungen auch auf dem festen Lande immer weiter aus, und mußten also ihre

Macht theilen. Sie konnten hoffen, wenn sie die Caraiben in dem ruhigen Besitze ihrer Inseln lassen würden, daß ihre aus Europa ankommenden Schiffe allerley Lebensmittel, frisches Wasser, Holz u. dgl. von ihnen bekommen würden, welches ihnen im gegenseitigen Falle außerordentliche Schwierigkeiten würde gemacht haben. Ihr eigenes Interesse trieb sie also zu friedfertigen Gesinnungen an. Sie schickten einige Gefangene, die sie gemacht hatten, mit Geschenken zu ihren Landsleuten zurück, und diese waren die Mittelspersonen, wodurch das gute Vernehmen wieder hergestellt wurde. Die Caraiben bewohnten nunmehr ihre Inseln in Ruhe und Frieden, und zogen aus der Nachbarschaft der Spanier verschiedene Vortheile.

Dieser ruhige Zustand der Caraiben dauerte so lange fort, bis in dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts andere Europäische Nationen auf diese Inseln kamen, und sich der vortheilhaften Handlung wegen einen festen Sitz auf denselben verschaffen wollten. Engländer und Franzosen, Niederländer und Dänen, kamen und errichteten Colonien auf den Inseln der Caraiben. Sie suchten die Einwohner gar nicht mit Gewalt von ihrem Eigenthum zu verstoßen, sondern ließen sich als freundschaftliche Gäste neben ihnen nieder. Die Caraiben sahen die Folgen dieser Niederlassungen nicht ein; sie gaben ihre Einwilligung um so viel eher dazu, da ihnen die Europäer einige leere Plätze abkauften, und anfänglich ganz friedlich mit ihnen lebten.

Allein, wie sich diese einmahl fest gesetzt hatten, so änderten sie die Sprache. Man kann zwar nicht sagen, daß die Caraiben hierbey ganz ohne Schuld gewesen sind; denn ihre angeborne Wildheit gab den Europäern zu verschiedenen Härtigkeiten Anlaß; aber die Europäer ermangelten auch nicht, sie auf ihrer Seite durch ungerechte Handlungen zu beleidigen. Ob nun gleich das Verfahren einiger Privatpersonen auf keine Weise der ganzen Nation aufgebürdet werden kann; so waren es doch Beleidigungen, und die Caraiben wurden dadurch zu einem allgemeinen Mißtrauen und feindseliger Gesinnung gegen alle Europäer angereitzt. Gegen alle Verträge wurden einige Caraiben von Europäern theils mit List, theils mit Gewalt geraubt, und zu Sclaven verkauft. Man lockte sie auf die Europäischen Schiffe, gab ihnen unter dem Schein der Freundschaft Branntewein und starkes Getränke, brachte sie dadurch um den Gebrauch ihrer Sinne und Glieder, fuhr mit ihnen davon, und verkaufte sie als Leibeigene. Hierdurch wurden die übrigen zur Rache gereitzt; allein sie waren zu ohnmächtig, und selbst durch die Bemühung sich an den Europäern zu rächen, beschleunigten sie ihren Untergang. Sie schmolzen zusammen, und mußten endlich den Europäern ihre Inseln alle mit einander überlassen. Die ursprünglichen Einwohner dieser Inseln leben also jetzt in geringer Anzahl unter Europäischer Herrschaft.

Die Europäer ließen sich nunmehr auf diesen Wohnplätzen der Caraiben nieder. Englän-

der, Holländer, Franzosen, Dänen und Deutsche bevölkerten sie wieder, und vermischten sich nach und nach mit den braunen Caraiben. Daraus entstanden Kinder von verschiedener Art, nachdem die Ältern von verschiedener Farbe waren. Mulatten werden diejenigen genannt, wenn der Vater weiß, und die Muter schwarz ist; ihre Farbe hält zwischen beyden das Mittel. Mestitzen sind diejenigen, die einen Weissen zum Vat er, und eine Mulatte zur Mutter, oder eine weisse Mutter, und einen mulattischen Vater haben. Durch fortgesetzte Generationen nähern sich die Kinder Mulattischer Eltern der weissen Farbe der Europäer immer näher, so daß oft der Unterschied kaum merklich ist. Dieses sind aber die jetzigen Einwohner der Caraibischen Wohnplätze noch nicht alle. So wie sich die Europäer dieser Inseln bemächtigten, so war ihre Anzahl viel zu geringe, als daß sie den Ackerbau und die Pflanzungen hinlänglich versorgen konnten. Sie versuchten anfänglich, die Indianer zu den schweren Arbeiten zu gebrauchen, ohne welche ihnen die neu eroberten Länder nichts werth waren; sie probierten es auch mit den Europäern: allein so wohl diese, als jene, erlagen in kurzer Zeit unter der Arbeit. Man mußte demnach auf neue Mittel denken, die Eroberung dieser Länder durch Einführung brauchbarer Menschen nutzbar zu machen. Nun hatten die Portugiesen lange vorher, ehe Amerika entdeckt wurde, schwarze Sclaven aus Guinea weggeführt, und in ihren Colonien mit Nutzen gebraucht. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß diese Völker

zu harten Arbeiten in heißen Ländern am tauglichsten wären; denn sie waren größten Theils stark und wohl gewachsen, und von Kindheit an an das heiße Klima gewöhnt. Hierdurch wurde nun der Negerhandel auch bey denen Europäern veranlaßt, die sich in Amerika neue Länder zum Eigenthum erworben hatten. Es wurden jährlich eine Menge solcher schwarzen Afrikanischen Sclaven so wohl überhaupt nach Amerika, als auch in die Caraibischen Inseln gebracht, und wir treffen also nunmehr zweyerley Arten von Wilden hier an, erstlich die Caraiben, als den geringen Überrest von den alten ursprünglichen Landeseinwohnern, und sodann die Negersclaven. Wir werden nach unserer Absicht von beyden handeln, und dabey die Ordnung beobachten, nach der wir in unserm ersten Theile die Süd-Amerikanischen Völkerschaften betrachtet haben.

Erster Abschnitt.

Ursprung und körperliche Beschaffenheit der alten Caraiben.

Die Reisebeschreiber sind weder über den Nahmen, noch über den Ursprung dieser Völker vollkommen einstimmig. Was ihren Nahmen, Caraiben, anbelangt, so sind viele der Meinung, daß

es nicht ihr National-Nahme, sondern, daß er ihnen von Fremden aus gewissen besondern Ursachen beygelegt worden sey; sie selbst nannten sich unter einander Callinago, und ihre Weiber Calliponan, und nur alsdenn, wenn sie unter Fremden und gutes Muthes waren, gaben sie sich den Nahmen Caraiben, den sie eigentlich von den Europäern bekommen hatten. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Benennung etwas weitschweifig ist, und von den Spaniern nicht allein den Einwohnern der Antillischen Inseln, sondern auch einigen Völkern des festen Landes gegeben wird: allein wenn man bedenkt, daß die Spanier bey ihrer ersten Entdeckung alle diejenigen Völker, bey denen sie eine Übereinstimmung der äußerlichen Gestalt und der Sitten wahrgenommen haben, als Völker eines Stammes angesehen, und ihnen deßwegen einen gemeinschaftlichen Nahmen gegeben haben, so wird man sich über diese Verwirrung gar nicht wundern. Wenn man ferner anführt, daß bey den Brasilianern eine Art ihrer Zauberer eben diesen Nahmen führet, so läßt sich daraus eben so wenig auf einen National-Nahmen schliessen, als wenn die Franzosen die Zigeunerinnen Bohémiennes nennen. Diejenigen scheinen der Wahrheit am nächsten zu kommen, welche behaupten, daß anfänglich dieser Nahme eine bloße Particular-Benennung gewesen sey, die einer Anzahl fremder Völker beygelegt worden, die aber in der Folge der Zeit zu einer National-Benennung umgeschaffen worden. Wenn wir die ältere Europäische Geschichte zu Hülfe nehmen, und mit der

Amerikanischen in eine Vergleichung setzen, so finden wir eine Menge Beyspiele dieser Art. So nannte man Franken diejenigen deutschen Völker, die sich niemahls der Bothmäßigkeit der Römer unterwerfen wollten, von frank, d. i. frey; Gallier, von wallen, weil sie keine bleibende Wohnstätte hatten; Germanier, vom deutschen Wort Gerra, Kriegsmänner, u.dgl. Auf eben diese Art bekamen die Cofachiten, von welchen die Einwohner der Antillischen Inseln herkamen, wie wir jetzt gleich zeigen werden, von den Apalachiten, in deren Land sie eingefallen waren, den Nahmen Caraiben, welches einige durch Fremdlinge, andere durch Kriegsvölker, übersetzen. Genug, sie sind unter diesem Nahmen am bekanntesten, sie mögen ihn auch herbekommen haben, wo sie wollen. Man nennt sie auch Cannibalen. Aber es ist ausgemacht, daß ihnen dieser Nahme zum Schimpf beygelegt wird; denn er bedeutet einen Menschenfresser.

Was den Ursprung dieser Nation anbelangt; so sind einige auf die wunderliche Grille verfallen, solche von den Juden herzuleiten. Den ganzen Grund ihrer Vermuthung nehmen sie aus der Ähnlichkeit einiger Gewohnheiten her, die man bey beyden Nationen antrifft, z. B. daß sie sich nur mit Weibern aus ihrer Verwandtschaft verheurathen, daß sie kein Schwein- und Schildkrötenfleisch essen, und was dergleichen weit hergesuchte Dinge mehr sind, gerade als wenn diejenigen Völker, die einige Gebräuche mit einander gemein haben, auch nothwendig

aus einerley Stamme entsprungen seyn müßten. Die Caraiben selbst wissen von ihrem Ursprunge und ihrer ältesten Geschichte wenig Zuverlässiges zu erzählen: so viel ist aber doch aus den wenigen Überlieferungen, die sie haben, abzunehmen, daß sie von dem festen Lande von Amerika hierher gekommen sind. Wir wollen einige dieser Überlieferungen anführen. Vermöge einer ihrer Nachrichten waren die Caraiben ehemahls den Alovagern, oder Alvakern in Süd-Amerika unterworfen. Etliche aber unter ihnen, die dieses Joch nicht ertragen konnten, fielen von ihnen ab, zogen sich aus ihrem Lande, und begaben sich auf die Antillischen Inseln. Ihrem Beyspiele folgten bald andere ihrer Landsleute nach, und warfen das Joch ihrer Beherrscher ab. Sie waren stark genug, ihnen die Spitze zu biethen, und blieben deßwegen als Feinde der Alovager im Lande, wo sie noch bis jetzt als unabhängige freye Leute leben. Beyde nennen sich Caraiben, und sagen, dieses Wort bedeute in ihrer alten Sprache einen Abtrünnigen; sie sehen ihren Nahmen gleichsam als ein Siegszeichen an, welches sie an ihren großmüthigen Abfall und ihre Herstellung der Freyheit erinnerte. Mit dieser Sage stimmt eine andere überein, die die Caraiben auf der Insel Dominico haben. Vermöge derselben sollen ihre Vorfahren von den Calibiten aus dem festen Lande von Amerika abstammen; diese, sagen sie, hätten die Alovager, welche vor ihnen auf der Insel gewohnt hatten, bekriegt, sie zum Lande hinaus gejagt, ihre Weiber aber für sich zurück behalten haben; daher es komme, daß

noch heutiges Tages die Caraibischen Weiber auf den Inseln eine andere Sprache hätten, als ihre Männer. Noch andere lassen sie aus dem nördlichen Amerika herkommen. Wir haben hiervon bereits in dem ersten Bande S. 314 u. f. geredet. Die Cofachiten, ein mitternächtiges Volk, fielen nähmlich in das Land der Apalachiten ein, führten lange Zeit Krieg mit ihnen, und nach verschiedenen Abwechselungen vereinigte sich ein Theil derselben mit den Apalachiten zu einem Volke, die andern aber wurden mit vereinigten Kräften von beyden zum Lande hinaus getrieben. Den Nahmen, den sie von den Apalachiten bekommen hatten, behielten sie bey; alles übrige aber mußten sie im Stiche lassen. Sie machten sich einen Durchgang mitten durch das Land, wo man sie nicht haben wollte, und kamen endlich an das Meer. Die Einwohner an der Küste hatten Mitleiden mit ihrem Zustande, und behielten sie den Winter über bey sich.

Das folgende Frühjahr landeten einige kleine Canots bey ihnen an, welche von Cigateo, einer von den Lucayschen Inseln, dahin waren verschlagen worden. Da die Personen auf den Schiffen von den traurigen Schicksalen dieser Emigranten Nachricht bekamen; so sprachen sie ihnen Muth ein, und versicherten sie, daß von ihrer Heimath gegen Morgen und Mittag noch viele unbewohnte Inseln wären, die alles dasjenige hervor brächten, was man zum Unterhalt des Lebens nöthig hätte; ihrer Rechnung nach könnten sie über fünf bis sechs Tagereisen nicht

davon entfernt seyn. Die armen Caraiben nahmen diese Nachricht mit Freuden an. Sie waren des Herumschweifens müde, und beschlossen, sich dieser Gelegenheit, die ihnen das Glück so unvermuthet in die Hände gegeben hätte, zu bedienen. Sie glaubten nunmehr am Ende ihres Jammers zu seyn. Allein die größte Schwierigkeit war, wie sie an die Orte, die ihnen diese Fremdlinge so reitzend beschrieben hatten, kommen möchten. Sie selbst hatten keine Schiffe, und die Canots der Lucayer waren viel zu klein, als daß sie auf denselben mit den andern hinüber fahren konnten. Die Noth, die schon so viele gute Erfindungen hervor gebracht hat, gab ihnen den Gedanken ein, große Bäume zu fällen, und die Stämme derselben mit Feuer auszuhöhlen. Allein, die Ausführung dieses Vorschlags erforderte viel Zeit, und sie hatten nicht viel davon zu verlieren, indem ihre Wegweiser in ihr Vaterland zurück eilten. Sie gingen also längs der See hin, und bemächtigten sich unter Begünstigung der Nacht derjenigen Schiffe, die sie an der Mündung der Flüsse antrafen. Sie versorgten sich mit den nöthigen Lebensmitteln, und reisten eben so heimlich als geschwinde ab. Der Wind war ihnen günstig, und in wenigen Tagen kamen sie zu Cigateo mit ihren Gefährten an. Hier wurden sie von den Landeseinwohnern freundlich empfangen, und von ihnen von einer Insel zur andern begleitet. Endlich kamen sie bey einer unbewohnten Insel an, nahmen solche in Besitz, und gaben ihr den Namen Ayay. Dieses ist diejenige Insel, die heut zu Tage S. Croix

heißt. Hier legten die Caraiben ihre erste Wohnstätte an, lebten in guter Ruhe, und vergaßen alles ausgestandene Unglück in kurzer Zeit. Sie vermehrten sich dergestalt, daß ihnen diese Insel zu klein wurde; sie schickten also Colonien auf die nächstgelegenen Antillischen Inseln, und bevölkerten auch diese. Von hieraus kamen sie auf das feste Land des mittägigen Amerika, jagten ältere Völkerschaften von da weg, und setzten sich selbst daselbst fest. Sie führten blutige Kriege mit den Yaern, Sapayern und andern in der Gegend von Oronoko wohnenden Völkern, vertrieben sie theils aus ihren Wohnplätzen, theils vereinigten sie sich mit ihnen. Wie lange sie vor der Entdeckung der neuen Welt hierher gekommen seyn mögen, läßt sich nicht bestimmen; denn da sie von ihrer Niederlassung keine anderen Nachrichten, als mündliche Überlieferungen, haben; so wissen sie selbst nicht, wenn ihre Vorfahren hierher gekommen sind.

Dieses sind nun diejenigen Völker, die unter allen Amerikanern den Europäern zuerst bekannt wurden. Hier sah Columbus zuerst diejenige Gattung von Menschen, die man Cannibalen nannte. Die erste Insel, der er sich näherte, war Guanahani, welcher er den Nahmen San Salvador beylegte. Er erstaunte eben so sehr über die Gestalt der Caraiben, als diese über die Europäer. So wie die Spanier ans Land kamen, küsseten sie die Erde, und pflanzten ein Kreutz auf den Strand. Die Caraiben konnten alles dieses nicht begreifen; sie hatten die Schiffe



Erste Indianer die dem Christoph Columbus vorkommen.

Back of
Foldout
Not Imaged



Caraibischer Mann und Frau.
1. Knopf. 2. Caraibischer Korb. 3. Caracoli.

Back of
Foldout
Not Imaged

für Ungeheuer gehalten, und als sie die Bewegungen der Spanier sahen, so glaubten sie, ihre Insel wäre behext. Endlich wurden sie vertraulich, kamen an die Schiffe der Spanier, brachten ihnen Papageyen und Baumwolle, und vertauschten sie gegen kleine Schellen, die man ihnen um den Hals und um die Beine hing. Scherben von irdenen Gefäßen und schlechtem Porzellan, kleine Stückchen Glas, und dergleichen Nichtswürdigkeiten, schienen ihnen Dinge von großem Werthe zu seyn. Sie konnten sich in die Kleider und Bärte der Europäer gar nicht finden. Der Gebrauch des Eisens war ihnen ganz unbekannt; daher, als sie das erste Mahl einen bloßen Säbel sahen, faßten sie denselben ohne Bedenken bey der Schärfe an, und konnten nicht begreifen, wie sie sich damit verwunden konnten.

Alle Völker, welche die Europäer, so wohl in den Antillischen und Lucayischen Inseln, als auch auf dem nächstgelegenen festen Lande kennen lernten, waren in ihrer Gestalt einander ähnlich, und bewiesen dadurch, daß sie von einem gemeinschaftlichen Ursprunge abstammten. Wir wollen die Beschreibungen, die nach und nach von ihnen bekannt geworden sind, mit einander vergleichen, und eine Abschilderung ihrer äußern körperlichen Beschaffenheit daraus zusammen setzen. Sie sind meisten Theils von einem hohen Wuchse und wohl gebauet, von lustigen Geberden, breiten Schultern und Hüften, und von gesunder Natur. Sie haben ein rundes und volles Angesicht, und meisten Theils kleine Grübchen

in den Backen, welches sonst von den Europäischen Kennern der Schönheit hoch geschätzt wird. Ihr Mund ist etwas offen, ihre Zähne sind sehr weiß, und stehen fest beysammen. Ihre Farbe fällt in das Gelbbraune, oder Olivenfarbige, und dieses erstreckt sich bis auf das Weisse im Auge, welches eben so gefärbt ist. Sie haben schwarze und kleine Augen, mit denen sie sehr scharf sehen können. Sie haben eine platte Stirn und Nase, aber nicht von Natur, sondern weil ihnen ihre Mütter bey der Geburt, und so lange sie sie säugen, solche nieder drücken, indem sie eine besondere Schönheit darin suchen; denn außer dem von Natur haben sie eben eine so wohlgestaltete Nase und erhabene Stirn, als wir Europäer. Sie haben sehr breite Füße, und diese sind durch die lange Gewohnheit so abgehärtet, daß sie ohne die geringste Beschädigung barfuß durch die Wälder und über spitzige Felsen laufen. Man trifft unter ihnen keine Krüppel und ungestalteten Personen an, keine Blinden, keine Buckligen, keine Kahlköpfe, die es von Natur sind; welches alles sie ihrer freyen und ungezwungenen Lebensart zu danken haben. Findet man auch Personen, die an einem Gliede verstümmelt, oder lahm sind, so sind es bloß solche, die dieses Unglück in dem Treffen vor dem Feinde bekommen haben, und es ist so weit entfernt, daß sie sich dieser Gebrechen schämen sollten, daß sie sie vielmehr für Zeichen der Tapferkeit halten. Auf einen gesunden und geraden Körper halten sie so viel, daß einige Caraibische Völker in Guiana diejenigen Kinder, welche

von Mutterleibe mit einigen Gebrechen geboren werden, sogleich todt schlagen, oder in eine Grube werfen.

Alle Caraiben haben schwarze und sehr stracke lange Haare, die sie sorgfältig kämmen, auch wohl mit allerhand Fettigkeiten beschmieren. Männer und Weiber flechten einen Theil ihrer Haare hinter sich, und formiren aus den Zöpfen eine Art eines Horns, welches sie auf dem Schopf tragen; auf beyden Seiten aber lassen sie zwey Locken, wie sie von Natur sind, herab hangen. Die übrigen Haupthaare theilen die Weiber so, daß sie auf beyde Seiten des Kopfs fallen; die Männer aber schneiden die Haare am Vorderkopfe ab, und die hintern lassen sie fliegen. Ehe sie von den Europäern eiserne Werkzeuge, Messer, Scheren, u. dgl. bekamen, so ätzten sie sie durch den Saft gewißer scharfer Kräuter hinweg. Was aber den Bart anbelangt, so haben die Caraiben, so wie alle übrigen Amerikanischen Völker, eine solche Abneigung dagegen, daß, so bald sich nur ein Härchen merken läßt, sie solches ausreißen. Sie führen deßwegen beständig ein gewisses Instrument bey sich, dessen sie sich dazu bedienen. Auch will man bemerkt haben, daß, wenn sie einmahl die Haare des Barts heraus gerissen haben, solche sehr selten wieder zum Vorscheine kommen. Man vermuthet deßwegen, daß sie ein gewisses Kunststück besitzen, das Wachsen der Haare zu verhindern. Wie sie die ersten Europäer zu sehen bekamen, die nach der damahligen Mode mit stattlichen

Bärten geschmückt waren, so konnten sie solche nicht ohne Bewunderung ansehen, und hielten sie für einen gräßlichen Zierath des Mannes. So ist in der Welt alles relativ. Der Chineser gefällt sich in seinen langen Nägeln, der Peruaner in seinen langen Ohren, der Araber in seinem Knebelbarte, und der Caraibe in der Glätte seines Gesichts.

So wohl Männer als Weiber gehen ganz nackend, wenn sie unter einander sind; doch hat der Umgang, den sie mit Europäischen Christen haben, in so fern über ihre Gewohnheit gesiegt, daß, wenn sie bey diesen sind, sie sich ihnen zu Gefallen mit einem Hemde, Unterhosen, und sonst einiger Kleidung bedecken: so bald sie aber wieder allein sich selbst gelassen sind, so gehen sie wieder in ihrer natürlichen Blöße herum. Wenn ihnen von den Europäern Vorstellungen dagegen gemacht werden, so sind sie sogleich mit einer Ausflucht fertig: sie sagen, da sie nackend aus Mutterleibe kämen, so wäre es eine Thorheit, den Leib, den sie von der Natur bloß bekommen hätten, mit Kleidern zu bedecken. Von dieser allgemeinen Gewohnheit nackend zu gehen machen sie dennoch eine Ausnahme. Wenn sich nähmlich das Frauenzimmer verheurathen will, so pflegen sie sich zu bedecken. Ist es Schamhaftigkeit, oder unbedeutendes Ceremoniell? Als die ersten Europäer, die zu ihnen kamen, sahen, daß sie gegen alle Kleidungsstücke eine unüberwindliche Abneigung hatten, so zogen einige, um ihnen

desto mehr zu gefallen, und ihre Absicht desto besser zu erreichen, die ihrigen gleichfalls aus, und gingen nackend unter ihnen herum.

Ihre natürliche Farbe, nicht nur im Gesichte, sondern am ganzen Leibe verändern die Caraiben dadurch, daß sie sich über und über roth färben. So bald sie des Morgens von ihrem Lager aufstehen, so gehen sie zu den nächsten Brunnen und Flüssen, und waschen sich am ganzen Leibe; sie gehen darauf in ihre Hütten, setzen sich zu einem gelinden Feuer, und trocknen sich wieder. Alsdenn nehmen ihre Weiber eine Flasche mit einer rothen Farbe, die sie Rucu nennen, und beschmieren sie damit. Diese Farbe machen sie aus den Beeren eines gewissen Baums, den sie Rucu, die Brasilianer aber Urucu, nennen. Der Baum wächst nicht höher, als ein kleiner Pomeranzenbaum, seine Blüthe ist weiß mit Incarnat vermischt, die Frucht wächst in Hülsen, welche kleine Beeren in der Größe einer Erbse in sich schliessen. An diesen Beeren hangt eine rothe klebrige Materie, die durch warmes Wasser davon abgesondert, und alsdenn in kleine Täfelchen formirt wird, womit sie alsdenn nicht nur ihren Leib, sondern auch alles ihr Hausgeschirr bemahlen. Damit ihnen diese Farbe niemahls gebrechen möge, so pflanzen sie um ihre Wohnungen rings herum solche Bäume. Sie bedienen sich dieser Mahlerey nicht nur der Schönheit wegen, sondern sie glauben auch, daß ihre Glieder dadurch gelenksamer und stärker würden, deßwegen sie auch

Öhl unter die Farbe mischen. Nicht weniger bilden sie sich ein, daß sie ihren Leib dadurch des Nachts vor der Kälte und Regen, und des Tages vor dem Stechen der Mustiken und des andern Ungeziefers, nicht weniger vor der Hitze der Sonne, in Verwahrung setzen können. So viel ist gewiß, daß die Haut der Caraiben dadurch nicht allein sanft und glänzend, sondern auch sehr hart wird. Mit dieser rothen Farbe begnügen sich die Caraiben ordentlicher Weise, aber an ihren Festtagen bemahlen sie sich noch über dieß mit allerhand seltsamen Figuren, daher auch die wunderlichen Vorstellungen kommen, die uns die älteren Reisebeschreiber von ihnen gemacht haben; denn einige streuen auf diese klebrige Farbe Federn von allerhand Vögeln, andere hängen schöne Blumen, die in ihrem Lande wachsen, daran, um sich damit ein recht buntscheckiges Ansehen zu geben. Wenn sie nur auf eine simple Art rucuirt sind, so sehen sie aus, wie gekochte Krebse.

Die Caraiben erreichen wegen ihrer gesunden Natur meisten Theils ein hohes Alter. Sie leben ohne Sorge und Bekümmerniß, wissen nichts von Gemüthsunruhe, und führen eine sehr mäßige Lebensart; es ist also kein Wunder, wenn sie von vielen Krankheiten, die aus einer unordentlichen Lebensart, heftigen Gemüthsbewegungen, Anstrengungen der Seelenkräfte, bey andern Völkern entstehen, befreyet sind. Sie genießen außerdem eine reine Luft, und leben unter einer günstigen Himmelsgegend: lauter

Umstände, aus denen sich ein längeres Leben vermuthen läßt. Man findet deßwegen unter den Caraiben wenige, die, wenn sie nicht eine gewaltsame Todesart dahin reißt, in der Blüthe ihrer Jahre sterben. Das gewöhnliche Alter der derselben gehet bis hundert und fünfzig Jahre und drüber; sie sind dabey noch so stark und vermögend, daß sie in dem neunzigsten Jahre noch Kinder zeugen, und es soll gar nichts Seltenes unter ihnen seyn, daß man Kindbetterinnen von achtzig Jahren antrifft. Sie sterben meisten Theils vor Alter. Man findet deßwegen Leute unter ihnen, die man eher für einen Schatten, als für einen lebendigen Körper halten sollte, indem man fast nichts Bewegliches mehr an ihnen gewahr wird, als das Herz und die Zunge. Sie liegen als bloße Gerippe auf ihrem Lager, reden aber beständig, und ohne alle Mühe, bringen auch nichts Ungereimtes hervor, daß man ganz deutlich sieht, daß sie noch den vollen Gebrauch ihres Verstandes haben.

Dennoch aber wollen wir nicht behaupten, daß die Caraiben ohne Ausnahme, als wenn sie in Elysium, oder Eldorado, wohnten, von allen Krankheiten befreyet wären. Auch sie trifft das Los der Menschheit. Insonderheit ist eine gewisse Krankheit unter ihnen gemein, die sie in ihrer Sprache Pians nennen; diese ziehen sie sich durch das Essen der Krabben und anderer Ungeziefer zu. Hierdurch entstehen an unterschiedenen Theilen des Leibes große, blutige und giftige Geschwüre. Sie haben aber auch gleich ein

Mittel bey der Hand, sich davon los zu machen. Sie essen eine Art zahmer Schildkröten, die man Carets, oder Lamantin nennt; hierdurch wird das Gift aus dem Körper getrieben. Alsdenn legen sie die Rinde eines Baums, Chipin genannt, in Wasser, und vermischen damit ein Pulver, welches sie aus dem untersten Theile der großen Lambys-Schnecken zubereiten; sie drücken auch zuweilen den Saft aus den frischen Rinden eines Baumes, Miby, hinein, und trinken alsdenn diese Arzeney. Äußerlich gebrauchen sie einige Salben, womit sie die bösen Geschwüre reinigen. Von Aderlassen wissen sie nichts, aber sie haben eine andere Art, das Blut aus dem Körper abzuzapfen. Sie reissen nähmlich den schmerzhaften Theil mit dem Zahne eines Thieres, Aguty genannt, auf, bis ein wenig Blut heraus kommt, und dieses thun sie sehr oft, daher auch ihr ganzer Leib voll Narben ist, wodurch ihr ohne dieß unangenehmer Anblick noch mehr verunstaltet wird. Sie bedienen sich außer diesem auch der Schwitzbäder. Wenn sie von giftigen Schlangen gebissen werden, so saugen die Weiber das Gift aus der Wunde, nachdem sie vorher einen Trank zu sich genommen haben, welcher verursacht, daß ihnen das ausgesogne Gift nicht schädlich ist. Zuweilen bedienen sie sich einiger Curen, die einem Europäer wunderlich vorkommen müssen. Wenn sie zum Beyspiel von einem Fieber überfallen werden, so springen sie in das kalte Wasser, und glauben, daß sie dadurch die Krankheit ersäufen. Ein Franzose traf einst einen sehr alten Carai-

bischen Mann an, der sich den Kopf an einem überaus kalten Brunnen wusch; er fragte ihn um die Ursache, und der Caraibe sagte: Gevatter, das dient zu meiner Gesundheit, denn ich habe den Schnuppen. Der Franzose lachte darüber, und hatte zugleich Mitleiden mit der Einfalt des alten Mannes: aber der Caraibe wurde doch von seiner Beschwerlichkeit befreyet.

Wenn auch die Caraiben noch so alt werden, daß sie sich im geringsten nicht mehr helfen können; so werden doch ihre Kinder ihrer Ältern in diesem Zustande niemahls überdrüssig. Ehemahls finden wir zwar Beyspiele unter ihnen, daß die Caraiben den Tod ihrer Verwandten befördert, und ihre Ältern getödtet haben, indem sie glaubten, daß sie ihnen einen angenehmen Dienst erwiesen, wenn sie ihrem Jammer und Beschwerlichkeiten ein Ende machten; allein man kann diese Grausamkeit nicht der ganzen Nation als ein allgemeines Verbrechen anrechnen. Denn erstlich erwiesen sie diesen grausamen Liebesdienst niemanden, als der es selbst verlangte; und über dieß haben sie bey aller ihrer Wildheit heutiges Tages einen solchen Abschen vor dieser Handlung, daß, wenn man sie an die Thaten ihrer Vorfahren erinnert, sie nicht einmahl gern davon reden hören. Die alten ertragen die Beschwerlichkeiten des Alters mit Geduld, und die Jungen dienen ihnen ohne Murren. Und so leben sie fort, bis der natürliche Tod ihrem Leben ein Ende macht.

Zweyter Abschnitt.

Religion der Caraiben.

Wenn irgend ein Volk unter dem Himmel ist, bey welchem man wenige Spuren einer nur einiger Maßen reinen natürlichen Religion antrifft, so sind es die Caraiben. Alle Reisenden, die bey diesem Volke gewesen sind, von den Spanischen Entdeckern der neuen Welt an bis auf unsre Zeiten, bekräftigen einstimmig, daß fast alle Erkenntniß, die die Natur den Menschen von Gott eingibt, bey ihnen erstickt sey. Sie haben nicht einmahl ein Wort in ihrer Sprache, welches den höchsten Gott eigentlich anzeige, sondern wenn man mit ihnen von Gott reden will, so muß man sich allerhand Beschreibungen bedienen, wodurch man ihnen diesen Begriff von Gott einiger Maßen beybringen kann; zum Beyspiele, derjenige, der die Welt erschaffen hat, der alles gemacht hat, der den Menschen und Thieren Leben und Speise gibt, und dgl. Sie sagen zwar, daß die Erde eine gute Mutter sey, die ihnen alles gebe, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehöre; aber ihre allzu große Sinnlichkeit hindert sie, sich mit ihren Gedanken zu dem unsichtbaren Urheber der Welt empor zu schwingen. Wenn man ihnen von Gott und göttlichen Dingen etwas vorsagt, so

hören sie es zwar an, aber sie sind völlig gleichgültig dagegen, und sagen wohl gar, wenn sie mit ihren Landsleuten auf diese Art reden wollten, so würden sie gewißlich von ihnen ausgelacht werden. Ihre Traditionen, die sie von dem Ursprunge der Welt haben, sind so voll Ungereimtheiten, als man sie bey irgend einem Volke antrifft. Wir wollen einige anführen.

Einer dieser Sagen zu Folge, sind die ersten Menschen aus zwey Höhlen einer Insel hergekommen. Die Sonne wurde über diese Erscheinung erzürnet, und verwandelte die Hüter dieser Höhlen wegen ihrer Nachlässigkeit in Stein, die Flüchtlinge selbst in Bäume, Frösche und andere Thiere, aber dadurch wurde dennoch die Bevölkerung der Erde nicht gehindert. Eine andere Erzählung gibt vor, Sonne und Mond wären aus einer Höhle auf ihrer Insel hervor gekommen, um die Welt zu erleuchten, und dadurch wäre die ganze Welt fruchtbar und bevölkert worden. Sie thaten deßwegen häufige Wallfahrten nach einer dieser Höhlen, von welcher sie glaubten, daß sie inwendig mit allerhand Mahlereyen ausgeziert sey, ihr Eingang aber von zwey Teufeln verwahrt werde. Außer diesen haben sie noch eine andere Sage, aus welcher man abnehmen kann, daß ihre Vorfahren einiges Licht von einer obern gutthätigen Gewalt gehabt haben, welches aber durch viele Fabeln wieder verdunkelt worden. Sie sagen nähmlich, daß ihre Vorfahren arme Wilde gewesen wären, welche, gleich den Thieren, ohne

Häuser und Decke, worunter sie sich vor dem Ungemach des Wetters verbergen könnten, in den Wäldern gewohnt, und sich von den Kräutern und Früchten ernähret hätten, welche die Erde von sich selbst hervor gebracht hätte. Als sie nun in diesem jämmerlichen Zustande gewesen wären, habe ein alter Mann unter ihnen, der dieser viehischen Lebensart überdrüssig gewesen wäre, bittere Thränen vergossen, und seinen elenden Zustand beweint. Diesem Betrübten sey hierauf ein weiser Mann erschienen, welcher vom Himmel herab gekommen wäre, und habe ihm gesagt, daß er gekommen sey, ihm und seinen Landsleuten zu helfen, und sie zu unterrichten, wie sie in Zukunft ein besseres und ruhigeres Leben führen könnten. Er verwies ihm seine Saumseligkeit, daß er und seine Landsleute nicht schon lange ihre Seufzer zum Himmel geschickt hätten. Und nun zeigte er ihm Mittel, wie sie ihre Lebensart verbessern könnten. Er befahl ihm, die spitzigen und scharfen Steine, womit das Ufer bedeckt war, zu nehmen, und mittelst derselben Bäume zu fällen, und sich Häuser zu bauen; die Blätter der Palmbäume würden ihnen dienen, ihre Häuser damit zu bedecken, und sich gegen Wind und Wetter zu verwahren. Zu gleicher Zeit zeigte er ihm eine Wurzel, die er mit vom Himmel gebracht habe, welche diese besondere Eigenschaft hätte, daß sie sich Brot daraus machen könnten; kein Thier würde sich unterstehen, solche anzurühren, sie sollten sie also ohne alle Furcht pflanzen, und sich ihre Nahrung daraus bereiten. Hierauf

nahm der unbekannte Mann seinen Stab, den er in der Hand hatte, und brach ihn in drey bis vier Stücke, diese gab er dem Alten, und befahl ihm, solche in die Erde zu stecken; er gab ihm die Versicherung, wenn er in kurzer Zeit wieder an dem Orte graben würde, so würde er die vorhin gezeigte kräftige Wurzel in großer Menge finden. Der unbekannte Wohlthäter ließ es dabey nicht bewenden, sondern zeigte ihm die Art, wie er solche zur Speise zubereiten sollte; er sollte sie nähmlich mit einem scharfen Steine, dergleichen an dem Ufer genug vorhanden wären, schaben, den giftigen Saft heraus pressen, und aus dem übrigen vermittelst des Feuers Brot backen. Der alte befolgte seinen Rath, und nach Verlaufe von neun Monathen besichtigte er die gepflanzten Stäbe, und befand den Erfolg gerade so, wie ihm der Unbekannte gesagt hatte. Weil er nun gerade neun Monathe gewartet hatte, bis er die Stäbe heraus genommen, so glauben die Caraiben, daß dieses die Ursache sey, daß das Manioc noch jetzt neun Monathe in der Erde bleiben müsse, bis man das Cassave daraus machen könnte. Dieses sind die Traditionen, welche die Caraiben von dem Ursprunge der Welt und ihrer Nation haben.

Hieraus läßt sich abnehmen, wie wenig die Religion Eindruck auf ihr Herz macht. Wenn man mit ihnen von Gott redet, so zeigen sie zwar mit Händen gen Himmel, aber sie beweisen weder Furcht noch Liebe zu ihm. Mit einem

Worte, sie zeigen nicht die geringste Spur einer Verehrung eines unsichtbaren Schöpfers der Welt. Ein Europäer sagte einst an einem Sonntage zu einem Caraiben: derjenige, welcher Himmel und Erde gemacht hat, wird gewiß über dich zürnen, daß du heute arbeitest, denn er hat diesen Tag zu seinem Dienste verordnet. Der Wilde gab ihm trotzig zur Antwort: und ich bin auch über ihn erzürnet; denn da du sagst, er sey der Schöpfer der Welt, der den Unterschied der Zeiten gemacht habe; so wird er wohl auch derjenige seyn, der den Regen zu seiner Zeit gibt: er wird also auch wohl Schuld daran seyn, daß durch die lange Dürre mein Manioc verdorben ist, und darum will ich ihm zum Trotz arbeiten. Doch findet man auch noch einige unter ihnen, die eine gewisse Art von Verehrung gegen Sonne und Mond haben. Ohne Zweifel ist dieses noch ein Überbleibsel von der Lehre der Apalachiten, unter welchen sie einige Zeit gewohnt haben. Einige reden auch von einer obern und gütigen Macht, die im Himmel wohne. Diese bringe ihre Tage in stiller Ruhe und eigener Glückseligkeit zu, bekümmere sich ganz und gar nicht um die Menschen, und habe weder an ihren guten Thaten einen Gefallen, noch an ihren Übelthaten ein Mißfallen; es wäre ein gutthätiges Wesen, welches auch an seinen Feinden nicht die geringste Rache ausübe; im übrigen fänden sie nicht nöthig, ihm einigen Dienst zu erweisen. Kaum sollte man glauben können, daß die menschliche Natur so tief in Unglauben versinken könne, wenn man nicht so

viele glaubwürdige Zeugen hätte, die die Irreligion der Caraiben einmüthig bekräftigten.

So wenig nun auch die Caraiben Erkenntniß und Furcht Gottes haben, so legen sie doch ein Zeugniß ab, daß es wahr sey, daß der Gedanke von Gott so tief in die menschliche Natur verwebt sey, daß er nicht gänzlich aus dem Herzen vertrieben werden könne. Sie geben dieses insonderheit bey Gewittern zu erkennen. Wenn sie den Donner in den Wolken brüllen hören, so halten sie dieses für eine Stimme Gottes. So bald sich daher der Himmel schwärzet, und sie vermuthen, daß sich ein Donnerwetter aufziehe, so laufen sie geschwinde in ihre Hütten, setzen sich auf kleinen Stühlen zu ihrem Feuer, stellen die Elbogen auf ihre Knie, und legen den Kopf in die Hände. Sie fangen darauf an erbärmlich zu brüllen und zu heulen. Eben dieses thun sie, wenn sich ein Orcan erhebt; auch diesen halten sie für ein Zeichen des göttlichen Zorns. Sie legen sich auf die Erde, bis das Ungewitter vorbey ist. Alsdenn aber sind sie wieder eben so sorgenlos wie vorher, und der Gedanke, daß ein Gott zürne, macht nicht den geringsten Eindruck auf ihr Herz.

Unglaube und Aberglaube, so entgegen gesetzten Grundsätzen sie auch immer folgen, sind jederzeit beysammen. Tausend Beyspiele einzelner Personen, und ganzer Völkerschaften, beweisen es. Der Freygeist, welcher zu gewissen Zeiten mit einem Hohngelächter über Gott und Reli-

gion spottet, zittert und bebt, wenn er des Nachts vor einem Kirchhofe vorbey gehet, und glaubt auf einem Leichensteine ein ganzes Heer Gespenster zu sehen. Der Cannibale, der von Gott, dem Schöpfer der Welt, nichts wissen will, erdichtet sich eine ganze Menge guter und böser Geister, denen er alles physische und moralische Gute oder Üble zuschreibt. Sie haben für die erstern doppelte Nahmen, nachdem sie entweder von Männern oder Weibern genannt werden; jene geben ihren guten Geistern den Nahmen Akombue, deßgleichen auch Icheiri, diese aber Opoyem, oder Chemiin. Sie haben ihrer eine unzählige Menge, und es werden ihrer alle Tage mehrere. Jeder Caraibe wählt sich einen zu seinem besondern Schutzgeiste. Nichts ist lächerlicher, als die Meinung von der Entstehungsart dieser Geister. Sie glauben nähmlich, daß ein jeder Mensch so viele Seelen in seinem Leibe habe, als er Pulsschläge empfinde; die vornehmste davon habe in dem Herzen ihre Residenz. Wenn nun der Mensch stirbt, so glauben sie, daß diese mit ihrem Icheiri oder Chemiin an den Ort fahre, wo die andern Geister in einer vertrauten Gesellschaft mit einander leben; und nun wird sie auch eine von diesen Geistern, und genießt mit den andern gleiche Ehre. Von diesen leiten sie alle guten Veränderungen in ihrem Lande her, und bilden sich ein, daß es in der ganzen Welt nicht anders sey. Wenn ihnen die Europäer von Gott, dem allgemeinen Erhalter aller Dinge, etwas vorsagen, so ist gemeiniglich ihre Antwort, daß zwar der Christen Gott in Spanien oder Frankreich

das Korn aus der Erde hervor wachsen lasse, aber mit ihrem Manioc habe es eine ganz andere Bewandtniß.

Außer den guten Geistern erkennen sie eben so viele böse, deren Vorsteher sie besonders den Maboya, oder Teufel im eigentlichen Verstande nennen. Den Ursprung derselben suchen sie in den Seelen der Menschen, die nicht in den Herzen, sondern in einem andern Theile des menschlichen Körpers ihre Wohnsitze aufgeschlagen hätten. Nach dem Tode sollen sie sich in der Luft ausbreiten, und sich zum Theil an den Ufern des Meers aufhalten, wo sie Schiffbrüche und Stürme verursachen, zum Theil in die Wälder und Felder sich begeben, wo sie alles mögliche Unglück anstiften, wozu sie nur Gelegenheit haben. Jene nennen sie Umeku, diese Maboya.

Beyde so wohl gute, als böse Geister, stehen bey ihnen in großem Ansehen, und werden auch auf eine besondere Weise bey ihnen verehret. Sie haben aber insgemein keine Tempel oder Altäre, die sie ihnen heiligen, sondern sie verehren sie in ihren Hütten durch Darbringung einiger Opfer. Hierzu nehmen sie keine einzige Sache, die ein Leben gehabt hätte, sondern bringen ihnen allein etwas Cassave, nebst andern Früchten, besonders aber Tobak. Diese Opfer, die sie Anacri nennen, legen sie an das eine Ende ihrer Hütten, in Geschirren, auf eine Art von Teppichen, die sie aus Binsen und Latanus-Blättern verfertigen. Ein jeder kann seinem

Schutzgeiste ein solches Opfer bringen, wenn er will. Besonders aber stellen sie ihnen zu Ehren Mahlzeiten an, und opfern Tobak in reichem Maße, wenn sie von einer Krankheit geheilt werden; denn diese so wohl, als ihre Genesung schreiben sie ihnen einzig und allein zu.

Sie haben eine besondere Art des Aberglaubens, die in der Herbeyrufung ihrer Geister besteht. Sie thun dieses um folgender Ursachen willen: erstlich, wenn sie von jemand beleidigt worden sind, und doch ihre Rache nicht selbst an ihm ausüben können, so citiren sie ihre Geister, und geben ihnen den Auftrag, an ihrer Statt ihre Feinde zur Strafe zu ziehen. Zweytens, wenn sie krank sind, und den Ausgang ihrer Krankheit gern wissen möchten, so hohlen sie ihre Geister, daß sie einen Ausspruch über Tod und Leben thun sollen. Drittens befragen sie sie, bey eräugnenden Umständen über Krieg und Frieden, und ziehen sie zu Rathe, auf was für Art und Weise sie ihre Feinde angreifen sollen. Endlich bedienen sie sich auch ihrer Hilfe, um den Teufel von sich zu entfernen. Wer sich über den abscheulichen Aberglauben dieser Wilden wundert, bedenke doch nur, daß sie hierin nicht viel dümmer sind, als eyemahls die klugen und witzigen Römer. Die Dummheit des Aberglaubens ist unter jeder Decke sichtbar.

Es ist der Mühe werth, die Art, wie die Caraiben ihre Geister herbey rufen, genauer zu untersuchen. Sie bedienen sich hierzu einer gewis-

sen Art Zauberer, oder Wahrsager, die sie Boyas, oder Butios, nennen. Ein jeder von diesen hat seinen besonderen Geist, der ihm zu Gebothe steht, und, so oft er es haben will, erscheint. Diese Ceremonie geschieht allemahl in der Nacht; aber an den Ort, wo der Geist erscheinen soll, darf in einer gewissen Entfernung kein Licht noch Feuer gebracht werden; denn diese Geister hassen alles Helle dermaßen, daß alle angewandte Mühe sie herbey zu rufen vergeblich seyn würde, wenn sie nur den geringsten Schein eines Lichtes merken würden. Oft geschiehet es, daß etliche Boyas zugleich ihre Geister herbey rufen; alsdenn aber geht es nicht so ruhig zu; denn die Geister schelten und zanken sich unter einander wie die Trödelweiber, indem sich ein jeder die Ursache desjenigen Übels zuschreibt, weßwegen sie herbey gerufen werden. So bald also einem Caraiben ein Unglück begegnet, so glaubt er, daß sein Feind seinen Schutzgeist citirt, und ihm den Auftrag gegeben habe, ihn zu plagen. Er beklagt sich, daß er von ihm geschlagen werde; ja sie zeigen oft die Mahlzeichen der Schläge, die sie von dem feindlichen Geiste empfangen hätten. In dieser Unwissenheit und Blindheit fürchten sie den Maboya mehr, als alles in der Welt; sie sagen, daß er ihnen unter den fürchterlichsten Gestalten erscheine, sie auf alle mögliche Art plage, und nicht selten durch Schläge zwinge, eine Mordthat zu begehen. Das einzige Mittel, dessen sie sich alsdenn dagegen bedienen, ist, daß sie ihren eigenen Schutzgeist herbey rufen. Können sie in der Geschwindig-

keit keinen Boya bekommen, so gerathen sie in eine solche entsetzliche Angst, daß sie am ganzen Leibe zittern; ja man hat Beyspiele, daß einige aus lauter Angst und Furcht gestorben sind Diese Angst aber verschwindet sogleich, wenn der Caraibe nur seinen Boya bekommen kann.

Diese listigen und betrüglichen Zauberer stehen unter diesem blinden Volke in einem außerordentlich großen Ansehen, welches sich auf den falschen Wahn gründet, daß sie mit den Geistern ein heimliches Verständniß hätten, die ihnen alles offenbarten, was sie wissen wollten, und alles thäten, was sie von ihnen verlangten. Ihre Reden werden als göttliche Antworten angenommen, und ihre Befehle blindlings befolgt. Diese Betrüger wissen sich auch ihres Ansehens meisterlich zu bedienen. Krieg und Friede hangt von ihren Aussprüchen ab, und unter einzelnen Personen entstehen oft Feindschaften, die sich mit vielem Blutvergießen endigen, bloß wenn es der Boya haben will. Der Caraibe hangt gänzlich von seinem Boya ab.

Er fähret, wenn er stirbt, wohin sein Priester will,
Ist selig auf sein Wort, und wenn er will geplagt.

So bald sich also einer von den oben angeführten Umständen eräugnet, in welchen sie die Gegenwart ihrer Geister nöthig zu haben glauben, so wird sogleich der Wahrsager herbeyge-

rufen. Hierauf wird die Hütte des Caraiben mit aller Sorgfalt ausgefegt. In die Mitte derselben wird alsdenn ein Tisch gesetzt, den sie Matutu nennen, und auf demselben wird Cassave und Tobak, dem Geist zum Opfer, hingelegt. Erlaubt es die Jahrszeit, so legen sie auch die Erstlinge von ihren Früchten bey. An dem einen Ende der Hütte des kranken Caraiben stehen so viele kleine Stühle, als sich Personen zu dieser feyerlichen Handlung versammelt haben. Wenn hierauf alles Feuer in der Nähe ausgelöscht ist; so gehet der Boya in das Dunkle hinein. In der Hand trägt er ein brennendes Stück Tobak. Hat er nun seine Stelle eingenommen; so murmelt er einige seltsame und unverständliche Worte her, stampft zu verschiedenen Mahlen mit dem linken Fuße auf die Erde, nimmt das Stück Tobak in seinen Mund, und bläst den Rauch fünf bis sechsmahl in die Höhe; alsdenn zerreibt er das Stück Tobak mit seinen Händen, und streuet es in die Luft. Hierdurch wird der Geist herbey gerufen und gebannet. Er gibt auch zugleich Zeichen seiner Gegenwart von sich; er erschüttert den Gipfel der Hütte, fängt ein erschreckliches Gepolter an, erscheint dem Boya in sichtbarer Gestalt, sonst aber niemanden von denen, die dabey sind, und gibt auf die vorgelegten Fragen Antwort. Und alsdenn geht die Versammlung, entweder freudig oder mißvergnügt, auseinander. Haben sie den Geist besonders zur Genesung eines Kranken herbey gerufen, so verbinden sie mit diesen Ceremonien noch eine andere Gaukeley. Die Boya's

legen sich stark auf die Kenntnisse der Krankheiten, und haben auch verschiedene Heilungsmittel dagegen, die sie aber so geheim halten, daß sie keinem Menschen etwas davon sagen. Dieser geheimen Kunst bedienen sie sich vortrefflich zu ihrer Betrügerey. Sie können aus der langen Erfahrung ziemlich wahrscheinlich wissen, ob eine Krankheit tödtlich sey, oder nicht. Aber diese Kenntniß schreiben sie nicht ihrer Einsicht, sondern der Offenbarung ihrer Geister zu. Finden sie nun, daß der Kranke Hoffnung zur Genesung habe, oder gibt ihnen nach ihrem Vorgeben der Geist eine erwünschte Antwort, so nähern sie sich in Begleitung desselben dem Kranken, und versichern ihn, daß er seine Gesundheit bald wieder erlangen werde. Um ihn in dieser Hoffnung zu stärken, berühren sie den schmerzhaften Theil, zeigen ihm einen Dorn, oder Stückchen Holz, oder einen Knochen, oder einen Stein, oder sonst etwas, und überreden ihn, dieses sey die Ursache der Krankheit, die ihm von dem Maboya in den Leib gehext worden wäre, da sie nun dieses durch Hilfe ihres Schutzgeistes heraus gebracht hätten, so wäre alle Hoffnung zur Genesung da. Sie behauchen hierauf das schwache Glied mit ihrem Athem, saugen auch wohl daran, und überreden den Kranken, nunmehr sey alles Gift aus seinem Leibe heraus. Hierauf stellen sie Gastmahle an, wobey aber weder der Boya noch sein Geist vergessen wird. Fällt aber die Antwort des Geistes nicht nach Wunsche aus, das ist, wenn keine Hoffnung zur Genesung da ist; so tröstet der Boya den Kranken, und sagt,

daß sein Geist sich seiner erbarme, und ihn in seiner Gesellschaft mit nehmen wolle, damit er in Zukunft ohne Gebrechlichkeit leben möge. Bey diesen Gelegenheiten leidet oft das Ansehen des Boya einen starken Abgang, und die Caraiben sind nicht immer so leicht zu betrügen. Wenn ein Kranker, der Vorherverkündigung des Boya ungeachtet, unter seinen Händen stirbt, so ist nicht selten sein ganzer Credit verloren, und man sieht ihn als einen Betrüger und Unwissenden an. Die nächsten Freunde des Verstorbenen versammeln sich alsdenn um seinen Leichnam, schneiden ihm Nägel und Haare ab, vermischen sie mit dem Saft eines gewissen Krauts, gießen ihm dieses in den Hals, und bitten ihn, ihnen bekannt zu machen, ob er durch das Versehen des Boya sein Leben verloren habe. Wenn nun ihrer Einbildung nach eine Antwort, oder Zeichen erfolgt, wodurch der Boya beschuldigt wird, und dieser nicht die Vorsicht braucht, sich bey Zeiten aus dem Staube zu machen, so wird er mit einer Tracht Schläge überladen. Jedoch ehe es dazu kommt, muß er sich schon vorher verdächtig gemacht haben; denn sonst ist doch die Ehrerbiethung zu groß, als daß sie sogleich zur Ausübung einer solchen Rache schreiten sollten. Oft bedienen sich die Boya's selbst dieses Mittels, einander um ihren Credit zu bringen.

Wenn sich nun bey glücklicher Antwort der Boya entfernt hat, so glauben sie, daß sich der von ihm beschworene Geist noch einige Zeit in der Hütte aufhalte. Der Aberglaube dieser Völ-

ker ist so groß, daß sie sich nicht nur einbilden, eine deutliche Antwort auf die ihm vorgelegte Fragen vernommen zu haben, sondern auch nach dem Abschiede des Boya zu hören, wie er die Geschirre bewege, mit den Zähnen klappere, und das ihm vorgesetzte Opfer verzehre. Ja sogar des andern Morgens glauben sie Spuren seiner Gegenwart zu sehen. Der Geist verschwindet zwar nicht, wie ehemahls in Europa, mit Hinterlassung eines Gestanks, aber er begehet doch eine ähnliche Unsauberkeit. Die Speisen, die er nicht hat verzehren können, besudelt er, und diese werden alsdenn von den armen Caraiben so heilig gehalten, daß nur alte und vornehme Leute die Erlaubniß haben, die verunreinigten Überbleibsel zu genießen, und dieses alsdenn nur, wenn sie ihren Körper vorher zu dieser Unsauberkeit gereingt haben: außerdem ist es schlechterdings verbothen, davon zu essen. Man würde diese Nachricht billig in Zweifel ziehen, wenn sie nicht durch Spanische und Französische Augenzeugen bestätigt würde. Finden wir doch bey einigen alten Völkern, die lange nicht so wild und dumm waren, als die Caraiben, einen ähnlichen Aberglauben, der durch die Bosheit der Götzenpriester kräftig unterstützt wurde. Man denke nur an die Lectisternia der Römer, so wird man aus der Beschaffenheit der Sache keinen Zweifel gegen ihre historische Richtigkeit erregen.

Eben dieses wird durch die neuesten Nachrichten der Mährischen Brüder, die in der Provinz Guiana ihre Missionen haben, bestätigt: denn

da diese mit den Caraiben, die in der Nähe von einem ihrer Missionplätze wohnen, öftern Umgang haben, und von ihnen freundschaftlich behandelt werden; so haben sie auch die beste Gelegenheit gehabt, von den Sitten dieses Volks genaue Nachricht einzuziehen. Diese machen uns von der gegenwärtigen Sache folgende Beschreibung. Ihre Zauberer, die sie Bogoier, oder Sammeti nennen, geben sich das Ansehen, als wenn sie die Kunst, den bösen Geist aus den Kranken zu vertreiben, verständen. Diese sind ihre Ärzte, die mit den Heilkräften verschiedener Kräuter und Wurzeln nicht unbekannt sind. Sie brauchen viele schweißtreibende Mittel, die Krankheiten zu vertreiben, und oft mit gutem Erfolge; denn ihre meisten Krankheiten kommen von Erkältungen her. Daß sie dabey allerley Gaukeleyen machen, schreyen, und mit ihren Calebassen lärmen, das gehört zur Charletanerie, wodurch sie sich bey dem dummen Volke in Ansehen setzen. Schlägt die Cur nicht an, so geben sie vor, daß sich der große böse Geist des Kranken bemächtigt habe: und gegen den könnten sie nichts ausrichten. Man sieht also, daß die heutigen Caraiben von den ältern in diesem Stücke ganz und gar nicht unterschieden sind. Sie schreiben die Unfälle ihres Landes noch immer dem Maboya zu; ja sie bilden sich sogar ein, daß sie dieser unter die Gewalt der Europäer gebracht, und sie aus den besten Theilen ihres Landes vertrieben habe.

Von diesen Geistern glauben sie ferner, daß

sie sich oft in den Gebeinen der Todten aufhalten; von da sie durch die Zauberer heraus gerufen würden, auch zuweilen aus eigenem Antrieb in die Weibsleute führen, und aus ihnen redeten. Dieses hat zu einem neuen Aberglauben Gelegenheit gegeben; sie nahmen nähmlich aus den Gräbern der Ihrigen dergleichen kleine, ihrer Meinung nach, begeisterte Knochen heraus, und wickelten sie in Baumwolle ein; sie gaben sich darauf Mühe, etwas, das ihrem Feinde, dem sie Schaden zufügen wollten, angehörte, in ihre Gewalt zu bekommen; dieses legten sie zu dem eingewickelten Knochen, machten allerhand Gaukeleyen, und meinten ihn damit zu bezaubern.

Wenn man diese Vorstellungen zusammen nimmt, so ist ihre Religion ein Gewebe von den abscheulichsten und ungereimtesten Meinungen. Wir haben schon oben angemerkt, daß ihr Begriff, den sie von einem höchsten Gott haben, außerordentlich dunkel sey. Sie reden auch von einer Mutter desselben, welche fünf Nahmen gehabt habe, nähmlich Attabeira, Mamona, Guaracarita Tiella, und Gnamaonocan: allein weder ihm noch seiner Mutter erwiesen sie die geringste Verehrung; sondern alles was noch etwa den Schein einer Verehrung haben kann, wurde den vorhin gemeldeten Geistern erwiesen. Nach ihrer verdorbenen Einbildungskraft glaubten sie, daß ihnen diese Geister wirklich unter sichtbaren Gestalten erschienen seyen, und nach diesen Gestalten machten sie auch allerhand abscheuliche Bilder, welche ihre Götzen waren. Sie waren sehr

häßlich. Die erträglichsten glichen einigen Thieren, als Kröten, Schildkröten, Schlangen, und Caymannen; oft waren es auch menschliche Bilder, die etwas Seltsames und Entsetzliches an sich hatten. Diese abscheulichen Gestalten, unter welchen sie ihre Geister, oder, wenn man will, Götter, vorstellten, veranlaßten sie, sie nicht anders als furchtbare Wesen zu betrachten, die ihnen mehr Übels als Gutes zufügen könnten. Daher auch aller Dienst, den sie ihnen erwiesen, nur dahin ging, sie zu befriedigen, daß sie ihnen nicht schaden möchten. Diese Götzen nannten sie Chemis oder Zemetz. Sie machten sie aus Kreide, Stein oder gebrannter Erde. Da sie keine Tempel hatten, so setzten sie sie in alle Winkel ihrer Häuser, zierten ihren Hausrath damit, und drückten ihre Abbildungen auf verschiedene Örter des Körpers ein. Da sie sie beständig vor Augen hatten, so mußten sie ihnen nothwendig oft im Traume vorkommen, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn sie bey ihrer rohen Denkungsart so viel von den Erscheinigungen ihrer Götter zu sagen wissen. Bey all ihrer Dummheit mischte sich auch Bosheit, die getreue Gefährtinn derselben, mit in ihre Religion. Der Geschichtschreiber des Christoph Columbus erzählt aus der Nachricht eines Missionars, diese Zemetz wären der Caraiben Schutzgeister gewesen; jeder hätte sich einen zugeeignet, den er über die andern alle gesetzt hätte. Sie verwahrten sie sehr sorgfältig; besonders, da die Christen in ihr Land kamen, und sie den Abscheu derselben an ihren Götzen gewahr wurden, so stellten sie sie an solche Or-

te, wo keine Christen hinkamen. Da sie nun besorgten, die Spanier möchten auch diese auskundschaften; so liefen sie, so bald sie nur einige Spanier gewahr wurden, eilends in ihre Hütten, um ihre Götzen daraus wegzunehmen und besser zu verwahren. Einst überraschten die Spanier einen Caciken in seiner Cabane; sie sahen da einen solchen Zemes, der viel Lärmen machte, und in der Sprache des Landes vielerley sprach, das sie aber nicht verstehen konnten. Sie setzten sogleich ein Mißtrauen in den ganzen Handel. Sie zerbrachen das Bild, und entdeckten zu ihrem Erstaunen eine lange Röhre, wovon das eine Ende in den Kopf des Götzen, das andere in einen kleinen Winkel ging, welcher mit Blättern bedeckt war. Hier fanden sie einen Menschen, der durch die Röhre redete, und den Götzen alles sagen ließ, was er wollte. Der Cacike bat sie, nichts von dem, was sie gesehen hätten, zu entdecken; er bediene sich dieses Kunstgriffs, um sich eine gewisse Abgabe bezahlen zu lassen, und seine Unterthanen im Gehorsame zu erhalten. Diese Götzenbilder hangen ihre Boya's, oder Butios, an den Hals, führen sie beständig mit sich herum, und dieses ist der einzige Zierath, wodurch sie sich von andern Leuten unterscheiden. Es scheinet, daß die Caraiben, als die Spanier ins Land kamen, ihre Götzen unter die Erde vergraben haben; wenigstens findet man noch heut zu Tage an unterschiedenen Orten viele dergleichen Bilder, und man schliesset daraus, daß an solchen Orten ehemals Dörfer der Caraiben müssen gestanden haben. Eben dieses urtheilet man

aus einem gewissen Haufen Muschelwerke, welches man unter der Erde fand, woraus die Indianer viel machten; je weiter man gräbt, desto mehr Entdeckungen macht man, und überall findet man solche Götzenbilder vergraben. Man hat auch Puppen in Baumwolle gewickelt gefunden, deren sich, wie wir schon gesagt haben, ehemals die Caraibischen Zauberer bedienten, um dem Volk weiß zu machen, daß die Geister mit ihnen redeten. Du Parquet, ein Französischer General-Lieutenant, fand dergleichen baumwollene Götzen, die wie Menschen gestaltet waren, in einer Höhle auf der Insel Martinique. Er erfuhr, daß es Götzen der ehemaligen Einwohner dieser Insel wären, und keiner von den Indianern getraute sich in diese Höhle zu gehen. Der General ließ solche wegnehmen, und gab sie auf ein Französisches Schiff, nebst einem Brief an den Herzog von Orleans. Dieses Schiff wurde von den Spaniern weggenommen und nach Spanien gebracht, wo der Capitain beynahe in die Inquisition gekommen wäre, weil man die Götzen für Zauberbilder hielt, wenn nicht der Brief an den Herzog von Orleans seine Unschuld entdeckt hätte. Man erzählt von einem dieser Zemes noch eine andere Geschichte, deren Wahrheit wir aber auf ihrem Werth und Unwerth beruhen lassen; wenigstens hat sie alle Merkmahle einer erdichteten Legende an sich. Der Vater eines Caciken, mit Nahmen Gurainoex, soll einst vor der Ankunft des Columbus so neugierig gewesen seyn, seinen Zemes zu befragen, was nach seinem Tode auf der Insel vorgehen würde; dieser habe

ihm geantwortet, es würden bald Menschen kommen, die Haare am Kinn hätten, und von den Füßen bis auf den Kopf bekleidet wären; diese Fremden würden die Gottheiten der Inseln zerstücken, und ihren Dienst abstellen; sie würden an ihren Gürteln lange eiserne Werkzeuge tragen, mit welchen sie einen Menschen in zwey Stücke zerhauen könnten; die Insel würden sie von allen ihren Einwohnern entblößen. Diese Prophezeyung breitete sich gar bald aus, und setzte jedermann in Schrecken; man verfertigte sogar ein trauriges Lied darüber, welches täglich abgesungen wurde. So wahrscheinlich es ist, daß diese Prophezeyung erst nach der Eroberung der neuen Welt von den Spaniern ist geschmiedet worden, indem sie von der Eroberung von Mexico und Peru ähnliche Weissagungen vorgegeben haben, um ihr Verfahren dadurch zu rechtfertigen; so fehlt es doch nicht an Schriftstellern, die diese Erzählung bestätigen. Herrera und Oviedo tragen kein Bedenken zu behaupten, Gott habe den Geist der Lügen genöthiget, Völkern, die er so lange Zeit verführt habe, Wahrheiten zu entdecken. Wir überlassen unsern Lesern gern, selbst darüber zu urtheilen; so viel ist aber doch daraus abzunehmen, daß es unter den Caraiben ein allgemeiner Glaube gewesen sey, daß ihre Götzenbilder zukünftige Dinge haben entdecken können. Außer dem schrieben sie besonders den Zemes der Caciken noch andere Eigenschaften zu; einer soll die Tugend besessen haben, das gesäete Getreide zum Wachsthum zu befördern; ein anderer, den schwangern Weibern die Ge-

Geburt ohne Schmerzen zu verschaffen; noch ein anderer, Regen und gutes Wetter, je nachdem es die Umstände erforderten, zu geben, und was dergleichen toller Aberglaube mehr ist.

Nach den dummen Begriffen dieses Volks, welches sie von ihren Geistern, oder Göttern, haben, ist auch ihr äußerer Dienst höchst abscheulich. Wir finden keine Spur eines Gebethes, oder eines zu ihren Göttern gerichteten Wunsches unter ihnen, sondern ihr ganzer Dienst besteht in einigen abergläubischen Gebräuchen, wodurch sie nichts Anders suchen, als ihren Zorn zu stillen, indem sie sie fast größten Theils für feindselige Wesen halten. Sie bringen ihnen also die Erstlinge ihrer Früchte zum Opfer, bereiten ihnen bey ihren Mahlzeiten einen besondern Tisch, weisen ihnen an demselben die oberste Stelle an, legen ihnen die besten Speisen vor, zünden ihnen zu Ehren Tobaksblätter an, mahlen ihre abscheuliche Gestalt an den vornehmsten Ort in ihren Schiffen, tragen ihr Bildniß als Ordenszeichen am Halse; zuweilen zerritzen und verwunden sie ihren Leib bis aufs Blut, und matten sich mit widernatürlichen Fasten auf das erstaunlichste ab. Zu allen diesen Handlungen haben sie ordentlicher Weise keine besondere Zeit, sondern, so wie es ihnen einfällt, oder wenn sie sich einbilden, daß sie von dem Mabopa brav Schläge bekommen, dann glauben sie, daß es Zeit sey, ihn zu versöhnen.

Wenn sich der Mabopa durch den beschrie-

benen Dienst der Privat-Personen nicht will besänftigen lassen, so stellen sie auch wohl öffentlichen Feyerlichkeiten an. Wir wollen eine derselben, wie sie ehemahls auf der Insel Hispaniola gehalten wurde, erzählen. Der Cacike ernannte hierzu einen Tag, und ließ solchen durch einen öffentlichen Ausrufer bekannt machen. Das Fest nahm mit einer zahlreichen Procession seinen Anfang. Jedermann wohnte derselben bey. Die verheuratheten Manns- und Weibspersonen putzten sich nach ihrer Landesart hierbey auf das herrlichste; die Mädchen aber erschienen ganz nackend, denn dieses brachte der unter ihnen eingeführte Wohlstand so mit sich. Der Cacike, und die Vornehmsten des Orts eröffneten den Zug; jeder hatte eine Trommel in der Hand, die er beständig rührte. So zogen sie in eine Hütte, die einen Tempel vorstellen sollte. Diese war rings umher mit Götzenbildern besetzt, von der Art, wie wir sie beschrieben haben. Hier standen die Boyas und Butios, und erwarteten das Volk. Sie nahmen die dargebrachten Geschenke den Leuten ab, und machten dabey ein abscheuliches Geheul. Ein Theil dieser Opfer bestand in Kuchen, welche die Weiber in Körben, die mit Blumen geziert waren, brachten. Die Priester legten die geopferten Gaben vor den Götzen nieder. und heulten. Wenn dieses Opfer geendigt war (denn sie machten nicht viel Ceremonien dabey), so fingen eben die Weiber, die die Kuchen gebracht hatten, auf ein von den Priestern gegebenes Zeichen an, aus allen Kräf- zu tanzen, und sangen Lieder zu Ehren der Ze-



Feyerlicher Umgang zu Ehren der Götter auf der Insel Hispaniola.

Back of
Foldout
Not Imaged

mes; diesen fügten sie noch einige Loblieder ihrer alten Caciken bey. Die Priester zerbrachen hierauf die geopferten Kuchen, theilten die Stücke unter die Häupter der Familien aus, nicht zum Essen, sondern sie mußten ein ganzes Jahr mit der größten Sorgfalt aufbewahret werden. Der Cacike näherte sich hierauf der tempelartigen Hütte, ging aber nicht hinein, sondern blieb an der Thüre stehen, und rührte beständig seine Trommel. Vor ihm ging die ganze Procession vorbey, und jeder ging mit seinem heulenden Gesang in den Tempel, und stellte sich vor den vornehmsten Zemes. Hier hörte er auf zu singen, und steckte sich einen Stock in den Hals, wodurch er sich zum Brechen reitzte. Sollte man glauben, daß man von einer so abscheulich närrischen Gewohnheit einen Grund angeben könnte? Die Caraiben gaben einen davon an, der aber eben so närrisch war, als die Ceremonie selbst. Sie sagten, sie wollten dadurch anzeigen, daß man bey dem ehrerbiethigen Zutritt zu einer Gottheit ein gereinigtes Herz, und solches, so zu sagen, auf der Zunge haben müßte. Hier fragten nun die Priester ihre Zemes öffentlich um Rath; allein man hörte niemahls eine vernehmliche Antwort des Götzen, sondern man urtheilte von dem Orakel nach dem Betragen des Priesters. Wenn er anfing zu singen und zu tanzen, so war es ein gutes Zeichen, und man ließ seine Freude darüber durch allerhand Bewegungen merken. Sah er im Gegentheile traurig aus, so überließ man sich den Thränen, und fastete so lange, bis die Gottheit durch gewisse Zeichen zu erkennen

gab, daß nunmehr ihr Zorn verschwunden sey Das ist alles, was wir, nicht so wohl von einer Religion, als vielmehr von einem schwachen Schein derselben haben ausfündig machen können.

Und nun wird man sich gar nicht wundern, warum diese Leute so schwer zur Christlichen Religion zu bringen sind; die Macht des Aberglaubens hat sich ihrer sinnlichen Seelen allzustark bemeistert, als daß sie sich zum Wesen der Christlichen Lehre erheben könnten. Sie verfolgen zwar diejenigen nicht, die sich etwa zu den Christen wenden; aber sie belegen sie doch mit allerhand Schelrworten. Man hat Versuche gemacht, und sie außer Landes gebracht, aber man hat eben so wenig ausrichten können. Unter andern schickten die Missionarien im vorigen Jahrhunderte einen jungen Caraiben von guter Familie unter ihnen nach Europa, um ihn nach Europäischem Fuße zu unterrichten, und ihn hernach mit desto besserm Erfolge unter seinen Landsleuten zu brauchen. Er kam nach Paris, man zeigte ihm alles Sehenswürdige, und unterrichtete ihn so wohl in der Christlichen Religion, als in den feinern Europäischen Sitten. Man schickte ihn darauf mit ansehnlichen Geschenken zurück. Aber kaum hatte er den Boden seines Vaterlandes betreten, so war er wieder derjenige, der er zuvor war. Er verlachte alles dasjenige, was er gesehen hatte, als ein Gaukelspiel, sagte, die Christen gingen mit lauter Thorheiten um, begab sich wieder unter die Wilden, warf seine Kleider weg, und ließ sich wieder rucuiren. Und hierin sind alle

Wilden einander gleich. Unwissenheit und Aberglaube in der Religion sind ihre Hauptkennzeichen; nur daß sie unter verschiedenen Himmelsstrichen eine verschiedere Gestalt annehmen. Da sich die Caraiben so wenig über die Sinnlichkeit erheben können, so sind ihre Vorstellungen, die sie sich von ihrem Zustande nach dem Tode machen, nach eben dem Schlage geformt. Sie reden zwar von einer Unsterblichkeit der Seele, aber ihre Äußerungen davon sind so ungewiß und verworren, daß es Mühe kosten würde, sie in einigen Zusammenhang zu bringen. Ihre Meinung von der Menge der Seelen, die in einem Menschen wohnen, ingleichen von ihrer Verwandelung in gute oder böse Geister, haben wir bereits angeführt. Außer dem glauben sie, daß ihre tapfersten Leute nach ihrem Tode in jene glückseligen Inseln gebracht würden, wo sie alles nach Wunsche haben, und wo die Arrovager, mit denen sie in beständiger Feindschaft leben, ihre Leibeigenen seyn würden. Jeder verlegt das Paradies in eine Provinz, die er für die schönste hält, und stellt sich das künftige Leben nur wenig von dem gegenwärtigen verschieden vor, außer daß sie glauben, daß sie ihre körperlichen Bedürfnisse daselbst besser und leichter haben könnten. Sie glauben, daß sie alsdenn in großen und breiten Flüssen ohne Müdigkeit schwimmen, und auf dem Lande in allen Wollüsten leben würden. Sie freuen sich insonderheit darauf, daß sie alsdenn ihre Freunde und Verwandten wieder antreffen, und die auserlesensten Weiber haben würden. Einige glauben, daß der Aufenthalt der Seelen nach dem

Tode in einer großen Ebene wäre, die mit lauter Mameys, eine Art von Apricosen, bedeckt wäre, wovon die Seelen ihren gewöhnlichen Unterhalt nähmen; hierher begäben sie sich besonders des Nachts, um den nöthigen Vorrath davon einzusammeln, des Tags aber hielten sie sich auf bergigen und schwer zu erreichenden Orten auf. Diese Meinung, die sie von den Nahrungsmitteln der Seele nach dem Tode haben, ist die Ursache, daß sie die Mamey als eine heilige Frucht ansehen, und ob sie gleich von einem vortrefflichen Geschmack ist, dennoch nichts davon genießen, aus Furcht, sie möchten den Verstorbenen die Nahrungsmittel entziehen. Von dieser Glückseligkeit sind die Furchtsamen und Verzagten ganz ausgeschlossen; diese müssen jenseit der Berge in wüsten und unfruchtbaren Ländern ihren Feinden, den Arovagern, als Sclaven dienen, und ein Leben führen, das voller Mühseligkeit und Beschwerden ist. Einige von den Caraiben sind so viehisch, daß sie sich um ihren Zustand nach dem Tode gar nicht bekümmern; wenn man ihnen auch etwas von einem Leben nach dem Tode sagt, so ist es ihnen lächerlich. Wenn aber auch einige ein Leben nach dem Tode annehmen, so ist doch dieser Gedanke so schwach und verworren, daß er nicht den geringsten Eindruck auf ihr Herz macht, und die Bewegungsgründe, die man von dem Zustande der Seele nach dem Tode hernimmt, um sie zur Ausübung der Tugend zu bewegen, verlieren bey ihnen alle Kraft. Ihre ganze Sittenlehre ist also auch weiter nichts, als bloßer natürlicher

Instinct, ohne eine vernünftige Überlegung. Man sieht also, daß ihre ganze Religion keine Verehrung einer nur falsch angenommenen Gottheit aus Hochachtung und Liebe ist, sondern daß sie bloß durch Furcht vor dem bösen Geiste angetrieben werden, einige Alfanzereyen und abergläubische Gebräuche zu beobachten, um sich vor Schaden und Unglück zu verwahren.

Dritter Abschnitt.

Bürgerliche Verfassung der Caraiben.

Die Caraiben machen ein Volk aus, ohne daß man sagen kann, daß sie eine eigentliche bürgerliche Verfassung haben. Ihr Zusammenhang gründet sich bloß darauf, daß sie von einem Stamm sind, und einerley Sprache reden. Sie stehen unter keinem gemeinschaftlichen Oberhaupt, und werden durch keine gemeinschaftlichen Gesetze zusammen gehalten. Es gibt zwar so genannte Oberhäupter unter ihnen, aber an vielen Orten haben sie weder eine gesetzgebende, noch richterliche Gewalt. Jeder Hausvater ist Herr in seinem Hause. Er entscheidet die Streitigkeiten, die unter seinen Leuten entstehen; er bestraft Beleidigungen nach Gutbefinden. Wenn er seine untreue Ehefrau mit dem Ehebrecher erschießt, und sodann die Hütte über ihren Köpfen zusammen brennt;

so thut er nichts, als wozu er berechtiget zu seyn glaubt. Überhaupt schafft sich ein jeder selbst Recht, so gut er kann, und das Recht der Stärkern gilt hier, wie bey allen Wilden. Gedachte Oberhäupter stehen in einem besondern Ansehen, doch haben sie an einem Orte nach der hergebrachten Gewohnheit mehr zu befehlen, als an andern.

Auf einer jeden Antillischen Insel hatten sie ehemahls, wie sie noch ganz Herren davon waren, mehrere solcher Hauptleute. Der erste war der Hauptmann des Carbets, oder des Dorfs, den sie schlechtweg Tiubutuli nannten. Wenn sich ein Mann mit seiner Familie an einem Orte niederließ, wo sie sich vermehrten und anbaueten, so war dieser Altvater nicht nur der Regent über seine Familie und deren Absprößlinge, sondern auch über diejenige, die sich zu seiner Familie schlugen, und er wurde deßwegen der Hauptmann des Geschlechts, der Häuser, oder des Carbets genannt. Der andere war der Hauptmann der Pirougue, oder des Schiffs, welches er erbauet hatte, und worüber er, wenn ein Krieg entstand, das Commando führte. Diesen nannten sie Tiubutuli Canova. Wenn mehrere Geschlechter ihre Schiffe gemeinschaftlich zum Kriege mit einander hergaben, so erwählten sie einen Admiral, der die Regierung über sämmtliche Schiffe und ihre Befehlshaber hatte, und diesen nannten sie Nhalene. Endlich hatten sie auch einen Oberhauptmann, der über mehrere Carbets und ihre Hauptleute zu gebiethen hatte,

und diesen nannten sie Ubutu. Dieses ist eben diejenige Person, die man sonst in Indien den Caziken zu nennen pflegt.

Zu der Würde eines Caziken kann man auf verschiedene Art gelangen. Erstlich durch die Erbfolge. Diese war aber nur bey einigen Stämmen der Caraiben, und nicht allgemein eingeführt. Wenn ein Cazike starb, so fiel die Regierung an einen seiner Söhne, den man für den tüchtigsten dazu hielt. Starb er ohne Kinder, so kam die Regierung bey denjenigen Caraiben, wo die Erbfolge eingeführt war, an die Kinder seiner Schwester, vorzüglich vor den Kindern seiner Brüder. Man hat diese Gewohnheit bey mehrern Völkern in Amerika angetroffen. Die Ursache, die sie davon angaben, war, weil man bey den Kindern der Brüder nicht so gewiß seyn könnte, daß sie von dem Blut ihres Oheims wären, als bey den Kindern der Schwester. In einigen Provinzen mußten deßwegen die Weiber der Caziken ihren verstorbenen Männern im Tode Gesellschaft leisten, wenn sie nicht das Ansehen haben wollten, daß sie bey ihren Lebzeiten einige Untreue an ihnen bewiesen hätten. Wenn eine Frau nicht eifersüchtig genug war, den Ruf einer ehrlichen Frau zu behaupten, und von ihrer unverbrüchliche Treue dadurch eine Probe abzulegen, daß sie sich mit ihrem Manne aus Liebe lebendig begraben ließ; so konnten sich ihre Kinder schlechterdings keine Hoffnung zur Erbfolge ihrer Väter machen; man sah die Weigerung der Mutter als ein stillschweigendes Bekenntniß ihrer Un-

treue an, und ihre Kinder wurden als unrechtmäßig erzeugte Kinder angesehen. So hat auch ein wildes Volk alle Mittel hervor gesucht, die Heiligkeit der ehelichen Treue in Sicherheit zu setzen, damit, wenn eine Frau auch nicht aus eigenem Bewußtseyn der Redlichkeit Treue und Liebe gegen ihren Mann beweisen wollte, sie es doch in Rücksicht auf die Ehre und Wohlfahrt ihrer Kinder thun mußte.

Der andere Weg, wodurch man zur Würde eines Cazikeu empor steigen kann, ist die freye Wahl. Da ihr Vorzug nicht im Amte, sondern in der Würde bestehet, die sie sich durch ihre kriegerischen Thaten erworben haben, so wird bey der Wahl eines Caziken besonders auf einen Mann gesehen, der hierin bereits hinlängliche Proben abgelegt hat. Wenn also einer wahl fähig seyn will, so muß er in der Schlacht gewesen seyn, und eine gewisse Anzahl Feinde erlegt haben, so daß jeder Caraibe in der Provinz, worin er Hauptmann werden will, Zeugniß von seinem unerschrocknen Muthe und Tapferkeit ablegen kann. Er muß ferner im Schwimmen und Laufen allen seinen Mitwerbern überlegen seyn, und eine solche körperliche Stärke haben, daß er unter allen seinen Nebenbuhlern die schwerste Last forttragen kann. Über alles dieses muß er noch die härtesten Proben der Standhaftigkeit und einer fast übermenschlichen Unempfindlichkeit ausstehen. Drey Tage ohne Essen und Trinken muß er in seiner Hangmatte im Rauch hängen, wobey aus Muthwillen, um

seine Probe recht hart zu machen, der entsetz-
lichste Gestank gemacht wird; er muß sich von
großen Ameisen, die ihm zugeworfen werden,
zerstechen lassen, ohne die Miene zu verändern,
oder sich zu regen; er muß sich die heftigsten Peit-
schenschläge, die tief in die Haut hinein reissen,
geben, die Schultern und Brust mit einem Agu-
ty-Zahne aufreissen, ja sich an unterschiedlichen
Orten des Leibes tief hinein schneiden lassen,
ohne ein Zeichen der Empfindlichkeit oder des
Schmerzens von sich zu geben; er muß alle mög-
lichen, oft unnatürlichen Arten von Speise und
Trank vertragen können; er muß das Herz haben,
eine geräucherte Menschenhand oder Fuß, die
zu einem solchen Gebrauch immer vorräthig ge-
halten wird, ohne allen Ekel anzubeissen. Hat
er nun alle diese Proben mit einer mehr als
stoischen Unempfindlichkeit überstanden; so wird
er für einen vorzüglich tapfern Mann, und des
Titels und der Ehre eines Cazikeu würdig ge-
achtet. Es ist wahr, diese Proben sind barba-
risch, aber man muß auch bedenken, daß der
Befehlshaber eines wilden Volks ganz anders
auf die Probe gestellt seyn will, als bey einem
Volke, dessen Sitten durch Gesetze und vernünf-
tige Überlegung gebildet sind. Wir finden ähnli-
che Proben bey mehrern Amerikanischen Wilden.
Zum Beyspiele, in dem festen Lande von Ame-ri-
ka, in dem Lande Wiapuco, muß derjenige, der
Hauptmann werden will, von einem jeden an-
dern Hauptmanne neun harte Streiche mit einer
Spitzruthe, ohne das Gesicht zu verändern, lei-
den, sich darauf in ein baumwollenes Bett legen,

worunter ein Feuer von grünen Blättern gemacht wird, welches einen so dicken Rauch von sich gibt, daß man darunter ersticken möchte. Andere Wilden machen bey der Wahl ihrer Caziken keine solchen Umstände, sondern sehen bloß darauf, wie viele Feinde einer gefangen oder getödtet hat. Bey dtn Caraiben, wie bey allen andern Wilden, geben große Einsichten und Klugheit, ohne jene kriegerischen Eigenschaften, kein Recht zum Anspruche auf diese Ehre. Krieg ist das Feld, worauf diese Oberhäupter ihre Vorzüge beweisen müssen, und auf die Geschicklichkeit hierin nach Landesart wird auch vorzüglich gesehen, wenn einer dazu erwählt werden soll.

Hat nun der Caraibische Candidat diese Proben ausgestanden, so wird er sogleich zu der Würde eines Caziken erhoben. Er wird von allen auf das höchste geehrt; man erscheint nicht anders, als mit der größten Ehrerbiethung vor ihm; niemand darf ihm in die Rede fallen, oder eher reden, als bis er ihn fragt, oder zu reden befiehlt. Sollte jemand seine Zunge nicht im Zaum halten können; so rufen ihm die Umstehenden sogleich zu, daß er schweigen soll. Redet der Cazike, so hören die andern seinen Reden mit der größten Aufmerksamkeit zu; sie richten ihre Augen beständig auf ihn, und zum Zeichen, daß sie dasjenige, was er sagt, billigen, lächeln sie, und bedienen sich häufig des Worts Hunchun. An ihren Festen hat er allemahl den größten Antheil. Unter ihm stehen andere Befehls-

haber, wovon derjenige, der ihm am nächsten ist, Ubuti Mali arici genannt wird, d. i. derjenige, der den Fußtapfen des obersten Befehlshabers folgt. Es ist zu verwundern, daß eine Nation, die so wild ist, gleichwohl im Kriege eine so strenge Subordination beobachtet. Da die Spanier das erstemahl zu den Caraiben kamen, so waran sie Augenzeugen davon. Wie ihre Schiffe vor der Insel Hayti, welche hernach Hispaniola genannt wurde, erschienen, so kam unter andern auch der Cazike an das Ufer, um die Schiffe und Personen, wovon man ihm so vieles Sonderbare erzählt hatte, zu sehen. Er war noch jung, wurde abee von seinem Gefolge zum Zeichen der Unterthänigkeit auf den Schultern getragen. So bald er ihnen mit einem drohenden Blicke, zu verstehen gab, daß sie sich fortmachen sollten, so gingen sie weg, doch blieben einige aus Neugierde, die Europäer in der Nähe zu sehen, ein wenig stehen; sogleich warf er mit Wasser und Steinen nach ihnen, und mit der größten Ehrebiethung gehorchten sie seinem Befehle. Zu einer andern Zeit sahen sie ihn unter der Begleitung einer starken Leibwache von vier Indianer n in einer Sänfte tragen. Die Spanier konnten sich nicht genug wundern, wie ein so junger Mensch mit so vieler Ernsthaftigkeit redete, und von seinen wilden Unterthanen mit so viel Ehrerbiethigkeit bedient wurde. Bey einem Besuche, den er auf den Spanischen Schiffen abstattete, trug ein vornehmer Herr seinen Sohn auf dem Rücken, und sein Bruder ging hinter seiner Sänfte zu Fuße,

wurde aber von zwey Vornehmen unter den Armen geführt. Ob aber auf allen Caraibischen Inseln die Oberhäupter gleiche Ehre genießen, können wir nicht sagen; vielleicht haben sie auch ein unterschiedenes Ceremoniell, wie ihr Ansehen wirklich verschieden ist.

Die Haupt- und fast einzige Verrichtung, die dem Caziken bey den Caraiben obliegt, ist auf den Krieg eingeschränkt. Er beruft die Vornehmsten der Nation zusammen, wenn ein Krieg angefangen werden soll; er führt den Vorsitz bey der Versammlung, die darüber zusammen gerufen wird; er bestimmt die Zeit zum Anfange desselben, macht Vorbereitungen dazu, und führt die Armee in eigener Person an. Wir werden in dem folgenden Abschnitt umständlich davon reden. Außer diesem kommt ihm zu, Sorge zu tragen, wenn das Carbet, oder Versammlungshaus, einige Verbesserung nöthig hat, daß solche veranstaltet werde; er muß die Feste anordnen, und führet bey Unterhandlungen mit andern Stämmen im Nahmen seiner Provinz das Wort. So lange die Nation in Ruhe und Frieden lebt, so hat er fast gar nichts zu thun, und ist, die äußeren Ehrensbezeigungen weggerechnet, nicht viel mehr, als eine Privat-Person. Auch in denen Inseln, wo er eine despotische Regierung führt, hört man keine Klagen über den Mißbrauch seiner Gewalt, jedermann genießt seine natürliche Freyheit.

In den meisten Wohnsitzen der Caraiben wird

die Gerechtigkeit weder von den Caziken, noch andern Rathspersonen gehandhabet, sondern ein jeder, der beleidigt worden ist, sucht sich Genugthuung zu verschaffen, wie es seine Leidenschaft erfordert. Das gemeine Wesen mischt sich im geringsten nicht in die Untersuchung und Bestrafung eines Verbrechens, sondern es bleibt jedem Privatmann überlassen. Wenn aber ein Caraibe eine Beleidigung von den andern erduldet, ohne sich zu rächen, so wird er von den andern verachtet, und für einen Niederträchtigen gehalten. Diese Rachsucht, Beleidigungen zu bestrafen, ist so groß, daß sie sich nicht auf eigenes erlittenes Unrecht einschränkt, sondern alle Verwandten stehen gleichsam für einen Mann. Ein Bruder rächt seinen Bruder und Schwester, ein Mann seine Frau, ein Vater seine Kinder, und die Kinder ihre Ältern, just so, wie wir das Vergeltungsrecht bey allen Völkern, die noch im bloßen Stande der Natur leben, finden. Wenn deßwegen ein Wilder auf einer Insel einen getödtet hat, so ist er der Rache der ganzen Familie ausgesetzt, welche nicht eher ruhet, als bis sie den Mörder wieder entleibt hat. Und so entstehen oftmahls Familienkriege, welche viele Jahre hindurch dauern. Um nun der Rache der andern zu entgehen, so entfernt sich meisten Theils der Mörder auf eine andere Insel. Man darf aber nicht glauben, daß, weil sich die Obrigkeit nicht um die Bestrafung der Verbrechen bekümmert, die öffentliche Sicherheit darunter Noth litte. Es ist allemahl Bewegungsgrund genug, sich vor Mordthaten zu hüten, wenn man weiß, daß

man wieder eines gewaltsamen Todes sterben muß, es geschehe nun durch die Hand des Henkers, oder eines nahen Anverwandten. Ob aber auf der andern Seite nicht durch die Privat-Bestrafung einer Beleidigung eine neue Beleidigung angethan werde, und ob bey solchen Umständen allemahl das genaue Verhältniß zwischen Beleidigung und Genugthuung beobachtet werde, ist eine andere Frage, deren Entscheidung nicht in die Geschichte, sondern in die Grundsätze des Rechts gehört. Obgleich die Caraiben keine Gesetze hatten, so waren sie doch alle, gleichsam wie für einen Mann, auf die öffentliche Sicherheit bedacht. Außer der vorhin gemeldeten Rache an einem Mörder wachten sie mit gleicher Sorgfalt für die Bewahrung ihres Eigenthums. Wenn sie auf jemand einen Argwohn hatten, daß er ihnen etwas entwendet habe, so ruhten sie nicht eher, als bis sie ihn ertappten. Alsdenn gaben sie ihm mit einem Thierzahn, der bey ihnen die Stelle eines Schermessers vertrat, einige Schnitte auf die Schultern, und damit war er vor den Augen der ganzen Nation als ein Dieb gezeichnet. Bey einigen Caraibischen Nationen begnügten sie sich nicht mit einer solchen gelinden Bestrafung des Diebstahls, sondern der Thäter, er mochte von einem Stand seyn, von welchem er wollte, wurde gespießet, und in dieser Gestalt jedermann zum Anblick ausgestellt. Diese Strenge hatte aber auch diese Wirkung, daß sich nicht leicht jemand auf ein so gefährliches Handwerk legte. Übrigens haben sie von einer gerichtlichen Untersuchung und öffentlichen Bestrafung gar

keine Begriffe; ja sie haben in ihrer Sprache nicht einmahl ein Wort, wodurch sie die Gerechtigkeit, oder Gericht, anzeigten. Ohne Gesetze beobachten sie gegen einander die natürliche Billigkeit mit vollem Herzen; wer einen beleidigt, setzt sich der Rache einer ganzen Menge aus; weßwegen auch die Zwistigkeiten unter ihnen sehr selten sind. Durch diesen natürlichen Instinct leben sie in dem ungezwungensten Zustande, dennoch sicher.

Vierter Abschnitt.

Von dem Kriegswesen der Caraiben.

Die Caraiben haben bey ihren Kriegen, wie alle Wilden, nicht die Absicht, Länder zu erobern, oder sich Völker unterwürfig zu machen; sie wollen ihre Feinde nur ihre vorzügliche Tapferkeit fühlen lassen, und ihre Rache befriedigen. Ihre Art Krieg zu führen ist von dem Verfahren der Mörder und Straßenräuber, die ihre boshaften Absichten mit List ausführen, wenig unterschieden. Wir wollen sie näher kennen lernen.

Die Verabredung, einen Krieg anzufangen, geschieht gemeiniglich bey ihren feyerlichen Festen. Wenn ihnen bey diesen Gelegenheiten die

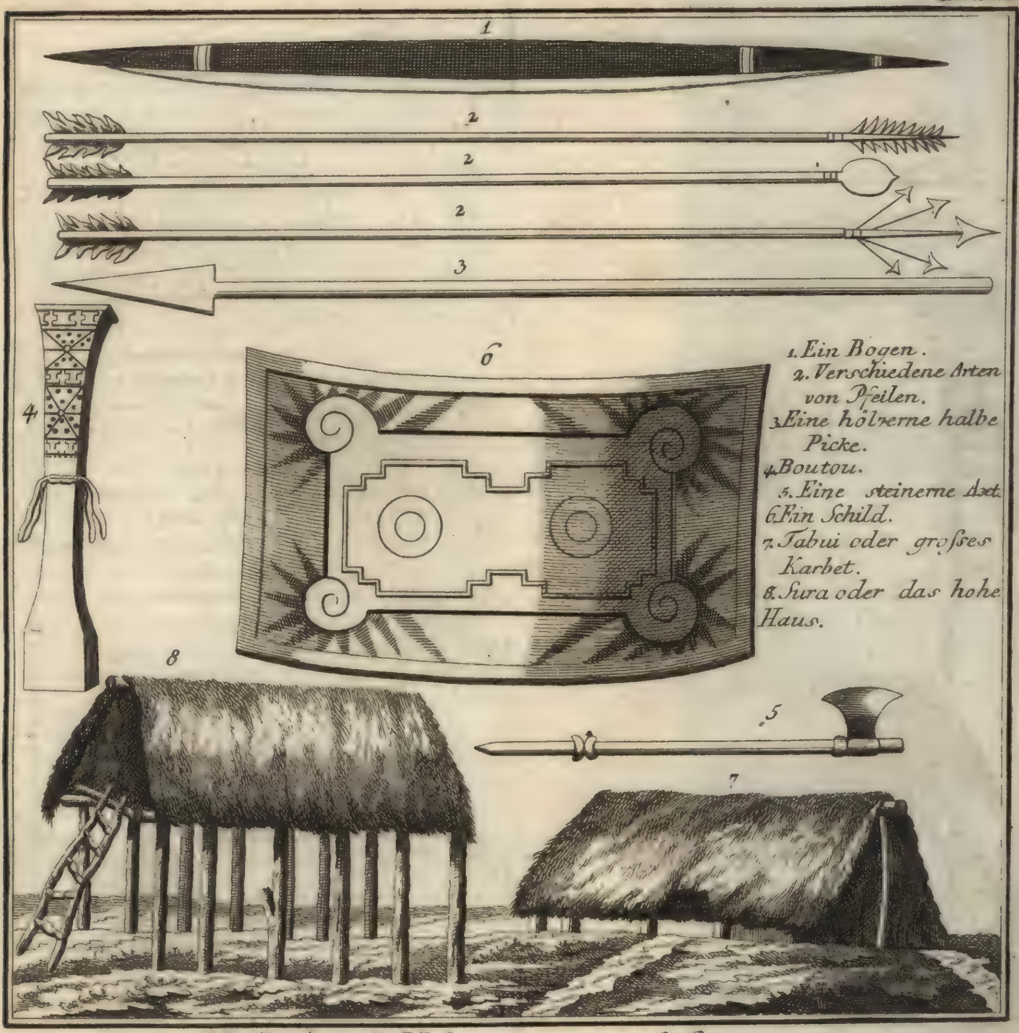
Dünste des Getränks in das Gehirn steigen; so werden dadurch ihre kriegerischenLebensgeister erweckt, und sie denken auf nichts, als einen Gegenstand, an dem sie ihre Wuth auslassen könnten. Sie brauchen aber auch nicht lange darnach zu suchen. Wer von einem seiner auswärtigen Feinde entweder vor langer oder kurzer Zeit eine Beleidigung empfangen hat, glaubt sich berechtiget zu seyn, seine Klagen vor die Ohren der Nation zu bringen. Gemeiniglich vertritt eine alte Frau die Stelle des Anklägers. Diese tritt mit betrübten Geberden und trauriger Gestalt in die Versammlung, und bittet mit thränenden Augen um Erlaubniß zu reden. Man gibt ihr diese um so viel leichter, weil dieses sonst wilde Volk vor dem Alter eine besondere Hochachtung hat. Sie fängt alsdenn mit einer kläglichen und von Seufzern unterbrochenen Stimme an, und erzählt, was sie seit einiger Zeit von den Arovagern, ihren alten und geschwornen Feinden, oder von andern vor Schaden erlitten hätten; sie gehet darauf auf die besondern Vorfälle, und erzählet die Grausamkeiten, die sie an ihrer Familie verübet hätten; sie macht viele tapfere Leute nahmhaft, die sie erst kürzlich getödtet, gefangen und gefressen hätten. Sie ermangelt nicht, noch mehrere Bewegungsgründe anzuführen, wodurch sie die Rache ihrer Landsleute zu entflammen gedenket; sie führet an, daß es den Caraiben eine ewige Schande seyn würde, wenn sie diesen Flecken nicht durch das Blut ihrer Feinde abwaschen, und hierin ihre tapfern Vorfahren nachahmen wollten; sie erinnert sie an ihre Väter und

ihre eigenen Thaten, wovon sie selbst in ihrer Jugend ein Augenzeuge gewesen wäre, wie sie ihre Waffen in das Land ihrer Feinde getragen, solche mit Feuer und Pfeilen bis auf die höchsten Berge getrieben, und sie gezwungen hätten, ihre Sicherheit in den Höhlen und Klüften der Felsen zu suchen, und was andere dergleichen Bewegungsgründe mehr sind. Sie schließt mit einem Wunsch, daß sich die Caraiben entschliessen möchten, nicht eher zu ruhen, als bis sie die ganze Nation der Arovager vertilget hätten. Man darf nicht glauben, daß solche Äußerungen für ein Frauenzimmer zu heftig wären; wir werden noch mehrere Beweise finden, daß der Muth der Caraibischen Weiber nicht geringer ist, als ihrer Männer.

Jedermann ergreift diese Gelegenheit, sich mit den Feinden einzulassen, mit brennender Begierde; aber niemand unterstehet sich, seine Gedanken eher merken zu lassen, als bis der Oberhauptmann seinen Entschluß bekannt gemacht hat, ob sie gleich denselben mit Gewißheit vorher sehen können. Dieser ermangelt niemahls, seine Einwilligung dazu zu geben, ja er erreget die Versammlung noch mehr. Nunmehr erfolgt ein wildes Freudengeschrey, und alle bezeugen einmüthig, daß sie eine gerechte Sache gegen die Feinde hätten. Und so ist der Krieg in Zeit von einer Stunde in Vorschlag gebracht, überlegt und beschlossen. Man darf sich über die Geschwindigkeit dieser Entschliessungen nicht verwundern; sie geschehen fast allemahl in der Trunkenheit, und dann sagen sie, sie wären von ihrem Maboya dazu

getrieben worden. Nunmehr gibt ihnen der Hauptmann Befehl, sich zum Kriege zu rüsten, und bestimmt die Zeit zum Aufbruche. Den folgenden Tag siehet man auf der ganzen Insel nichts als Zurüstungen zum Kriege; einige putzen ihre Bogen aus, andere bereiten ihre Streitkolben, andere schärfen und vergiften ihre Pfeile, noch andere machen ihre Schiffe zurecht. Die Weiber sind ihrer Seits geschäftig, die nöthigen Lebensmittel herbey zu schaffen. Wir müssen von ihren Waffen ins besondere handeln.

Ihre Pfeile machen sie aus einem kleinen glatten Rohr, welches an dem einem Ende mit einem Eisen, oder mit dem Bein aus dem Schwanze eines Rochen, oder sonst einem scharfen und zugespitzten Knochen bewaffnet ist. Damit aber derselbe desto gefährlicher seyn möge, so bestreichen sie ihn mit einem tödtlichen Gift, welches aus dem Mancenillesaft, oder andern schädlichen Sachen, zubereitet ist, dermaßen, daß die geringste Verletzung von diesen Pfeilen eine tödtliche Wunde verursacht. Das Rohr des Pfeils machen sie von Schilfröhren, welche sie abschneiden, wenn sie blühen wollen. Sie sind ungefähr viertehalb Fuß lang, die Spitze mit darunter begriffen; diese ist dem Schaft eingefügt, und mit einem baumwollenen Faden gebunden. Die Spitze ist manchmahl in kleine Scharten zerhackt, welche Stacheln bilden, aber auf solche Art geschnitten sind, daß sie den Pfeil nicht hindern, in den Leib zu fahren, aber nicht heraus gezogen werden können, ohne die Wunde größer zu machen.



Waffen und Wohnungen auf Guyana.

Back of
Foldout
Not Imaged

Manchmahl machen sie die Spitze auch von einem sehr harten Holz, welches sie, um es noch härter zu machen, in heiße Asche stecken, welche die Feuchtigkeit, die noch darin ist, heraus ziehet, und die Luftlöcher verstopft. Die Art, wie die Caraiben ihre Pfeile vergiften, ist lange Zeit den Europäern unbekannt geblieben, aber endlich doch bekannt geworden. Sie ist sehr ungekünstelt. Sie machen einen Spalt in den vorhin genann. Mancinellenbaum, und stecken die Spitze hinein, die sie so lange darin lassen, bis sie die dicke und schleimige Milch dieses Baums eingesogen hat. Sie lassen sie hierauf trocknen, und wickeln sie in Blätter ein, bis sie sie brauchen. Dieses Gift ist so durchdringend, daß, wenn man ihm die Kraft benehmen will, man die damit bestrichenen Pfeile in glühende Asche stecken, und alle Zacken daran mit einem Stückchen Glas schaben, und alsdenn in das Feuer legen muß. De la Condamine hatte einen solchen vergifteten Pfeil bekommen, und nach Verlaufe eines Jahres machte er den Versuch, und fand, daß er von seiner Wirksamkeit nicht das mindeste verloren hatte. Man hat nachher in Europa noch mehrere Versuche damit angestellt, und gefunden, daß von einer geringen Portion desselben ein Adler, ein Pferd und ein Bär starb, welchen letztern eine ganze Unze Arsenicum nur ein klein wenig laxirte. Man hat bis jetzt noch kein Gegengift dagegen ausfündig machen können; denn ob man gleich sagt, daß der Zucker die Wirkungen desselben hintertreibe, so hat er doch die Thiere nicht vor dem Tode verwahren können. Einige von den Ca-

raibischen Völkern bereiten dieses Gift mit mehr Kunst; sie brauchen den Saft von mehr als dreyßigerley Kräutern und Wurzeln dazu. Noch andere vermischen damit das Blut der Aspiden, und die Köpfe gewisser giftigen Ameisen. Sie unterlassen auch nicht, den Aberglauben mit einzumischen. Sie nehmen zum Beyspiele eine alte Frau, und sperren sie ein, daß sie das Gift drey Tage lang kochen lassen muß. Wenn ihr die Dünste den Tod, oder wenigstens eine Ohnmacht verursachen, so hat sie das Ihrige gethan; schadet es ihr aber nichts, so züchtigen sie sie scharf. Dieses Gift hat eine besondere Wirkung, wenn man zuvor, ehe es in den Leib kommt, etwas gegessen oder getrunken hat. Die reinsten Speisen werden dadurch in ein tödtliches Gift verwandelt. Diese vergifteten Pfeile brauchen sie nur gegen ihre Feinde; aber diejenigen, die sie zur Jagd brauchen, haben eine Spitze ohne Zacken, und sind niemahls vergiftet.

Die Bogen, deren sie sich bedienen, sind ungefähr sechs Fuß lang. Die beyden Enden sind ganz rund von neun bis zehen Linien im Durchschnitte, mit zwey Kerben, die Sehne zu halten. Die Dicke nimmt von beyden Enden gegen die Mitte zu, welche außen eyrund, und inwendig platt ist, so daß an dem Orte, welcher den Pfeil hält, ihr Diameter anderthalb Zoll ist. Er ist ordentlicher Weise von grünem Holze, oder einer Art Lettreholz, dessen Farbe braun, und mit einigen Streifen von dunkelroth geflammt ist. Dieses Holz ist sehr schwer, dicht und steif. Sie

bearbeiten es sehr sauber, vornehmlich seitdem ihnen ihr Handel mit den Europäern eiserne Werkzeuge, anstatt der scharfen Kieselsteine, gibt, deren sie sich sonst bedienten. Die Sehne ist längs dem Bogen gezogen, welcher gerade und ohne die mindeste Krümmung ist; sie ist ungefähr zwey oder drey Linien im Durchschnitte. Sie haben eine außerordentliche Stärke diesen Bogen zu spannen, und schiessen ihre Pfeile mit einer bewundernswürdigen Genauigkeit.

Nächst diesem führen sie noch einen Streitkolben, den sie Butu nennen, im Kriege. Es ist dieses eine Art von Keule, ungefähr viertehalben Fuß lang, flach, zwey Zoll dick, in seiner ganzen Länge, außer an dem Handgriffe, ist er zwey Zoll breit, und an dem äußersten Ende vier bis fünf; er ist von einem sehr harten und schweren Holz, welches scharf zu geschnitten ist. Auf die breite Seite graben sie verschiedene Felder, und die Ritzen füllen sie mit allerhand Farben aus. Ein Schlag mit diesem Butu zerbricht einen Arm, oder Bein, spaltet den Kopf entzwey, und die Caraiben bedienen sich dieses Gewehrs mit vieler Stärke und Geschicklichkeit. Oftmahls stoßen sie auf ihre Feinde, und haben nichts bey sich als ihre Pfeile. Alsdenn schneiden sie solche an den Orten, wo das Schilfrohr in die Spitze eingefaßt ist, zweymahl entzwey. Ist nun solche in den Leib gegangen, so bricht der übrige Pfeil gleich ab, und fällt herunter; das Stück aber, welches vergiftet ist, bleibt länger in der Wunde. Es ist schwer, solches wieder heraus zu zie-

hen, und man muß es oftmahls an der andern Seite heraus bringen, und dennoch befürchten, daß man den rechten Weg verfehle. Von Jugend auf üben sie sich mit ihrem Butu und Pfeilen, und schon die Kinder haben solche Waffen, die ihrer Größe und Stärke angemessen sind.

Dieses sind die Waffen der Caraiben. Seitdem die Europäer im Lande sind, bekommen sie manchmahl auch eine Flinte. Sie haben eine sehr große Freude, wenn sie solches Schießgewehr bekommen; aber sie können sich desselben doch nicht bedienen. So gut auch die Flinte immer seyn mag, so machen sie solche doch gar bald zu nichte; sie überladen sie gemeiniglich, daß sie zerspringt, oder verlieren die Schrauben und anderen Theile davon. Wenn sie eine bekommen, so spielen sie damit wie die Kinder, nehmen sie aus einander, und können sie alsdenn nicht wieder zusammen schrauben. Aus Verdruß werfen sie das Gewehr weg, und denken nicht weiter daran, ob sie es gleich viel gekostet hat. Zu einem bloß mittelmäßig allgemeinen Gebrauche sind die Schießgewehre noch nicht unter ihnen gekommen.

Weil die Caraiben bey ihren Kriegen meisten Theils über See gehen, so müssen wir auch die Fahrzeuge beschreiben, deren sie sich bedienen. Sie haben zwey Arten derselben, die eine nennen sie Pirogue, und die andere Bacassa. Der Vater Labat hat uns von beyden eine genaue Beschreibung gegeben, die er nach dem Augen-

schein gemacht hat. Die Caraibische Pirogue ist kleiner als die Bacassa. Diejenigen, die Labat gesehen, und nach welchen er seine Beschreibung gemacht hat, waren neun und zwanzig Fuß lang, und in der Mitte fünftehalben breit. Sie laufen an beyden Enden spitzig zu, und diese sind funfzehen bis zwanzig Zoll höher, als die Mitte. Sie sind durch neun Breter oder Bänke abgetheilt, welche nur gespalten und gehobelt zu seyn scheinen. Hinter jeder Bank, ungefähr acht Zoll weit davon, und viel höher, als die Bank, sind Stäbe eines Arms dick, deren Enden in die Seiten der Pirogue gesteckt sind, um ihnen zur Stütze zu dienen, da sie solche stets in gleicher Entfernung halten, um diejenigen zu stützen, die auf den Bänken sitzen sollen. Das obere der Borde war mit vielen Löchern durchbohrt, und mit Stricken versehen, welche das Geräthe zu halten dienen.

Die Länge der Bacassaen ist ungefähr zwey und vierzig Fuß, und ihre Breite sieben. Das Vordertheil ist erhaben und spitzig, fast wie an den Piroguen, das Hintertheil aber ist flach, und mit einem halb erhabenen Menschenkopf ausgehauen, der ordentlicher Weise sehr schlecht gemacht, aber mit weiß, schwarz und roth gemahlt ist. Neben diesen Kopf hängen sie noch allerhand Zierathen. Zum Beyspiel an derjenigen Bacassa, welche Labat gesehen hat, war noch ein bucanirter Menschenarm angemacht, das ist, der bey einem gelinden Feuer und durch den Rauch gedörret war. Es war der Arm eines

Engländers, den sie vor kurzem bey einer Landung auf der Insel Barbados getödtet hatten. Die Bänke der Bacassa sind, wie auf der Pirogue, aber ihre Borde haben eine Erhöhung von Bretern, ungefähr funfzehen Zoll hoch, welches die Größe des Fahrzeuges sehr vermehrt. Beyde Fahrzeuge der Caraiben sind ohne Steuer. Der Caraibe, welcher steuert, steht oder sitzt hinten, und steuert mit einer Pagalle. Dieses Instrument hat die Gestalt einer Ofenschaufel. Sie ist fünf bis sechs Fuß lang, und der Handgriff, welcher rund ist, nimmt drey Viertel von dieser Größe ein. Ihre Breite ist ungefähr acht Zoll, und in der Mitte ist sie anderthalb Zoll dick, von da sie immer abnimmt, bis auf sechs Linien an ihrem Rande. Die Caraiben verschönern sie mit allerley Zierathen, und am Ende ist die Schaufel wie ein halber Mond ausgeschnitten. Zu Ende des Handgriffs machen sie ein kleines Querholz, fünf bis sechs Zoll lang, welches der flachen Hand zur Stütze dienen soll. Man bedient sich aber dieser Pagallen nicht so, wie der Ruder; denn auf den Inseln sagt man nicht fahren oder rudern, wenn man sich der Pagallen bedient, sondern schwimmen. Diejenigen nun, welche auf diese Art sitzend schwimmen, sehen nach dem Vordertheile des Schiffs; diejenigen aber, die am Steuerborde schwimmen, fassen mit der rechten Hand die Handhabe der Pagalle einen Fuß hoch über der Schaufel, und legen die hohle linke Hand auf das Ende der Handhabe. In dieser Stellung biegen sie den Leib, indem sie die Pagalle in das Wasser sto-

ßen, und ziehen sich nach hinten zu, indem sie sich aufrichten, so daß sie das Fahrzeug mit vieler Geschwindigkeit fortrücken lassen, da sie das Wasser hinter sich stoßen.

Wenn eine Pirogue nur drey Fuß breit seyn sollte; so könnten zwey Leute auf einer Bank sitzen und fahren, welches mit den Rudern nicht angeht, deren Länge mehr Platz zu ihrer Regierung erfordert. Es folgt daraus, daß man mehr Pagallen als Ruder brauchen, und folglich auch geschwinder fortkommen kann. Es ist zwar diese Art viel beschwerlicher, als die andere, weil die Pagalle ohne Ruhepunct ist, und zum Mittelpuncte der Bewegung nur die Hand hat, welche sie dicht an der Schaufel hält, da sie solche von derjenigen bekommt, welche sie oben am Ende stößt. Allein sie hat auch viele Vortheile, welche den Beschwerlichkeiten leicht die Wage halten werden. Man kann die Anzahl der Ruderer doppelt und dreyfach vermehren; die Geschwindigkeit ist unendlich größer; diejenigen, welche in dem Fahrzeuge sind, empfinden die ungestüme Bewegung und Sprünge nicht, welche die Ruder verursachen; endlich wird man auch nicht durch das Geräusch ihres Reibens auf den Rändern betäubt. Daher haben die so genannten Flibustiers, oder Freybeuter, dieses Kunststück den Caraiben abgelernt, und bedienen sich dieser Art zu fahren mit so vieler Geschwindigkeit, daß sie des Nachts in die Häfen, auf die Rheden, und an alle die Orte kommen können, wo sie in aller Stille anlanden wollen. Man steckt die Pa-

gallen in das Wasser, und zieht sie wieder zurück, ohne das geringste Geräusch zu machen.

Es wird nun leicht zu begreifen seyn, warum die Caraibische Pagalle, welche steuert, um ein Drittel größer ist, als diejenige, der man sich zum Fahren bedient, wenn man bedenkt, daß das Hintertheil der Piroguen stets erhabener ist, als die Mitte, und daß derjenige, welcher steuert, ein freyes Gesicht über die andern haben muß. Weil er über dieses viel öfter steht, als sitzt, so erfordert auch diese Stellung, nebst der Höhe der Piroguen, eine viel längere Pagalle. Er hält sie an der Seite des Bordes in das Wasser getaucht, und mit derjenigen Seite parallel, die dem Punct entgegen ist, nach welchem er sie führen will. Er ermüdet auch mehr, als wenn er die Stange eines Steuerruders hielte. Allein wenn auch seine Arbeit viel beschwerlicher ist, so hat sie auch mehr Wirkung, besonders wenn man um eine Spitze herum muß, wohin man durch die Fluthen und den Wind getrieben wird, oder wenn man sich um eines unvermutheten Zufalls willen in aller Eile herum drehen muß. Das Steuer gibt dem Schiff nur eine einzige Bewegung, die, ohne den Lauf zu unterbrechen, nicht verdoppelt werden kann; da man im Gegentheil hier so viel zurück ziehen kann, als man will, und sie eben so oft wieder einstoßen, und eben dieselbe Bewegung fortsetzen kann, welches sie so stark vermehrt, daß man eine Pirogue eben so geschwinde um einen

Punct herum drehen kann, als man ein Pferd um einen Pfahl herum laufen läßt.

Diese Piroguen haben gemeiniglich zwey Masten und zwey viereckige Segel. Die Bacassaen aber haben drey Masten, und oftmahls steckt man noch einen kleinen Hünenmasten auf. Von der Geschicklichkeit der Caraiben mit diesen Fahrzeugen auf der See macht uns der vorhin gedachte Labat folgende vortheilhafte Beschreibung. Sie waren, sagt er, meistens an einen sehr beschwerlichen Ort angelandet, und die See ging bey ihrer Abfahrt sehr hoch. Sie brachten alle ihr Geräthe in ihr Schiff, und jedes Stück wurde mit denen Stricken angebunden, die durch die Löcher des Bords gezogen waren. Sie stießen darauf das Fahrzeug über Felsen und Steine, die sie abhängig gelegt hatten, bis an den Ort, wo die große Welle sich endigte. Die Weiber und Kinder gingen darauf an Bord, und setzten sich mitten auf den Boden. Die Mannspersonen stellten sich längs den Seiten von außen, ein jeder derjenigen Bank gegen über, wo er sitzen sollte, und die Pagallen wurden an die Seite eines jeden Platzes gelegt. In diesem Zustande warteten sie, bis die größten Wellen kommen würden, sich an dem Lande zu brechen; und als der Steuermann urtheilte, es sey nun Zeit abzufahren, so that er einen Schrey. Sogleich stießen alle diejenigen, die an den Seiten des Fahrzeugs waren, dasselbe mit allen ihren Kräften in das Wasser, und sprangen hinein, so wie der Ort, woselbst sie die Pagalle führen

sollten, in das Wasser kam. Derjenige, welcher steuern sollte, sprang zuletzt hinein, und alle zusammen fingen mit solcher Stärke an zu schwimmen, daß sie gar bald die starken Wellen überstiegen; ob man gleich, wenn man diese Wasserberge ansah, geglaubt hätte, sie müßten sie weit auf die Küste zurück werfen. Ihr Steuermann stand hinten aufgerichtet. Er wendete mit einer wundersamen Geschicklichkeit die größten Wellen ab, indem er sie nicht gerade und von vorn, sondern von der Seite in die Quere nahm. Es war auch die Pirogue in dem Augenblick, da sie sich auf die Seite derselben Welle begab, ganz schief geneigt, so lange bis sie die ganze Höhe erreicht hatte, wo sie sich wieder aufrichtete und verschwand, indem sie sich auf die andere Seite senkte. Sie kam bald wieder heraus, und man sah ihr Vordertheil ganz in der Luft, wenn sie anfing auf eine andere Welle zu steigen. Man sollte sie für gerade gehalten haben, so lange bis sie den Rücken der zweyten Welle erreicht hatte, und es schien, daß sie nur auf der Mitte ihres Bodens gestützet würde, und beyde Enden in der Luft hätte. Darauf senkte sich das Vordertheil hinunter, und da es eingesunken zu seyn schien, so ließ es das ganze Hintertheil und ein Viertel von dem Boden sehen. Es ist zum Erstaunen, mit welcher Geschicklichkeit die Caraiben über die fürchterlichsten Wellen auf diese Art hinüber fahren. Auf diese Art fuhren sie nicht nur von einer Insel zur andern, sondern auch an das feste Land von Süd-Amerika.

Wenn nun die Caraiben einen Zug zur See vorhaben, so bringen sie die nöthigen Geräthschaften in die Piroguen, und nehmen über dieses in eine jede zwey Weiber mit, die den besondern Auftrag haben, Cassave zu machen. Übrigens bringen sie ihre Hangmatten und übriges Geräthe an Bord, daher es kommt, daß ihre Piroguen meisten Theils sehr voll sind. Fügt es sich, daß ein solches Schiff umschlägt, so schwimmen sie davon, und nehmen, was sie nur retten können, mit sich. Auf den unbewohnten Inseln haben sie Gärten angelegt, wo sie sich mit Früchten versehen. Auch steigen sie an den Inseln ihrer Freunde aus, und versehen sich mit mehrern Lebensmitteln. Hier schlagen sich immer mehrere zu ihnen, und so kommen sie in großer Anzahl unvermerkt an den Gränzen, wo sie einen Einfall thun wollen, an. Wenn sie an den Ufern hinfahren, und der Abend herbey kommt; so führen sie ihre Schiffe auf den Sand, und in einer halben Stunde haben sie unter den Bäumen ihr Lager zurecht gemacht. Sie stecken Gabeln in die Erde, legen oben eine Querstange darüber, hängen ihre Hangmatte daran; und so ist ihr Nachtlager in kurzer Zeit aufgeschlagen, und des Morgens wieder abgebrochen. Ein solches in der Erde aufgeschlagenes Lager nennen sie Ajupa. Einige von den Caraibischen Stämmen sind dabey so sorglos, daß sie nicht einmahl, wie die andern, Manioc und Früchte mit sich nehmen, sondern sie erst da erwarten, wo sie hinkommen. Es thun dieses besonders die Icaquer, die ihren Nahmen von der Frucht Ica-

que, wovon sie Liebhaber sind, bekommen haben. Sie behelfen sich mit sehr wenig Speise, und leben fast einzig und allein von der eben genannten Frucht. Es ist dieses eine Art von Pflaumen, die auf Buschgewächsen wächst. Sie ist sehr süß und nahrhaft, und die Wilden, die in dem Meerbusen von Honduras wohnen, bedienen sich ihrer vorzüglich, als ihrer ordentlichen Speise. Kommen sie an einen Ort, wo dergleichen Früchte reichlich wachsen, so besetzen sie ihn mit Wache, und versehen sich damit auf die Reise, so viel sie davon nöthig zu haben glauben.

Die Haupt- und geschwornen Feinde, gegen welche die Caraiben ihre ganze Kriegsmacht richteten, waren die Aruaker, oder Arvager, die in dem mittäglichen Amerika, in der Provinz Guiana, oder Guayana wohnten. Die Ursache dieser tödtlichen Feindschaft lag in jenen Verfolgungen, da die Caraiben von den Amerikanern des festen Landes ehemahls ausgetrieben, und genöthigt worden sind, ihre Wohnsitze auf den Inseln aufzuschlagen. Dieses Unrechts sind sie noch immer eingedenk, und suchen an den Urur-enkeln dasjenige zu rächen, was ihre Vorfahren von ihren Vätern erduldet haben. Es vergeht deßwegen nicht leicht ein Jahr, daß die Caraiben nicht einen Besuch bey ihnen ablegen sollten; ja oft kommen sie in einem Jahre zweymahl, und üben alle Rache aus, die ihnen ihre Grausamkeit eingibt. An keinen Frieden und Aussöhnung ist zu denken, wie denn überhaupt bey den Wilden, wenn zwischen zwey Nationen

der Krieg einmahl ausgebrochen ist, derselbe beständig fortgesetzt wird. Das Wunderbarste bey diesem ganzen Handel ist dieses, daß die Arvager niemahls der angreifende Theil sind, sondern sie begnügen sich nur damit, sich in ihrem Lande gegen die Caraiben zu vertheidigen.

Ehe die Caraiben durch die Eroberungen der Europäer so sehr zusammen geschmolzen waren, so waren auch diese in ihren Pflanzstädten ein beständiger Gegenstand ihrer Rache. Außer den Arvagern, die sie nur schlechtweg Etutu, das ist, Feinde nannten, hatten sie ehemahls auf kein Volk einen größern Haß geworfen, als auf die Engländer, die sie nur insgemein Etuti Nubi, das ist, ungestaltete Feinde nannten, weil sie bekleidet waren. Der Ursprung dieser Feindschaft kam daher, weil die Engländer einst etliche Caraiben in ihr Schiff gelockt, und sie mit List davon geführet hatten. Sie gaben nähmlich den Caraiben gute Worte, schmeichelten ihnen mit allerley kleinen Geschenken, schickten sie zurück zu ihren Landsleuten, welche mehrere mit zurück brachten. Wie nun ihrer eine große Menge auf den Englischen Schiffen waren, so lichteten sie die Anker, und fuhren mit den Caraiben davon, brachten sie in ihre Pflanzstädte, und behandelten sie als Sclaven. Hierdurch wurden die Caraiben insgesammt so aufgebracht, daß sie zu verschiedenen Zeiten Einfälle in die Besitzungen der Engländer thaten, und große Verwüstungen darin anrichteten. Sie führten auch manchen Engländer daraus weg, und es sollen noch heut zu

Tage Leute unter ihnen angetroffen werden, deren Voráltern sie als Kinder aus den Englischen Colonien weggeführt haben, die aber ihr Volk und Vaterland vergessen haben, unter den Wilden geblieben, und gleichsam naturalisirt worden sind. Daß diejenigen, die von den Caraiben gegenwärtig noch übrig sind, ihren alten Haß gegen die Spanier noch nicht abgelegt haben, ist um so viel weniger zu verwundern, da sie von diesen zuerst aus dem größten Theile ihrer Inseln vertrieben und auf das grausamste behandelt worden sind. Man darf nur die Geschichte von den ersten Unternehmungen der Spanier in diesem Welttheile lesen, so findet man Beyspiele von Grausamkeit genug. Doch wurde in der Folge der Zeit eine Vermittelung zwischen beyden getroffen. Es würde zu weitläufig fallen, alle Kriege, welche die Caraiben mit den Franzosen, Engländern und Spaniern geführt haben, zu erzählen. Durch die Länge der Zeit sind die Caraiben an die Europäische Art Krieg zu führen gewöhnt worden, und haben von ihnen manches angenommen, wovon sie vorher nichts gewußt haben. So haben sie z. B. von ihnen gelernt, in geschlossenen Gliedern den Anfall zu erwarten, sich in vortheilhaften Lagern zu verschanzen, Wälle aufzuwerfen, Verhacke in den Wäldern zu machen, und was dergleichen Dinge mehr sind, bis sie endlich gänzlich unterjocht wurden, oder wenigstens so zusammen geschmolzen sind, daß denjenigen, die noch jetzt auf einigen Inseln wohnen, die Lust vergangen ist, mit den Europäern anzubinden. Da wir uns in dem

gegenwärtigen Werke vorgesetzt haben, die National-Sitten der Wilden, nicht aber was sie von Europäischen Gewohnheiten angenommen haben, zu beschreiben; so werden wir die Caraiben, wie bisher, also auch in Absicht auf den Krieg, so ansehen, wie sie ursprünglich gewesen sind.

Was also die den Caraiben eigene Art Krieg zu führen betrifft, so haben wir schon bemerkt, daß sie sich dadurch von gesitteten Völkern unterscheiden, daß sie ihre Feinde nicht in offenem Felde, auch nicht nach vorher gegangener Kriegserklärung angreifen, sondern listiger Weise überraschen. Es sind zwar etliche streitbare Stämme unter ihnen, die von dieser Gewohnheit abgehen, und ihren Feinden die Zeit und Ursache des Angriffs vorher ankündigen; allein diese sind nicht anders anzusehen, als eine Ausnahme von der Regel. Ordentlicher Weise glauben die Caraiben insgemein, daß ein Krieg, den sie öffentlich anfangen würden, unmöglich einen glücklichen Ausgang nehmen könnte. Wenn sie sich also den Gränzen ihrer Feinde nähern, und von ihnen entdeckt, oder so zu reden nur von einem Hunde angebellet werden; so halten sie dieses für ein böses Zeichen; sie kehren also sogleich wieder um, begeben sich in ihre Schiffe, und gehen wieder nach Hause. Wenn sie aber von den Feinden nicht entdecket werden; so suchen sie sie in ihren Hütten auf, und überfallen sie mit aller Macht. Können sie ihnen nicht beykommen, und merken, daß sich jene auf einen un-

versehenen Überfall bereits vorbereitet, und ihre Carbets mit hölzernen Palisaden eingeschlossen haben; so jagen sie sie mit Gewalt heraus auf das freye Feld. Sie binden nähmlich an ihre Pfeile Baumwolle, zündeten solche an, und schiessen sie auf ihre Hütten. Da die Dächer derselben nur von Kräutern oder Palmblättern sind, so fangen sie gar leicht Feuer, und die Einwohner werden gezwungen, sich auf das freye Feld zu begeben, wenn sie nicht verbrennen wollen, und dann geht der rechte Tanz an.

Erstlich schiessen sie alle ihre Pfeile auf sie los, sodann, wenn ihre Köcher geleert sind, greifen sie zu ihrem Butu, und richten damit eine grausame Niederlage unter ihnen an. Sie springen dabey in dem Treffen immer hin und her, und suchen dadurch ihren Feinden die Zeit zu benehmen, auf sie zu zielen. Nichts ist der Wuth zu vergleichen, mit der sie unter ihren Feinden herum wüthen; sie können durch nichts zurück gehalten werden, und wollen entweder siegen oder sterben. Und diese Wuth ist nicht allein den Männern eigen, sondern auch die Weiber geben ihren Männern hierin nichts nach. Da die Spanier einst auf der Insel Guadaluoe landen wollten, so fanden sie das ganze Ufer voll Weibspersonen, die mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, und den Spaniern durch Drohungen zu verstehen gaben, sich nicht weiter zu nähern. Die Spanier schickten einige Indianer an sie ab, die sie bedeuten sollten, daß sie gar nichts Feindseliges im Sinne hätten, sondern nur frisches

Wasser einnehmen wollten; allein die Antwort, die diese Amazoninnen gaben, war ein Hagel von Pfeilen, die sie auf die Spanier abschossen. Man brannte hierauf einige Kanonen gegen sie ab, und das Ufer wurde gereinigt. Die Spanier stiegen an das Land, und schickten eine Partey ab, die das Land durchstreifen sollte. Sie kam zurück, und brachte einige gefangene Weiber mit, sagte aber dabey, daß ihr ihr Zug bald theuer zu stehen gekommen wäre; denn da der einen gefangenen Weibsperson ein Spanier zu nahe kam, ergriff sie ihn beym Leibe, und warf ihn mit großer Gewalt zu Boden, und würde ihn unfehlbar erdrosselt haben, wenn man ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre. Eine andere Probe von der unüberwindlichen Hartnäckigkeit der Caraiben erfuhren die Spanier zu einer andern Zeit auf einer der Antillischen Inseln. Der Spanische General glaubte, durch das Krachen seiner Kanonen die ganze Insel in Schrecken zu setzen; allein er betrog sich in seiner Meinung. So wie er sich dem Strande näherte, erblickte er über vierhundert Caraiben, die, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, seine Ankunft mit solcher Keckheit erwarteten, dergleichen er bey den Indianern noch kein Beyspiel gesehen hatte. Wie sich seine Barken näherten, so empfingen sie die Spanier mit einem Regen von Pfeilen, und anstatt sich durch das Feuer der Kanonen abschrecken zu lassen, gingen sie ihm bis an das Wasser entgegen. Obgleich eine große Anzahl fiel, so erhohlten sie sich doch bald von ihrer Bestürzung, und fochten zwey ganzer

Stunden lang mit einer unaussprechlichen Wuth, und gaben nicht eher nach, bis der größte Theil in Stücke gehauen war. Zu einer andern Zeit schlug eine Caraibische Jungfrau verschiedene Spanier todt, ehe sie getödtet wurde. Hieraus kann man sich einen Begriff machen, mit welcher Wuth sie alsdenn erst kämpfen müssen, wenn sie mit den wilden Arvagern ins Handgemenge kommen, wo ihnen keine Wahl gelassen wird, als zu siegen, oder auf dem Schlachtfelde zu sterben, oder als ein Gefangener gefressen zu werden, welches sie weit mehr fürchten, als den Tod mit dem Butu in der Hand.

Wenn sie Feinde nieder schlagen, so halten sie sich nicht damit auf, daß sie ihnen, gleich andern wilden Völkern, die Köpfe abhauen, oder die Glieder verstümmeln, um sie als Siegeszeichen aufzustecken; sondern sie lassen sie auf dem Schlachtfelde liegen, machen ein Freudengeschrey darüber, und gehen mit Jauchzen und fröhlicher Stimme gegen das Ufer. Verlieren sie im Gegentheil jemand im Treffen, so wenden sie alle Kräfte an, daß sein Leichnam nicht in die Hände ihrer Feinde komme; denn dieses halten sie sich für eine ewige und unauslöschliche Schande. Sie setzen sich im wüthendsten Grimme der größten Gefahr aus; sie stellen sich auf einen Haufen zusammen, strecken den Kopf vorwärts, halten den Butu zum Schlage bereit, und so laufen sie gleichsam Sturm, und stoßen und werfen alles darnieder, was sich ihnen widersetzt, bis sie den Körper ihres Landsmanns wieder in ihre

Gewalt bekommen. Mit gleicher Sorgfalt sammeln sie alle ihre Erschlagenen auf dem Schlachtfelde, und erheben ein so jämmerliches Klaggeheule über sie, daß die Luft davon erschallet; sie vergießen tausend Thränen über sie, und vermischen sie mit ihrem Blute; alsdenn tragen sie sie in ihre Schiffe, und begleiten sie mit Seufzen bis an den ersten Ort ihres Landes, wo sie sie nach ihrer Art ordentlich begraben.

Mit den Gefangenen, die sie im Kriege machen, gingen sie vor Zeiten ganz anders um, als heut zu Tage. Sie übten alle Arten der Grausamkeit gegen sie aus, und wenn sie sie genug gemartert hatten, so fraßen sie sie. Daher ist es gekommen, daß sie von andern den Ehrentitel, Cannibalen, oder Menschenfresser, bekommen haben. Wir wollen die Art, wie sie ehemahls mit ihren Gefangenen umgegangen sind, näher kennen lernen.

Wenn sie einen oder etliche Gefangene machten, so banden sie sie, und führten sie mit sich zurück in ihre Inseln. Der Gefangene war ein Eigenthum desjenigen, der ihn entweder in der Schlacht, oder auf der Flucht gefangen hatte, und von den übrigen machte niemand den geringsten Anspruch daran. Wenn er ihn nach Hause brachte, so legte er ihn gebunden, in seinen Hamack, und hing ihn an den Gipfel seiner Hütte auf. Hier ließ er ihn vier bis fünf Tage lang hungern, alsdenn brachte er ihn an dem Tage der allgemeinen Freude über den erhaltenen

Sieg, hervor, und schlachtete ihn zur öffentlichen Beschimpfung der feindlichen Nation. Es wurden aber nur bloß die gefangenen Mannspersonen solche Schlachtopfer ihrer Wuth; hingegen Weiber und Kinder, die sie mit fort geschleppt hatten, behielten sie zur Leibeigenschaft. Die Sclavinnen brauchten sie zum Theil als Beyschläferinnen, und zeugten Kinder mit ihnen, die sie so wie ihre rechtmäßigen erzogen; nicht so, wie wir im ersten Bande von einigen Wilden gesehen haben, welche auch sogar diejenigen Kinder, die sie mit ihren Sclavinnen erzeugt hatten, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, schlachteten und fraßen. Sie machten ehemahls keinen Unterschied, sondern, wer ihnen von ihren Feinden in die Hände gerieth, wurde gefressen. Sie haben dadurch einen geübten Geschmack bekommen, und fanden das Fleisch der Franzosen am delicatesten, hingegen von den Spaniern sagten sie, daß sie ein härteres Fleisch hätten.

Wie die Caraiben noch in ihrem wildesten Zustande waren (denn sie haben nach und nach in einigen Stücken mildere Sitten angenommen), so übten sie vorher, ehe sie dem unglücklichen Gefangenen den letzten Schlag gaben, noch allerley Grausamkeiten gegen ihn aus. Wir wollen einige derselben nahmhaft machen. So bald einer lebendig in ihre Hände kam, so wußte er schon das Schicksal, das ihm bevor stand. Er suchte deßwegen eine Ehre darin, seinem Tode standhaft entgegen zu gehen, und glaubte, daß die-

ses nicht so wohl ihm, als seiner Nation zum Ruhm gereichen würde. Man hatte nicht nöthig, ihn zu binden, und auf den Schlachtplatz zu schleppen, sondern er ging ungezwungen mit lächelnden Mienen und herzhaftem Muthe mitten in die Versammlung, von der er wußte, daß sie an seinem Tode ein unbeschreibliches Vergnügen finden würde. Er wartete ihre Vorwürfe nicht ab, sondern kam ihnen gemeiniglich mit trotzigen Reden zuvor. Er sagte z. B. „ich weiß wohl euer Vorhaben, warum ihr mich hierher gebracht habt, daß ihr euch an meinem Blute sättigen wollt, und vor Begierde brennt, mein Fleisch zu fressen. Ihr habt aber nicht Ursache euch zu rühmen, daß ihr mich in diesem Zustande sehet, denn meine Landsleute haben euren Vorfahren vielmehr Martern angethan, als ihr jetzt gegen mich erdenken könnt. Ich selbst habe mit ihnen eure Leute mehr als einmahl henkermäßig gepeinigt, getödtet und gefressen. Meine Landsleute werden gewiß nicht ermangeln, sich an euch und euren Kindern deßwegen, was ihr an mir thut, zu rächen. Alle Marter und Grausamkeit, die ihr gegen mich ausdenken könnt, ist nicht zu vergleichen mit der Qual, die meine tapferen Landsleute zur Vergeltung an euch ausüben werden. Wisset, daß ich alle eure Martern, so groß sie auch immer seyn mögen, verlache." Einer, der den Trotz aufs höchste trieb, sagte einst: „Kommet, eilet, und versammelt euch, mich aufzufressen; denn ihr werdet eure Väter und Großväter, die meinem Leibe zur Speise und Nahrung gedient haben, in mir wieder fres-

sen. Dieses Fleisch, und diese Adern, sind die eurigen. Versucht es nur, ihr werdet den Geschmack eures Fleisches noch an mir finden."

Jedoch es waren dieses nicht etwa großsprecherische Worte, sondern sie bewiesen es auch in der That, daß sie den Tod verachteten. Die Caraiben bekümmerten sich nicht um den Hohn, den ihnen ihr Gefangener sprach, sie schritten unverzüglich zur That, einer näherte sich ihm, und brannte ihn mit einer brennenden Fackel, ein anderer schnitt ihm auf den Schultern und an dem ganzen Leibe tiefe Wunden ein, und streute noch, um die Marter zu vermehren, ein scharfes Pulver, welches sie Pyman nannten, und welches dem Pfeffer gleich kommt, in die Wunden; andere hatten ihre Kurzweil mit dem armen Gefangenen, und zerstachen ihn mit Pfeilen, ein jeder bemühete sich etwas zu seiner Qual beyzutragen. Alles dieses litt der arme Mensch, und stellte sich, als ob er nicht den geringsten Schmerz empfände; ja er stieß während dieser Operation die empfindlichsten Scheltworte aus. Endlich, wenn sie ihre Lust genug gebüßet hatten, gab ihm einer mit der Streitkolbe den letzten Streich, und schlug ihn todt.

So bald er nieder gesunken war, so nahmen die jungen Leute seinen Leichnam, und wuschen ihn; hierauf zertheilten sie ihn in Stücke, und ließen einen Theil kochen, den andern auf hölzernen Rösten braten oder bucaniren. Wenn dieses abscheuliche Essen zubereitet war, so wurde

es unter die Anwesenden ausgetheilt, die es mit der größten Begierde verzehrten, und glaubten, daß sie in der Welt kein schmackhafteres Gericht finden würden. Die Weiber leckten sogar die Hölzer ab, auf welche das Fett getropft war. Je größeren Haß sie gegen ihren Feind hatten, desto besser schmeckte es ihnen.

Damit dieser Haß besonders gegen die Arvager sich nicht mit der Zeit verlieren möchte, so brauchten sie allerley Mittel, solchen zu erhalten. Sie sammelten deßwegen das Fett, das aus diesem menschlichen Braten heraus tropfte, fleißig auf, und theilten es unter die Vornehmsten der Nation aus. Diese hoben es in kleinen Calebassen, oder Flaschen auf, und goßen bey ihren Mahlzeiten einige Tropfen davon in die Brühe, um das Andenken der Rache beständig zu erneuern.

So grausum nun auch die Caraiben mit ihren Gefangenen umgingen, so war doch ihr Verfahren vergleichungsweise noch gelinde gegen andere Völker, die in ihrer Nachbarschaft wohnten. Einige derselben bestrichen die Leiber ihrer Kinder mit dem Blute dieser armseligen Schlachtopfer, damit sie zum Blutvergießen desto geneigter würden; andere zogen ihnen die Haut ab, und hingen sie zum Andenken ihrer Grausamkeit in ihren Hütten auf, oder trugen sie am Leibe; andere dörreten eine Hand oder Fuß, und hängten ihn zur Zierde an den Hals; andere machten aus ihren Hirnschädeln Trinkgeschirre;

andere fraßen alle Fremden, die sie in die Hände bekamen; andere saugten das noch warme Blut, als eine Delicatesse, von dem Verwundeten oder Todten in sich; andere fraßen das Fleisch ganz roh; andere gingen ordentlich auf die Menschenjagd, und zerrissen und verschlangen alles, was sie fingen. So weit haben doch die Caraiben ihre Wuth nicht getrieben, sondern sich in ihrer größten Wildheit doch nur an dem Fleische ihrer gefangenen Feinde begnügt.

Und auch von dieser Art der Wildheit sind sie sehr stark abgewichen. Seit dem die Europäer im Lande sind, haben sie sich in allem Betracht sehr geändert. Ein alter Caraibe that einem Franzosen folgendes ehrliche Bekenntniß: „Seitdem euch unsere Leute gesehen haben, sind sie euch fast ganz gleich geworden, und wir können uns kaum selbst mehr erkennen, so sehr sind wir von unserm alten Stand verändert.“ Diese Veränderung zeigt sich auch insonderheit in Absicht auf ihr Betragen gegen ihre Gefangene. Anfänglich fraßen sie alle, von welcher Nation sie auch seyn mochten; hernach schränkten sie sich bloß auf die Arvager ein, von den Europäern aber fraßen sie keinen. Auch der Appetit nach dem Fleische der Arvager verlor sich nach und nach, und wenn sie einen in die Hände bekamen, so schlugen sie ihn bloß todt, ohne weitere Grausamkeit an ihm auszuüben. Heut zu Tage sind sie auch davon abgegangen, und verkaufen ihre Gefangenen bloß an die Christen. Wenn sie also ehemahls den Nahmen der Cannibalen mit Recht trugen, so thut man ihnen

doch heut zu Tage Unrecht, wenn man sie Menschenfresser nennt. Auch ihr Haß gegen die Arvager hat sich sehr gemindert, seit dem die Holländer auf Surinam ihnen Zaum und Gebiß angelegt haben. Nur gegen einige Nationen im Innern des Landes ziehen sie jährlich etliche Mahle zu Felde

---

Fünfter Abschnitt.

Häuslicher Zustand der Caraiben.

Wir begleiten die Caraiben in ihre Wohnunge, und wollen sie in den verschiedenen Verhältnissen ansehen, worinn sie in Ansehung ihrer häuslichen Umstände stehen. Die eheliche Verbindung ist das Erste, worauf wir unser Augenmerk richten wollen.

In den ältesten Zeiten, da die Caraiben noch in ihrer völligen Wildheit lebten, hatten sie von einer ordentlichen Ehe nicht den geringsten Begriff. Sie liefen zusammen, wie das Vieh, und begatteten sich, wie es ihnen ihr natürlicher Instinct eingab. Nach und nach aber näherten sie sich der Vernunft, und es entstanden unter ihnen Gesetze und Gewohnheiten, die dem unordentlichen Zusammenlaufen beyder Geschlechter ihre gehörigen Gränzen setzten. Wenn ein Caraibe den Trieb

zur Heurath empfand, so nahm er seine nächste Verwandtinn, und führte sie mit sich ohne viele Umstände in seine Hütte, und so war sie seine Frau. Gefiel ihm eine andere, so hohlte er sie dazu, und vermehrte die Anzahl seiner Weiber so stark, als es ihm beliebte. Besonders war dieses ein Vorzug ihrer Hauptleute, daß sie eine große Anzahl Weiber hatten. Um den Unannehmlichkeiten der Eifersucht, und andern Unordnungen vorzubeugen, die bey einer solchen wilden Gemüthsart mit der Vielweiberey unzertrennlich verbunden waren, baueten sie einer jeden ihrer Frauen eine besondere Hütte. Eine unter ihnen hatte gewöhnlicher Weise den Vorzug vor den andern; aber sie hatte ihnen im mindesten nichts zu befehlen. Diese Herrlichkeit aber dauerte nur so lange, als es dem Mann beliebte. Wenn es ihm einfiel, so begab er sich in die Hütte einer andern, und wohnte bey ihr. Die Ehre fiel alsdenn auf diejenige, mit der er sich gegenwärtig hielt, und die vorhergehende hatte alsdenn gleich den übrigen das Nachsehen. Man hat aber niemahls bemerkt, daß einige Eifersucht darüber entstanden ist; so unempfindlich und leichtsinnig sind sie. Diejenige nun, die die Ehre hatte, an der Seite ihres Mannes zu seyn, erwies ihm alle Gefälligkeiten. Sie machte ihm seinen Cassabe, sie kämmte ihn, sie bemahlte ihn, und begleitete ihn auf seinen Reisen. Man hat nicht leicht ein Beyspiel, daß wenn ein Mann einmahl eine Person unter seine Weiber aufgenommen hat, er sie wieder gänzlich verstoßen habe, oder sie ihm aus Untreue entlaufen sey. Im Gegentheil

findet man Beyspiele solcher Zärtlichkeit der Ehegatten, die man gesitteten Völkern zum Muster der Nachfolge getrost empfehlen kann. Bey dem ersten Einfall der Spanier auf den Caraibischen Inseln hatten sie ein schönes Frauenzimmer, die mit einem der vornehmsten Herren auf der Insel verheurathet war, als eine Gefangene mit sich weggeführt. So bald der Mann Nachricht davon bekam, so gerieth er über den Verlust seiner Geliebten Ganz außer sich. Er eilte ihr nach, ohne an die Gefahr zu denken, der er sich aussetzte. Er kam zu den Spaniern, und bat sie mit weinenden Augen, ihm seine Frau, die er weit höher, als sein Leben und Freyheit schäzte, wieder zu geben. Der Spanische Befehlshaber wurde durch die Zärtlichkeit dieses Indianers so gerührt, daß er ihm seine Frau ohne Lösegeld zurück gab.

Wenn es sich fügte, daß ein Caraibe in seiner Familie keine Person fand, mit der er sich verheurathen konnte, so war ihm alsdenn erlaubt, sich außer seiner Verwandtschaft eine Frau zu hohlen; jedoch durfte es nicht ohne Bewilligung ihrer Ältern geschehen. Gemeiniglich bothen ihm in solchen Fällen die Ältern selbst ihre Tächter an. So widersinnig dieses nach unsern Europäischen Sitten scheint, so stimmt es doch mit der Denkungsart dieser Wilden vollkommen überein. Wir haben in dem vorhergehenden Abschnitte bemerkt, daß der kriegerische Geist den Hauptzug in dem Charakter dieser Wilden ausmachte, und dieser hatte auch in die Heurathen der Caraiben einen

starken Einfluß. Wenn die Caraiben von einem Feldzuge glücklich zurück gekommen waren, so wurden den Siegern zu Ehren öffentliche Gastmahle angestellt. Hier erzählte der Hauptmann den ganzen Verlauf der Sache, und legte besonders denjenigen, die sich am tapfersten gehalten hatten, die verdienten Lobsprüche bey. Er beschrieb besonders die herzhaften Thaten der jungen Leute, theils um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, theils auch sie in Zukunft zu noch herzhaftern Thaten zu ermuntern. Hier hörte jedermann mit der größten Aufmerksamkeit die Erzählungen an, und jauchzte den jungen tapfern Kriegern Lob zu. Die Väter, welche mannbare Töchter hatten, nahmen hierbey Gelegenheit, den jungen Kriegern Zeichen ihrer Hochachtung dadurch zu geben, daß sie ihnen ihre Töchter zu Weibern anbothen. Je mehrere Feinde jemand getödtet hatte, desto mehr Nachstellungen hatte er jetzt vom Frauenzimmer auszustehen, und oft wurde ihm von Gernschwiegervätern heftiger zugesetzt, als von Feinden. Der arme Schelm aber, der im Treffen feig und verzagt war, mußte hier seine Schuld büßen. Niemand verlangte denjenigen zum Mann oder Schwiegersohn zu haben, an dem nicht das Blut der Feinde rauchte. Die Caraibischen Schönen wurden wie bey vielen andern Völkern, also auch hier, als ein Preis der Tapferkeit der Männer angesehen. Bey einigen Amerikanischen Völkerschaften durfte sogar ein junger Mensch nicht eher an das Heurathen denken, als bis er einen oder etliche Feinde getödtet hatte. Die sanftere

Venus ließ sich auch bey den Caraiben gar zu gern mit dem drohenden Mars fangen. Ungeachtet sonst bey den Wilden das weibliche Geschlecht in keinem allzu großen Werth war; so wurde doch derjenige Vater, den die Natur mit Töchtern reichlich begabt hatte, für glücklich gehalten, weil er im Stande war, die Tapferkeit der jungen Krieger zu belohnen. Da die Caraiben überhaupt keine Freunde vom Ceremoniel waren; so machten sie auch hier nicht viele Umstände. Der Vater näherte sich dem jungen Krieger mit den Worten: ich gebe dir meine Tochter, und hiermit war der Heuraths-Contract geschlossen, wenn auch gleich die Mutter nicht dabey war. Doch ein Umstand war dabey, der etwas bedenklich war Der junge Mensch durfte die ihm angebothene Frau nicht ausschlagen, sie möchte schön oder häßlich seyn. Das war eine garstige Mode, die nicht verdient nachgeahmt zu werden.

Es brauchte aber ein solcher tapferer Krieger nicht eben ein Junggeselle zu seyn, um eine Frau zur Belohnung seiner Tapferkeit zu bekommen: er konnte schon eine und mehrere Weiber haben, und dennoch eine oben drein bekommen; und so oft er mit gleichem Lobe der Tapferkeit aus einem Feldzuge zurück kam, so konnte er die Ehre haben, eine neue Frau zu bekommen. Die Liebe hatte also an ihren Heurathen nicht den geringsten Antheil. Bekam einer eine Weibsperson im Kriege gefangen, und sie gefiel ihm, so konnte er sie ohne alle Umstände zur Frau nehmen,

allein die Kinder, die er mit ihr zeugte, waren Sclaven.

Die Ehe, die einmahl gestiftet war, wurde unter den Caraiben mit der größten Treue an rein und unverletzt erhalten. Von ledigen Mannspersonen hatten die Weiber nicht das Geringste zu befürchten, denn diese hatten weder mit verheurateten noch unverheurateten Weibspersonen einen Umgang. Ein verheuratheter Mann konnte zwar mit jeder fremden Weibsperson reden; aber mit den Freundinnen und Verwandtinnen seiner Frau war ihm aller Umgang untersagt. Ob gleich die Weiber ihre abgesonderte Wohnung hatten; so entfernte sich doch ihr Mann nicht allzu weit von ihnen, sondern hielt sie in einer genauen Obhut. Wenn seine Frau die eheliche Treue brach, so stieg die Eifersucht des Mannes bis zur ausschweifenden Wuth. Die Caraiben übersehen ihren Weibern nicht den geringsten Fehltritt, sondern sie sind äußerst eifersichtig über die Ehre des Ehebettes. Der Ehebruch war ehemahls, ehe Europäer zu ihnen kamen, äußerst selten, weßwegen sie auch keine Strafe darauf gesetzt hatten; in den neuern Zeiten aber sind sie hierin, durch die Verfeinerung von den Europäern, merklich verdorben worden; nicht in so fern, daß sie aus diesem Laster eine Galanterie machten, sondern weil es überhaupt unter ihnen einzureissen anfing. Dsseen ungeachtet strafen sie, so oft es sich eräugnet, ohne Nachsicht auf frischer That. Wenn ein Mann seine Frau im Ehebruch ertappt, oder durch gewisse Nachricht von der Untreue derselben über-

zeugt ist; so verschafft er sich selbst Recht, und schlägt seine ehebrecherische Frau auf der Stelle entweder mit dem Streitkolben todt, oder er schneidet ihr den Bauch auf. Wenn die That geschehen ist, so geht er zum Schwiegervater, und sagt ihm mit kaltem Blute: ich habe deine Tochter umgebracht, weil sie mir untreu war. Der Schwiegervater findet dieses Verfahren so gerecht, daß er, anstatt sich darüber zu erzürnen, ihn vielmehr lobt, und bezeugt, daß er recht gethan habe. Hat er noch unverheurathete Töchter, so biethet er ihm eine davon an, und verspricht ihm solche bey der ersten Gelegenheit zu geben.

Das erste Geschenk, das die gütige Natur verheuratheten Personen nach ihrer Hochzeit macht, sind die lieben Kinder, und unsere Caraiben haben ein so starkes Verlangen darnach, daß sie um eben dieser Ursache willen mehrere Weiber nehmen, um Väter zahlreicher Familien zu werden. Die Caraibischen Weiber sind meisten Theils von einer solchen starken und guten Natur, daß sie ihre Kinder ohne viele Schwierigkeiten bekommen. Zeigen sich einige bedenkliche Umstände bey der Niederkunft, so nehmen sie ihre Zuflucht zu der Wurzel eines gewissen Rohrgewächses, woraus sie den Saft pressen, und ihn trinken; hierauf spüren sie sogleich einige Linderung. So bald die Mutter entbunden ist, so badet sie sich mit ihrem neugebornen Kinde in dem nächsten Fluß, und geht sodann wieder an ihre gewöhnliche Arbeit; der Mann aber legt sich

in das Bett, welches bey andern Wilden auch Mode ist. Man weiß nicht, was man dieser widersinnigen Gewohnheit für einen Nahmen geben soll. Wollust kann es wohl nicht seyn; denn der Mann muß während dieser Zeit, welche gemeiniglich zehn bis zwölf Tage dauert, sich wider den sinnlichen Trieb der Wilden im Essen und Trinken sehr mäßig halten: man gibt ihm nichts als etwas weniges Cassabe und Wasser, worin etwas von diesem Wurzelbrote gesotten ist. Es muß also wohl eine andere Ursache zum Grunde liegen. Sie stehen nähmlich in den Gedanken, wenn während der Zeit, daß eine Frau ihr Kind an der Brust habe, der Mann köstliche Speisen genöße, so würde dieses dem Kinde schaden. Viele Väter enthalten sich deßwegen oft ein ganzes Jahr alles Fleisches, um nur dem armen Kinde an seinem Wachsthume nicht hinderlich zu fallen. Zeugt ein Mann mehrere Kinder, so beobachtet er bey den folgenden kein so strenges Fasten mehr, sondern legt sich nur etwa vier bis fünf Tage in das Bett. Darin unterscheiden sich die Caraiben von andern Wilden, daß sie im Bette liegen und ihren Leib kasteyen, die andern aber ihrem Fleische während dieser Zeit wohlthun. Der arme Caraibische Vater muß sich aber außer diesem noch eine andere Härte gefallen lassen. Zu Ende dieses Fastens schneidet man ihm mit einem Aguty-Zahne tiefe Wunden in die Schultern, und er muß dieses leiden, ohne die geringste Empfindlichkeit eines Schmerzens dabey merken zu lassen. Sie bilden sich ein, je größer die Standhaftigkeit des

Vaters bey dieser Versuchung wäre, desto grö-
ßer würde die Tapferkeit des Sohnes seyn. Al-
lein, er verspritzet sein edles Blut nicht umsonst;
sie hüten sich sorgfältig, daß kein Tropfen davon
auf die Erde falle, sondern sie fassen es auf,
und bestreichen dem neugebornen Kinde das Ge-
sicht damit, und glauben fest, daß auf diese Art
die Tapferkeit des Vaters auf den Sohn fortge-
pflanzet werde. Eben dieses thun sie auch bey der
Geburt einer Tochter, die sie gleichfalls dadurch
der älterlichen Herzhaftigkeit theilhaftig machen
wollen.

So bald die Kinder auf die Welt gekommen
sind, so drücken ihnen die Mütter die Stirn zu-
rück. Sie halten dieses nicht nur für eine Schön-
heit, sondern glauben auch, daß ihnen eine sol-
che Gesichtsbildung bey zunehmenden Jahren
zum Abschiessen der Pfeile vortheilhaft sey. Ih-
re Kinder wickeln sie niemahls in Windeln, son-
dern sie lassen sie in ihren Hamacks, die in ih-
ren Hütten aufgehängt sind, oder auf ausgebrei-
teten Banane-Blättern, herum kriechen. Und
gleichwohl trifft man wenig Krüppel unter ihnen
an, sondern die meisten haben ihre gesunden und
wohlgestalteten Glieder. Sie überlassen der Na-
tur alles, und die Kunst thut wenig oder gar
nichts. Sollte nicht Rousseau bey dieser Erzie-
hungs-Methode etwas von den Wilden ange-
nommen haben? wenigstens, was den gegenwär-
tigen Punct anbelangt, sind seine Vorschläge
vollkommen Caraibisch. Die ganze Sorge dieser
Wilden geht in den zarten Jahren der Kindheit

bloß darauf, ihre Kinder wohl zu nähren. Die Mütter säugen ihre Kinder selbst, und bey ihrer gesunden Natur und freyen Lebensart haben sie einen solchen Überfluß von Milch, daß sie nicht nur ihre eignen Kinder reichlich damit versehen, sondern auch den Kindern ihrer Nachbarinnen davon mittheilen können, wenn diese mit ihren Männern in Krieg gezogen sind. Wenn die zarten Kinder ein wenig zu Kräften gekommen sind, so lassen sie es nicht bey der Muttermilch bewenden, sondern sie käuen Patatoes, Bananen und andere Früchte, und geben sie ihnen zu essen. Diese Erziehungsart geht so glücklich bey ihnen von Statten, daß die Kinder im sechsten Monathe schon herum laufen.

Bey der Geburt eines Kindes stellen sie nicht, wie andere Wilden zu thun pflegen, feyerliche Gastmahle an, ausgenommen bey dem Erstgebornen. Sie beobachten hierzu nicht eine durch die Gewohnheit besonders bestimmte Zeit, sondern sie folgen ihrem eigenen Belieben. Wenn sie nun ihre Freunde zusammen rufen, um sich mit ihnen über die Geburt ihres ersten Kindes zu erfreuen; so sparen sie nichts, was zur Bewirthung und Freude der Gäste etwas beytragen kann. Ungefähr vierzehn Tage nach der Geburt wird eine andere Feyerlichkeit angestellt; diese betrifft die Beylegung eines Nahmens. Alsdenn wird ein Mann und eine Frau aus der Verwandtschaft oder Nachbarschaft herbey gerufen, welche gleichsam die Stelle der Pathen vertreten. Diese durchstechen dem Kinde die Ohren, die untere Lefze,

und den mittlern Knorpel zwischen den Nasensenlöchern, und ziehen einen Faden durch, damit sie in der Folge der Zeit allerhand Gehänge daran hängen können. Ist das Kind noch zu schwach, diese Operation auszustehen; so verschieben sie diese Ceremonie so lange, bis das Kind mehrere Kräfte bekommt. Die Nahmen, die sie ihren Kindern beylegen, werden entweder von ihren Vorfahren, oder von gewissen Bäumen, die auf ihrer Insel wachsen, oder pon einer Begebenheit, die dem Vater oder der Mutter während der Schwangerschaft zugestoßen ist, hergenommen. So geschah es einst auf der Insel St. Christoph, daß, da eine Frau gerade zu der Zeit niederkam, als kurz vorher eine Französische Flotte daselbst gelandet, und sie bey dieser Gelegenheit den Französischen General gesehen hatte, sie davon Gelegenheit nahm, ihr Kind General zu nennen. Diesen Nahmen aber, den die Caraibischeu Knaben kurz nach ihrer Geburt bekommen, behalten sie nicht ihre ganze Lebenszeit hindurch; sondern wenn sie die Jahre erreicht haben, da sie unter die Zahl der Krieger aufgenommen werden, so verändern sie ihn. Aber auch diesen neuen Nahmen behalten sie nicht immer, sondern wenn es ihnen glückt, daß sie einen Anführer ihret Feinde im Treffen tödten, so nehmen sie zum beständigen Andenken dieser Begebenheit seinen Nahmen an. Überhaupt wird man nicht leicht ein Volk finden, welches in dieser Sache so leichtsinnig und veränderlich ist, als die Caraiben. Außer den vorhin angeführten Gelegenheiten ihre Nahmen zu verän-

dern, thun sie es oft aus bloßem Muthwillen. Wenn sie siegreich aus einem Feldzuge zurück kommen, und im fröhlichen Muthe bey einander sind, so ist es gar nichts Ungewöhnliches, das einer zum andern sagt: Gib mir einen Nahmen. Dieser ist auch sogleich willfährig dazu, und schenkt ihm einen nichtsbedeutenden Nahmen, dafür aber bekommt er entweder ein Messer, oder Glasperlen, oder sonst etwas, worauf sie einen grossen Werth setzen, zum Gegengeschenke.

Wenn der Caraibische Bube zwey Jahre alt ist, so werden ihm die Haare abgeschnitten, und bey dieser Gelegenheit kommt die ganze Freundschaft zusammen; man ißt, man trinkt, tanzt, und stellt alle Arten von Lustbarkeiten an. Einige Ältern verschieben auch die Ceremonie von der Durchbohrung der Lefzen und Ohren, bis auf diese Zeit. Von dieser Zeit an essen die Söhne mit dem Vater, und die Töchter mit der Mutter, denn bis auf diese Zeit liegt den Müttern allein das Geschäft der Erziehung ob; von nun an aber treiben sie es gemeinschaftlich.

Wenn wir bisher in der Caraibischen Kinderzucht manches gesehen haben, welches, wo nicht gut, doch wenigstens erträglich ist; so werden wir nnnmehr, da wir sie auf der moralischen Seite ansehen wollen, leicht einsehen, daß nichts so widersprechend seyn kann, als diese. Da die Erziehung in den Charakter eines Volks einen sehr großen Einfluß hat; so ist es nicht schwer die Grundlage der moralischen Eigen-

schaften in ihrer Kinderzucht zu finden. Sie haben gern viele Kinder, und die Zärtlichkeit darin geht so weit, daß sie ihnen nie einigen Zwang anthun. Schläge und andere Strafen des Ungehorsams haben bey ihrer Kinderzucht gar nicht Statt. Der Caraibische Junge muß ganz frey aufwachsen. Er lernt also nie gehorsam seyn; sein Wille ist zugleich seine Regel. Ist es nicht eine natürliche Folge davon, wenn der erwachsene Caraibe eine unbeständige Freyheitsliebe hat, oder vielmehr wenn er ganz und gar unfähig ist, sich zu einer vernünftigen Unterwerfung zu bequemen? Kein sichereres Mittel könnte erdacht werden, diese Absicht zu erreichen, als eine solche Kinderzucht. Der Vater hat zwar das Recht, seinem Sohne zu befehlen; aber wenn dieser nicht für gut findet, zu gehorchen, so bedient sich der Vater keiner Zwangsmittel, seine väterliche Gewalt geltend zu machen. Ist der Sohn im Stande seinen Unterhalt selbst zu erwerben; kann er jagen und fischen; so hört aller Schein einer väterlichen Gewalt völlig auf. Der Sohn ist jetzt sein eigner Herr, und erwählt sich nach Gutbefinden eine Gattinn, ohne seinen Vater darüber zu befragen. Ob sie nun gleich nicht angehalten werden, ihren Willen den Befehlen ihrer Ältern zu unterwerfen, noch auch durch gewisse Geberden des Leibes ihren Ältern die schuldige Ehrerbiethung zu erweisen; so kann man doch nicht sagen, daß sie gar keine Liebe zu ihnen hätten, sondern man bemerkt vielmehr bey zunehmenden Jahren eine recht zärtliche Liebe gegen ihre Ältern. Man sieht dieses besonders

alsdenn, wenn ihre Ältern von jemand beleidiget werden. Alsdenn wacht ihre ganze Rache auf, und sie ruhen nicht eher, als bis sie ihren Ältern Genugthuung verschafft haben. Die Franzosen erfuhren dieses einst zu ihrem großem Schaden. Sie schnitten die Seile eines Hamacks ab, worin ein alter Caraibe schlief, so daß dieser herunter fiel, und im Fallen einen Arm verrenkte. Der Schwiegersohn und die Söhne des Alten nahmen sich sogleich der Sache an; machten ein Complot, überfielen die Franzosen in ihren Bsitzungen, und rächten sich über die Beleidigungen ihres Vaters. Wenn der Vater alt und unvermögend wird, so nimmt ihn der Sohn wieder zu sich in sein Haus, und überträgt ihm die Regierung über die Familie. Von ihm wird nicht anders, als von dem Herrn gesprochen; man redet ihn auch nicht auf die gemeine Art an, sondern man beweist ihm in Worten eine Ehrerbiethung, von der man in jüngern Jahren nichts weiß.

Bey solchen Umständen, und da die Kenntnisse eines Caraiben außerordentlich eingeschränkt sind; so ist auch der Unterricht, den ein junger Caraibe von seinem Vater bekommt, sehr schlecht. Die vornehmste, ja fast einzige Sorge, die ein Caraibe in der Erziehung seiner Kinder beweist, ist diese, daß er sie unterweiset, auf eine geschickte Art mit den Bogen und Pfeilen umzugehen. Wenn die Kinder kaum gehen können, so müssen sie sich ihr Essen schon auf eine gewisse kriegerische Art selbst verdienen. Der Vater legt seinem

Sohne das Morgenbrot, das er ihm bestimmt hat, auf einen Ast eines Baums; er gibt ihm hierauf Bogen und Pfeile, womit er so lange darnach schiessen muß, bis er es herab schiesset. Wenn er es nicht trifft, so haben die Ältern keine Barmherzigkeit mit ihm, sondern sie bleiben auf ihrem Vorsatz unveränderlich, ihnen nichts anders zu essen zu geben, als bis er es herab gebracht hat. Hat er nun hierin einige Fertigkeit erlangt, und stärkere Kräfte bekommen; so wird ihm auch das Essen höher hinauf gehängt, und so fahren sie stufenweise fort bis er es zur höchsten Fertigkeit im Pfeilschiessen gebracht hat. Zuweilen hauen sie einen Banane-Baum ab, und stecken denselben in die Erde, damit ihre Kinder darnach als einer Scheibe schiessen lernen.

So bald die Caraibischen Jungen zu einiger Stärke gekommen sind; so werden sie zu allen kriegerischen Verrichtungen angehalten. Ehe sie aber unter die Zahl derjenigen aufgenommen werden, die in den Krieg ziehen und einem Feldzuge beywohnen dürfen; so müssen sie vorher erst eine Probe aushalten, und sodann werden sie zu wirklichen Soldaten erklärt. Hiemit geht es folgender Gestalt zu. Wenn ein Sohn das siebzehnte oder achtzehente Jahr erreicht hat, so werden alle Freunde und Verwandte zusammen gerufen. In ihrer Gegenwart läßt der Vater seinen Sohn auf einen kleinen Stuhl in der Mitte des Carbets nieder setzen, und erklärt ihm mit wenig Worten die Pflichten eines tapfern Caraibi-

schen Soldaten. Hierauf muß ihm der Sohn öffentlich versprechen, solche genau zu erfüllen, und niemahls etwas zu thun, welches der Ehre seiner Vorfahren nachtheilig wäre; er muß ihm zugleich feyerlich angeloben, den Krieg gegen die Erbfeinde der Caraiben mit Nachdruck fortzusetzen. Er läßt darauf einen Maasfenn (es ist dieses eine kleine Art von Adlern), der lange Zeit zu diesem Gebrauch aufbehalten worden, herbey bringen, diesen ergreift er bey den Füßen, und schlägt ihn seinem Sohne so lange um den Kopf, bis der Vogel gestorben und ihm der Kopf ganz zerschmettert ist. Der angehende Soldat wird dadurch im ganzen Gesichte zerkratzt. Aber damit ist die Prüfung noch nicht vollendet. Der Vater nimmt einen Zahn von einem Aguty, und zeritzt ihm den ganzen Leib damit. Alsdenn nimmt er Pyman (es ist dieses eine Art von Pfeffer), und weicht ihn in Wasser ein. In dieses Wasser tunkt er den zerschmetterten Vogel, und reibt damit die Wunden seines Sohnes mit dem größten Ungestüm. Ungeachtet dieses dem armen Menschen unsägliche Schmerzen verursacht; so muß er es doch mit standhaftem Muthe aushalten, und sich im geringsten nicht merken lassen, daß er einige Schmerzen empfinde. Man reißt hierauf den Leib dieses Vogels auf, nimmt das Herz heraus, und gibt es dem jungen Caraiben zu essen. Zum Beschlusse dieser Prüfung leget man ihn in einen Hamack, oder hangendes Bett, worin er der Länge nach ausgestreck liegen muß, bis seine Kräfte durch Fasten gänzlich erschöpft sind. Hat er nun alle diese Prüfungen

mit Standhaftigkeit überstanden, so wird er für einen rechtmäßigen Soldaten erkennt; er darf bey allen Versammlungen in dem Carbet erscheinen, und bey sich eräugnendem Kriege mit zu Felde ziehen. So theuer muß ein Caraibe die Ehre, ein Soldat zu seyn, erkaufen: und dennoch fehlt es niemahls an solchen Personen, die sich diesem Stande widmen. Wie gering würde bey uns die Anzahl der Recruten seyn, wenn sie solche Proben aushalten müßten!

Doch es werden nicht alle Caraibischen Söhne zu Kriegsdiensten erzogen, ob dieses gleich die gemeinste Lebensart ist: sondern zuweilen machen ihre Väter auch Boye oder Wahrsager aus ihnen. Zu dem Ende schicken sie sie, wenn sie einige Jahre erreicht haben, zu einem, der in dieser Kunst den größten Ruhm hat. Von diesem lernt er die Kraft einiger heilenden Kräuter und Wurzeln kennen, ingleichen die Kunst die Geister zu beschwören, und Wahrsagungen zu erklären. Wer in dieser Wissenschaft des Betrugs unterrichtet werden soll, muß von Jugend auf dazu verlobt worden seyn, deßwegen muß er sich gewisser Speisen, von denen sie glauben, daß sie derselben nachtheilig sind, gänzlich enthalten, und auch sonst oftmahlige Fasten halten. Auch der Antritt der Lehrzeit in dieser Lebensart geschieht nicht ohne Prüfung. Man zerschneidet seinen Leib mit einem Aguty-Zahne eben so, wie einem angehenden Krieger: aber dafür erlangt er auch hernach desto größere Ehre.

Nebst diesem geben die Caraiben ihren Kindern auch einige Anweisungen in mechanischen Verrichtungen. Sie lehren ihre Söhne, Bogen, Pfeile und Streitkolken verfertigen, Schiffe nach ihrer Art bauen, baumwollene Betten, oder Hamacken, verfertigen; die Töchter aber Cassare backen, und Getränke zubereiten. Kurz, der kleine Inbegriff ihrer Bedürfnisse macht auch ihre Kinderzucht sehr einfach. An die Cultur des Geistes ist gar nicht zu denken, denn die Ältern wissen selbst nicht, daß sie eine vernünftige Seele haben, die einer mannigfaltigen Erkenntniß fähig sey. Und so viel haben wir von ihrer Kinderzucht zu sagen.

Unter den übrigen häuslichen Umständen der Caraiben wollen wir nunmehr von ihren Nahrungsmitteln reden. Diese sind sehr einfach, und verrathen den rohen Zustand, worin sie leben, nur gar zu deutlich. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in einer Art von Brot, oder Kuchen, das sie von der Wurzel, woraus sie solches verfertigen, Cassabi oder Cassave, nennen. Der Stamm dieser Pflanze, die nach dem Linné Jatropha Manihot heißt, wächst über Manns hoch, ist gerade und von weißlicher Farbe. Von unten bis oben wachsen aus demselben rings herum einzelne Blätter an langen Stielen, welche nach und nach abfallen, so daß nur die obersten nahe am Wipfel bleiben. An den Stellen, wo sie gesessen haben, hinterlassen sie Knoten, womit er von unten hinauf artig gezieret ist. Seine knollige Wurzel ist es, woraus eigentlich das Cassabi, oder Westindische Brot gebacken wird. Sie



Schwarze von Kachao und Bissao, welche Manioc bereiten.
1. Ein Schwarzer, der die Maniocwurzel schabet. 2. Ein anderer der sie reibt. 3. Einer der sie siebet. 4. Presse zu dem Mehle in den Säcken. 5. Schwarzer der den Taig bäckt.

Back of
Foldout
Not Imaged

ist braun, und wie große Rettige, oder Pastinakken gestaltet. Dergleichen sind an einem Stamme sechs bis zehn, wovon die längsten einen Fuß und länger, und nach Proportion dick sind. Unter der Rinde sind sie ganz weiß, enthalten auch einen Saft, wie Milch. Anfänglich schabet man die kleine harte Haut, womit sie bedeckt ist, ab, und das Übrige raspelt man mit einer Feile, oder Reibeisen. Ehe ihnen die Europäer eisernes Geschirr zugebracht haben, so bedienten sie sich rauher Steine, die man am Ufer fand, und die unsern Bimsstein fast gleich waren. Die abgeriebene Masse wird hierauf in einem Sack ausgepreßt, daß sie allen Saft verliert. Wenn nun aller Saft aus dem Manioc heraus gezogen ist, so trocknet man das Übrige, und treibt es durch ein reines haarenes Sieb, daß es das Ansehen von reinem weissen Mehl bekommt. Dieses Mehl legt man alsdenn ohne Zumischung einiger Feuchtigkeit auf eine Platte, unter welcher Feuer angemacht ist, und backt daraus große dünne Kuchen. Wenn sie auf einer Seite gebacken sind, so wendet man sie auf die andere, und wenn sie ganz ausgebacken sind, so legt man sie in die Sonne, damit sie desto härter werden, und sich länger halten. Frisch schmecken sie sehr gut, sonderlich mit Butter; wenn sie aber mit der Zeit hart werden, so besprengt man sie mit Wasser, wodurch sie leicht erweicht werden. Die Caraiben halten dieses Brot so hoch, daß sie es bey weitem nicht gegen das unsrige vertauschen; die Europäer im Gegentheile beklagen sich darüber, daß es ungesund

sey, den Magen verderbe, die Farbe verändere, und die Spannadern schwäche: allein Gewohnheit und ein längererGebrauch hebt alle diese Unbequemlichkeiten.

Außerdem bereiten sie auch aus dem Maiz, welches in Deutschland unter dem Nahmen des Türkischen, oder Welschen Korns bekannt ist, noch eine andere Art von Brot. Es wird von den Indianern entweder roh gegessen, oder zu Brey gekocht, nachdem es zuvor klein gestampft worden; oder es wird zu Kuchen gebacken, oder auch Funje, das ist, eine Art großer Klösse daraus bereitet. Wenn die Körner noch zart und weich sind, werden die Kolben geröstet, oder in Salzwasser gekocht, und warm, mit Butter bestrichen, gegessen.

Die übrigen Speisen, deren sich die Caraiben bedienen, bedeuten nicht viel. Gewisse Gattungen von Eidechsen und Fischen, Erbsen, Bohnen und andere Hülsenfrüchte machen ihre gewöhnlichen Mahlzeiten aus. Die gemeinste Speise unter ihnen aber sind die Krabben, die sie von ihren Schalen mit großer Geschicklichkeit zu säubern wissen, alsdenn in ihrem eigenen Fett braten, und mit einer Brühe genießen. Sie nehmen nähmlich Maniocsaft, der zwar frisch ein süßes Gift, und Menschen und Vieh tödtlich ist, durch das Feuer aber alles Schädliche verliert. Diesen Saft lassen sie kochen, und thun hernach Citronensaft und Pyman, oder Pfeffer, darunter, und diese Pimentade ist bey allen ihren Ge-

richten ihre liebste Brühe. Einiger Speisen enthalten sie sich aus einem einfältigen Aberglauben. Sie essen zum Beyspiele kein Schweinenfleisch, aus Furcht, ihre Augen möchten dadurch so klein, wie die Augen der Schweine werden, und dieses würde sie ihrer Meinung nach äußerst ungestalt machen; keine Schildkröten essen sie, damit sie nicht so plump und ungeschickt, wie dieses Thier, werden möchten; sie bedienen sich auch niemahls des Salzes, und das nicht aus Mangel, denn es gibt Salzgruben genug bey ihnen, sondern weil ihnen das Gesalzene nicht nach Geschmack ist. Außer den Krabben essen sie nichts, was im Wasser gekocht ist, sondern alles wird geröstet und gebraten. Die Art, wie sie ihre Speisen zubereiten ist sehr sonderbar, und dem rohen Charakter dieser Völker vollkommen gemäß. Sie stecken das Fleisch stückweise an einen hölzernen Spieß, welchen sie vor dem Feuer in die Erde pflanzen; wenn das Fleisch auf der einen Seite gar ist, so wenden sie es auf die andere. Ist es ein Vogel von einiger Größe, zum Beyspiel ein Papagey, ein Huhn, oder eine Holztaube; so werfen sie solchen gerade in das Feuer hinein, ohne sich die Mühe zu geben, ihn erst von den Federn und Eingeweiden zu reinigen. So bald die Federn abgesengt sind, so bedecken sie ihn mit Asche; und lassen ihn auf diese Art vollends durchbraten. Wenn sie glauben, daß er gar wäre, so nehmen sie ihn aus der Asche heraus, ziehen die Rinde welche die Federn, die Asche und das heraus gelaufene Fett gebildet haben, ab, reissen das Ge-

därm und den Kopf heraus, und essen das Übrige ohne alle weitere Zubereitung. Auf diese Art braten sie auch Fische mit ihren Schuppen, und ziehen solche hernach, wie ein Futteral. ab. Einige Europäer, die von dieser Kost gegessen haben, versichern, daß sie sie sehr zart und schmackhaft gefunden hätten. Sie mögen Recht haben, denn über den Geschmack läßt sich nicht gut streiten. Noch eine besondere Gewohnheit haben sie bey ihren Gastereyen, die sie über einen erhaltenen Sieg über ihre Feinde halten; alsdenn thun sie von dem Fett der geschlachteten Gefangenen unter ihre Speisen, und schmeicheln damit ihrem Appetit nicht weniger, als ihrer Grausamkeit.

Wir haben oben von einigen Speisen geredet, deren sich die Caraiben enthalten. Darunter gehört auch der Lamentin, ein großer Fisch, dessen Fleisch von andern Indianern mit dem größten Appetit gegessen wird. Der Abscheu, den die Caraiben gegen diesen Fisch haben, ist so groß, daß, wenn ihnen von Ausländern solcher heimlich, und ohne daß sie es wissen, zu essen gegeben wird, sie bey der Entdeckung des Betrugs auf Rache denken, die sie auch über spät oder lang ausüben. Wir wollen ein Beyspiel dieser Art erzählen. Es hatte einst ein Franzose einen Caraibischen Hauptmann zu Gast. Unter andern Gerichten setzte er ihm auch Lamentinfleisch vor, welches er aber so klein hatte zerhacken, und so geschickt zurichten lassen, daß man es nicht merken konnte, was es eigentlich wäre. Der Carai-

de wurde mißtrauisch, allein auf die Versicherung des Franzosen, daß kein Betrug darunter verborgen sey, aß er davon. Kaum war die Mahlzeit vorbey, so entdeckte der Franzose dem Caraiben seinen vermeinten Spaß, und wollte sich an dem trüben Gesichte, das er machen würde, belustigen. Allein der wilde Hauptmann verstellte sich, und sagte mit lachendem Munde: Nun, wir werden davon nicht sterben. Einige Zeit hernach besuchte der Franzose den Hauptmann, der ihn mit aller Höflichkeit empfing, und wohl bewirthete. Zugleich aber hatte er seinen Leuten befohlen, dem Franzosen gleiches mit gleichem zu vergelten. Sie aßen und trunken, und waren gutes Muths. Nach dem Essen fragte der Wilde den Franzosen, wie ihm das Essen geschmeckt habe; gut, war die Antwort. Nun wohl, sagte der Caraibe, so will ich euch denn sagen, was ihr gegessen habt. In einem jeden Gerichte, das ich euch vorgesetzt habe, ist Menschenfett von unsern Feinden gewesen, welches wir jederzeit in Bereitschaft haben. Der Franzose wurde vor Ekel krank, und der Caraibe lachte ihn aus.

Das gewöhnliche Getränk, dessen sie sich bedienen, ist Wasser; aber außer diesem bereiten sie sich auch durch Kunst eines, welches sie zum Wohlleben trinken. Sie bereiten solches auf unterschiedene Art. Die gemeinste ist, daß sie Wasser über die Patatoes gießen, und solches kochen lassen. Dieses Getränk, welches sie in ihrer Sprache Mabey nennen, erfrischt und löschet den Durst gar sehr; es eröffnet den Leib, und treibt allen

Schleim ab. Daher es auch kommt, daß diejenigen, die sich desselben bedienen, niemahls von Steinschmerzen geplagt werden. Die andere Art wird Uicu genannt, ist besser und stärker als das vorhergehende, und kommt dem Europäischen Bier sowohl in der Farbe als der Stärke gleich. Es wird aus Cassabibrot gemacht; allein die Art, wie sie es zubereiten, möchte vielleicht manchem Europäer nicht behaglich seyn. Die frischen und recht braun gebackenen Cassabikuchen werden von den Weibern und Kindern klein gekauet, und mit dem Safte, der sich beym Kauen mit allen Speisen vermischt, in ein Gefäß zusammen gethan. Eine Anzahl ganzer und frischer Kuchen wird darunter gemischt, und abgekochter Cassabisaft mit siedendem Wasser darüber geschüttet, und wohl unter einander gerührt. Man läßt es die Nacht über stehen, und alsdenn fängt es an zu gähren, und in etlichen Tagen, wenn es sich wieder gesetzt hat, ist es ein trinkbares Bier, welches zuweilen so stark wird, daß es berauscht. Die Europäer haben verschiedene Versuche gemacht, ohne Zuthuung des gekaueten, bloß durch gewöhnliche Hefen, dieses Getränk zur Gährung zu bringen; aber es kam nichts, als ein ekelhaftes, untrinkbares Gemisch heraus. Man macht das Uicu noch auf eine andere Art. Wenn nähmlich das Cassabe von den Platten abgenommen worden ist, so legt man etwas davon in ein Geschirr, und deckt es mit Manioc-Blättern und einigen schweren Steinen zu. Hier läßt man es etliche Tage liegen, nimmt es alsdenn heraus, und zertheilt es in Stücke. Diese legt man auf

Bananas-Blätter, besprengt sie ein wenig mit Wasser, und läßt sie etliche Tage unbedeckt liegen. Das Cassabe wird ganz roth; alsdenn gießt man Wasser darüber, läßt es von sich selbst gähren, und trinkt es.

Zur Kühlung essen sie auch Wassermelonen. Die besten sind von außen dunkelgrün mit hellgrünen Streiffen; das innere Fleisch ist röthlich, und zerfließt wie ein zarter mit süßem Safte angefüllter Schwamm im Munde. Sie genießen auch noch andere Früchte, die in ihrem Lande wachsen, deren Beschreibung aber nicht zur Absicht des gegenwärtigen Werks gehöret, und daher mit Recht von uns übergangen wird.

Die Art, wie die Caraiben essen, ist sehr lustig anzusehen. Die Männer hucken sich auf ihre Fersen, wie die Affen, um den Platz herum, der zum Essen bestimmt ist. Wenn die Speisen herbey getragen sind, so essen sie sie mit einem heftigen Appetit, ohne ein Wort dabey zu reden, und es ist eine Lust anzusehen, wie sie mit eben so vieler Reinlichkeit als Hurtigkeit die kleinsten Krabbenscheren aufmachen. Ohne Ceremonie steht ein jeder, wenn er satt ist, auf, trinkt, wenn es ihm beliebt, oder raucht Tobak. Manchmahl legen sie sich in ihre Hamacken, oder lassen sich auch mit einander in ein Gespräch ein. Hierauf räumen die Weiber die Schüsseln und Körbe, worin das Essen aufgetragen worden ist, wieder weg, und die Mädchen säubern den Ort, wo sie gegessen haben. Weiber und Kinder ge-

hen alsdenn in die Küche, und essen, was ihnen die Männer übrig gelassen haben, in eben der Stellung, wie die Männer. Zu ihrer Mahlzeit haben sie keine bestimmte Zeit, sondern ihr Magen ist ihr Stundenweiser. Den Hunger können sie mit großer Standhaftigkeit aushalten, dermaßen, daß, wenn sie auch noch so hungrig von der Fischerey zurück kommen, sie doch erst ihre Fische braten, und mit der größten Gelassenheit warten, bis sie fertig sind. Vor der Mahlzeit pflegen sie sich sorgfältig zu waschen. Zuweilen halten sie auch gesellschaftliche Mahlzeiten, wo alle Caraiben von einem Dorfe mit einander in dem Versammlungshause essen; und dann werden gemeiniglich Vorbereitungen zu einem Feldzuge gemacht.

So einfach und ungekünstelt ihre Mahlzeiten sind, eben so einfach ist ihre ganze Wirthschaft. Ihre Häuser, oder vielmehr ihre Hütten, bauen sie dicht an einander, und legen sie in Gestalt eines Dorfs an. Sie sehen sich gemeiniglich hierzu einen kleinen Berg aus, damit sie desto frischere Luft genießen, und vor dem Ungezieler mehr gesichert seyn mögen; auch sehen sie darauf, daß in der Nähe ihrer Wohnungen ein Fluß, oder Bach seyn möge, damit sie sich alle Morgen und Abend baden können. Die Hütten selbst sind länglich rund; sie bestehen aus eingerammelten Pfählen, die mit Palmblättern oder Zuckerrohr bedeckt sind. Sie haben bey Erbauung ihrer Wohnungen gar nicht die Eitelkeit für ihre Nachkommen dauerhafte Häuser zu erbauen;

sie dauern oft nicht einmahl eines Mannes Leben aus. Wenn keine Orkane ihre Hütten verwüsten, so dauert ein solches Dach etwa drey bis vier Jahre, ehe es zerbricht; dennoch aber ist es so geschickt zusammen gefügt, daß sie vor dem Regen und andern Ungemächlichkeiten der Witterung sicher darunter wohnen können. Die Wände machen sie aus geflochtenem Rohre, und rings herum setzen sie Strauchwerk, wodurch sie ihre Häuser, als wie mit Pallisaden umzäunen. Vor den Eingang hängen sie eine Matte, und dieses ist ihnen Thür, Schloß und Riegel. Der Boden ist die fest gestampfte Erde, welchen sie so reinlich halten, daß man nicht den geringsten Unrath darin antrifft. Sie machen so viele Abtheilungen darauf, als sie Kammern nöthig haben. Auf den Seiten ihrer Wohnhäuser legen sie auch etliche kleinere Hütten an, wovon die eine ihnen zur Küche, die andere aber zur Rüstkammer dient, worin sie ihre Bogen, Pfeile und Streitkolben verwahren. Etwas entfernt von ihren Wohnungen haben die Caraiben einen besondern Ort, der zur Entledigung der Natur bestimmt ist; sie machen ein Loch in die Erde, worin sie den Unrath wieder verscharren; und sie beweisen auch hier eine Reinlichkeit, die man bey wilden Völkern nicht leicht vermuthen sollte. Um ihre Wohnungen herum setzen sie Citronen- Feigen- Bananas- und andere fruchtbare Bäume, auch legen sie Gärten an, worin sie Manioc, und allerhand Hülsenfrüchte pflanzen. An sumpfigen und morastigen Gegenden haben sie eine besondere Bauart. Sie bauen sich eine Art Häuser auf Bäu-

men, die sie mit ihren Ästen umgeben, und mit Blättern bedecken. Man findet darin Abtheilungen und Kammern, worin sie, wie in andern Häusern, wohnen. Ein solches Haus hat zwei Leitern, eine bis an die Mitte des Baums, die andere von da, bis an die Thür der ersten Kammer. Die Leitern sind von Rohre, und so leicht, daß man sie des Abends ohne Mühe wegnehmen kann, damit die Bewohner des Nachts von wilden Thieren sicher seyn können. Obgleich die Caraiben keine herumschweifende Lebensart im eigentlichen Verstande führen; so ziehen sie doch mit ihren Häusern manchmahl von einem Orte zum andern. Wenn sie einen Ort für gesünder oder sicherer halten als den andern, so reissen sie ihre alten Hütten ohne viele Umstände nieder, und bauen sich an einem andern Orte mit eben solcher Leichtigkeit wieder neue.

Von Hausrath wird man bey den Caraiben eben nicht viel antreffen. Ihre Betten bestehen aus einer Art Hangmatten, die sie Hamacks nennen. Es ist dieses ein Stück grobes Cattuns, sechs bis sieben Fuß lang, und zwölf bis vierzehn breit, wovon jedes Ende in etlichen und funfzig Theile abgetheilt ist, die an kleine Schnüre gereihet sind, die man Rabans nennt. Die Schnüre sind von Baumwolle, und wohl gesponnen und gedrehet, jede ungefähr drey Fuß lang. An jedem Ende vereinigen sie sich, und werden zusammen geknüpft, und ein dicker Strick dadurch gezogen, womit sie das Hamack an zwey Bäume oder Wände aufhängen. Alle diese Hangmatten sind

gerucuet, oder roth gefärbt, und dieses kommt nicht allein daher, weil sie ihnen im Anfange, wenn sie sie machen, diese Farbe geben, sondern auch weil sie selbst ihren Leib roth mahlen, und sich also niemahls hinein legen können, ohne einen Theil von ihrer Farbe darin zurück zu lassen. Die Verfertigung dieser Hamacken wird den Weibern überlassen, denn ein Caraibe würde sich verunehren, wenn er sich damit abgeben wollte. Sie sind noch nicht so weit gekommen, daß sie sich Weberstühle machen könnten; sondern sie spannen die Fäden nach der Länge und Breite, die sie dem Hamack geben wollen, an zwey in die Erde gesteckte Pfähle; über und unter jeden Faden führen sie das Garnknäul weg, und schlagen mit einem Stücke Holz beständig darauf, um ihnen eine gewisse Gleiche zu geben. Man macht auch Hamacks von geflochtenen Weiden, welche man mit Bananas-Blättern bedeckt; und diese nennt man Cabane. Die Art, Hamacke aufzuhängen, ist diese. Man entfernt die beyden Enden von einander, so daß das Gewebe, oder Geflecht, mit seinem Strickwerk einen halben Kreis macht, wovon der Abstand des einen Endes von dem andern der Durchschnitt ist. Man erhebt es alsdenn von der Erde so hoch, als es nöthig ist, und befestigt es an beyden Enden. Wenn man sich hinein legt, so muß man die eine Hand ausstrecken, um es auf zu machen, denn sonst würde man sich gewißlich überpurzeln. Man muß sich aber nicht nach der Länge darin ausstrecken, so daß der Kopf und die Füße in einer geraden Linie nach der Länge des Hamacks wären; denn

diese Lage würde für die Nieren sehr beschwerlich seyn; sondern man legt sich über Eck hinein, mit dem Kopf in einen Winkel, und mit den Füßen nach dem andern gegen über. Alsdenn ist es anstatt einer guten Matratze, und man kann sich nach seiner Bequemlichkeit darin ausstrecken und bewegen, und sich so gar mit der einen Hälfte des Hamacks zudecken. Wenn man sich von einer Seite auf die andere wenden will, so muß man zu erst die Füße in die andere Ecke legen, und wenn man darauf den Leib drehet, so findet man sich in der andern Zwerchlinie. Die Bequemlichkeit bey diesen Betten ist, daß man sie überall mit sich nehmen kann, daß man darin mehr im Kühlen schläft, da man weder Decke noch Leilaken, noch Kopfküssen dabey nöthig hat, und sie in einer Kammer nicht hinderlich fallen, weil man sie, wenn man sie nicht mehr nöthig hat, zusammen legen kann.

In ihren Hütten haben sie auch eine Art Stühle, die aus einem Stücke bestehen, und aus rothem und gelbem Holze gemacht sind, auch wie Marmor glänzen. Ihr Geschirr und Küchengeräth ist alles aus Erde gemacht; besonders aber verdienen ihre Calebaschen eine besondere Beschreibung. Es ist dieses eine Art von Kürbissen, die an einem Baum, den man Calbaschen- oder Calebassien-Baum, Crescentia Cujete, nennt, wachsen. Der Baum wächst zu der Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaums, hat wenige, aber sehr lange und gerade Zweige, und fast immer Blüthe und Früchte zugleich. Diese heißen Calba-

schen, sind meistens kugelrund, haben von einem bis vierzehn Zoll im Durchschnitte, und eine dünne harte grünliche Rinde, die mit der Zeit hellbraun wird. Man sägt sie mitten durch, nimmt das weiche Fleisch heraus, und braucht sie zu Milchbecken, Schüsseln, Tellern und Trinkgeschirren. Sie haben die gute Eigenschaft, daß sie leicht und dauerhaft sind. Wenn sie gekocht werden, ehe man Gebrauch davon macht, so sind sie noch stärker. Eine Art davon, welche lange und sehr dünn sind, dienen als Flaschen und Krüge, flüssige und trockene Sachen darin aufzuheben; und nirgends hält sich das Gesäme besser. Aus den ganz kleinen macht man eine Art von Schröpfköpfen, und aus den großen eine Art von Cythern. Das Wachsthum dieser Früchte zu befördern, werden zwischen die Hauptäste große Steine gelegt, auch Nägel in den Stamm geschlagen. Die Calbaschen wachsen nicht nur an den Ästen, sondern auch unmittelbar am Stamm, und oft ganz nahe an der Erde. Aus den ganz großen macht man Wassergefäße.

Man findet unter ihnen auch eine besondere Art von Körben, die unter den Europäern unter dem Nahmen der Caraibischen Körbe bekannt sind. Sie werden von den Mannspersonen gemacht. Der Vater Labat, hat uns die Art, wie sie gemacht werden, beschrieben. Sie sind von verschiedener Größe; es gibt ihrer von drey Fuß lang, und achtzehn bis zwanzig Zoll breit; andere sind nur acht bis zehn Zoll lang, und von verhältnißmäßiger Breite; die größten sind nicht

über acht bis zehn Zoll hoch. Der Boden ist platt, die Seiten ganz gerade, und stehen schnurrecht auf dem Boden. Der Deckel ist von eben der Gestalt, wie der untere Theil, und passet gerade darauf. Seine Höhe ist um ein Drittel geringer, als der untere Theil. In diesen Körben verwahren die Caraiben alle ihre kleinen Sachen, vornehmlich auf ihren Reisen zur See. Sie machen sie alsdenn an dem Bord ihrer Fahrzeuge fest, damit sie nicht verloren gehen, wenn das Schiff umschlägt, welches nichts Seltenes unter ihnen ist. Sie machen sie aus Schilf, oder Latanen-Stielen. Diejenigen, die aus dem erstern gemacht werden, sind dauerhafter, die andern aber lassen sich besser bearbeiten. Es ist dieses eine Art von Palmisten, deren Zweige an ihrem Ende ein gefaltenes Blatt tragen, welches, wenn es verwelket ist, sich in viele Spitzen, wie ein Stern mit vielen Strahlen, theilet. Man zertheilet die Rippen oder die Stiele nach ihrer ganzen Länge in vier Theile. Eine Muschelschale, womit man das Inwendige schabet, ist genug, das braune Fleisch wegzunehmen, welches sich daran befindet. Es bleibt eine Art von Binsen, zwey oder drey Linien dick, zurück, aus welchen hernach die Körbe geflochten werden. Das Schilf ist von eben der Art, wie in Europa. Man schneidet es grün ab, ehe es geblühet hat, weil es alsdenn viel zarter und biegsamer ist. Man spaltet es anfangs die Länge hinunter, in acht Theile, und das obere schabet man alsdenn so lange, bis man nichts mehr von den Knoten sieht. Man nimmt das Mark weg, womit es angefüllt ist,

und es ist alsdenn noch so dick, wie ein Heller, die Breite wird darnach eingerichtet, was man daraus machen will. Die polirten Schilfröhre sind weiß, oder sehr hellgelb; die Caraiben aber färben sie roth, gelb, blau, und schwarz, um ihrem Werke mehr Kunst und Annehmlichkeit zu geben. Nachdem sie die Länge und Breite bestimmt haben, so flechten sie ihre Schilfröhre entweder viereckige, oder felderweise, und ihre Kunst besteht vornähmlich darin, daß sie sie ohne Gewaltthätigkeit so fest zusammen ziehen können. Wenn sie den Untertheil des Korbes und seine Fütterung gemacht haben; so legen sie gedörrte Blätter dazwischen, die so dicht sind, daß das Wasser, welches man hinein gießt, nicht auslaufen kann. Die Ränder bedecken sie mit Schilf, oder Latanen-Blättern, welche breit genug sind, umgeschlagen zu werden, und heften es von einem Raum zum andern mit gedrehten und gefärbten Fäden an. Das obere wird wie das untere gemacht, und passet so genau ein, daß es nicht das geringste Wasser durchläßt. Es mag auf die Körbe regnen, so viel es will, oder man mag noch so viel Wasser darauf gießen, so ist man versichert, daß alles, was darin ist, trocken bleibt. Diese Körbe, die sie Catolis, wie auch Cananis, nennen, brauchen sie nicht nur selbst zu ihren Bedürfnissen, sondern sie treiben auch damit einen Handel. Sie vertauschen sie an die Europäer gegen Messer, Beile, Corallen-Schnüre Branntewein, und dergl., und der Gebrauch dieser Körbe ist auch unter den Colonisten auf den Caraibischen Inseln so gemein, daß nicht leicht

ein Europäer von einer Wohnung zur andern geht, ohne sich durch einen Neger einen solchen Korb nachtragen zu lassen.

Von Kleiderpracht wissen die Caraiben wenig oder gar nichts; sie gehen größten Theils nackend, und bemahlen sich den Leib, welches ihnen anstatt der Kleider dient; doch haben sie eine Art kleiner Schürzen, die sie um ihre Blöße zu bedecken, um den Leib winden. Auf dem Kopfe tragen sie einen kleinen Hut, der von den farbigen Federn der Vögel gemacht, und oftmahls so groß ist, daß er ihnen den ganzen Kopf bedeckt. Bey aller dieser Armuth haben sie doch, wie alle Wilden, eine überwiegende Neigung zum Putze. Die Kinder beyderley Geschlechts tragen bis in das achte oder zehnte Jahr Armbänder und Gürtel von Glas-Corallen. Ein den Weibspersonen eigner Zierath ist eine Art von Strümpfen, die ihnen ein wenig über den Knöchel am Fuße gehen, und vier bis fünf Zoll hoch sind. Sie binden ihre Füße über und unter den Waden so fest, daß die Wade rund heraus steht, und diese Bänder werden, wenn sie in der Jugend einmahl angemacht sind, nie wieder abgenommen. Wenn die Mädchen ungefähr zehn Jahre alt sind, so werden ihnen die Armbänder und Gürtel genommen, und sie bekommen dafür den kurzen Schurz, auch werden ihnen zum Zeichen der herannahenden Mannbarkeit, die vorhin gemeldeten Strümpfe von ihren Müttern angelegt. Es ist nicht möglich, daß sie diese Strümpfe wieder abziehen können; denn da die Beine in

diesem Alter noch nicht ihre völlige Größe haben, so fühlen sie sich bey zunehmendem Wachsthume sehr eingezwänget. An den beyden Enden dieser Halbstrümpfe, die aus einem sehr groben Gewebe sind, ist ein Saum, einen halben Zoll breit, der stark genug ist, sich selbst zu unterstützen. Wenn ihnen diese Strümpfe nicht von selbst abfallen, so nehmen sie sie mit ins Grab. So bald ein Mädchen diese Stümpfe und den Schurz bekommen hat, so lebt sie nicht mehr mit den Jungen in der Vertraulichkeit der Kindheit. Sie begibt sich zu ihrer Mutter, und entfernt sich niemahls weit von ihr.

Dieses ist der gewöhnliche Schmuck der Caraibischen Frauenzimmer; die Mannspersonen haben aber auch einen, der ihnen eigen ist. Es sind dieses die so genannten Caracolis. Es ist dieses ein Metall, welches von dem festen Lande herkommen soll. Man hält es insgemein für eine Vermischung von Kupfer, Silber und Gold, und es verliert seine Farbe niemahls, weder im Wasser noch in der Erde. Die Französischen und Englischen Goldschmiede haben es oft versucht nachzumachen, und ein gewisses Verhältniß in seiner Zusammensetzung beobachtet. Zu sechs Theilen Silber haben sie drey Theile rothes geläutertes Kupfer, und einen Theil Gold genommen. Sie haben aus dieser Zusammensetzung Ringe, Schnallen, Stockknöpfe und andere Sachen gemacht, die aber den Caracolis der Wilden lange nicht gleich kommen. Dem Anscheine nach scheint es vergoldetes Silber zu seyn, welches etwas Flam-

mendes in seinem Glanze hat. Die Sachen, die sie daraus machen, sind halbe Monde von verschiedener Größe, je nachdem sie solche brauchen wollen. Sie tragen an jedem Ohr eines, welches vermittelst einer kleinen Hakenkette befestigt ist; die Hörner von diesen, stehen ungefähr anderthalb Zoll von einander. Sie tragen auch einen solchen von gleicher Größe an der Scheidewand der beyden Naselöcher, von da er über den Mund hangt. Die untere Lippe ist gleichfalls durchlöchert, und darin tragen sie auch einen Caracoli, der um ein Drittheil größer ist, als die vorhergehenden, und wovon die Hälfte über das Kinn herunter hangt. Endlich tragen sie auch eines an dem Halse. Die Öffnung davon ist sechs Zoll; sie machen es mit einer Schnur fest, so, daß es ihnen auf der Brust hängt. Die Menge dieser halben Monde, womit sie sich putzen, macht, daß sie wie die mit Blechen geputzten Maulthiere aussehen. Wenn sie diese Carocolis nicht tragen, so stecken sie Federn, oder kleine Hölzchen, in die Löcher an den Ohren, der Nase, und dem Munde, damit sie nicht wieder zu wachsen. Diesen Schmuck fand man schon bey den ersten Amerikanern, welche den Europäern bekannt wurden. So sah Columbus Indianer, welche Goldplatten in der Gestalt und der Größe eines Hufeisens um den Hals trugen, mit welchem Zierath sie sich sehr viel wußten. An einem andern Orte fand er, daß die Einwohner goldene Platten, wie Teller am Halse trugen, die einen solchen Glanz von sich gaben, daß man sie nur die goldenen Spiegel nannte. Diejenigen Völker, welche kein Gold

haben, tragen an ihrem Halse kleine Pfeifschen, die sie aus den Knochen ihrer Feinde machen, Ketten von den Zähnen der Agutys, und Tiegerthiere, durchlöcherte Muscheln an einer Schnur, auch Federn von allerhand Farben. So arm also der Wilde ist, so gern putzt er sich, und sollte es auch noch so abenteuerlich heraus kommen.

Wir müssen nun auch noch von den Beschäftigungen und Zeitvertreib, ingleichen den Lustbarkeiten der Caraiben, reden. Industrie hat freylich bey einem wilden Volke nur wenig Statt; sie gehen selten weiter, als sie die Noth treibt. Der Ackerbau ist zwar der Caraiben liebste Beschäftigung, aber die Noth zwingt sie dazu. Sie pflanzen ihren Cassabi, Mais, und andere Früchte, von denen wir im Vorhergehenden geredet haben. Die eigentlichen Beschäftigungen der Männer, außer denen, deren wir bereits Meldung gethan haben, bestehen hauptsächlich in folgenden Stücken. Sie fällen Bäume, um daraus ihre Canots und andere Fahrzeuge zu bauen. Sie gehen auf die Jagd und Fischerey, wenn sie nicht im Kriege sind, und geben sich so wohl zur Anschaffung ihrer Bedürfnisse, als auch zum Vergnügen am meisten damit ab. Es ist dieses die eigentliche Beschäftigung der Vornehmen unter ihnen. Man siehet sie selten ohne Bogen und Pfeile aus dem Hause gehen, und sie können sie mit solcher Geschicklichkeit führen, daß sie selten ihres Zweckes verfehlen. Sie nehmen gemeiniglich ihre Weiber mit auf die Jagd, welche dasjenige, was sie geschossen haben, zusammen sammeln, und ihnen

nachtragen müssen, indem sich die Männer nicht leicht damit abgeben. Da sie nicht gewohnt sind, viel Fleisch zu essen, so machen sie nur auf diejenigen Thiere Jagd, deren Fleisch sie zu essen gewohnt sind. Sie pflegen auch Fische mit dem Pfeile zu schiessen, und man muß sich wundern, mit welcher Geduld sie darin zu Werke gehen. Sie lauern oft ganze Stunden lang an dem Ufer, bis sie etwa einen großen Fisch gewahr werden; alsdenn aber schiessen sie ihren Pfeil mit solchen Geschicklichkeit ab, daß sie ihn nicht leicht verfehlen.

Wir müssen hierbey noch der besondern Jagd gedenken, die sie ehemahls auf einigen Inseln gegen die Vögel anstellten. Wenn zum Beyspiel in einer Gegend die Papageyen zu häufig waren, und sie sich derselben gern entledigen wollten; so ließen sie einen Knaben mit einem zahmen Papagey auf dem Kopfe auf einen Baum steigen. Die Jäger bedeckten sich mit Blättern, und brachten durch allerhand Kunststücke den zahmen Vogel zum Schreyen. Dieses Geschrey zog alle Vögel von der Art herbey, welche sich um ihn herum versammelten. Alsdenn warf der Knabe dem nächsten Vogel eine Schlinge um den Hals, und zog ihn zu sich. Er drehete ihm sogleich den Hals um, und fuhr auf diese Art fort, einen nach dem andern zu fangen. Auf gleiche Art ahmten sie das Geschrey der Holztauben so natürlich nach, daß sie dadurch eine große Menge zusammen brachten. Sie brauchten zum Fange eine gewisse Art Netze, in welche sich die Vögel verwickelten.

Eine andere Beschäftigung der karaibischen Männer ist die Fischerey, die sie auf mancherley Art auszuüben pflegen. Sie bedienen sich hierzu nicht nur der Angel und Netze, sondern weil sie so sehr gute Schwimmer sind, so pflegen sie sich bey den Felsen unter das Wasser zu tauchen, und die Fische mit den Händen aus ihren Löchern heraus zu hohlen. Noch eine andere Art ist diese. Sie haben ein gewisses Holz, welches sie in kleine Stücke zerschneiden und wohl klopfen. Dieses werfen sie an solche Orte hin, wo das Wasser stille steht. Dieses Holz soll die Kraft haben, daß alle Fische, die in dieser Gegend angetroffen werden, davon betäubt werden, und sich ohne Mühe greifen lassen. Dieses Mittels bedienen sie sich aber nur im äußersten Nothfall, damit sie unter den Fischen nicht allzu großen Schaden anrichten möchten, der ihnen zu einer andern Zeit zum Nachtheil gereichen könnte. Von ihren übrigen Beschäftigungen, womit sie sich ihre nöthigsten Bedürfnisse anschaffen, ist in dem Vorhergehenden schon geredet worden.

So eingeschränkt nun auf der einen Seite die Bedürfnisse der Caraiben, und auf der andern ihre Reichthümer sind, so treiben sie doch eine gewisse Art von Handel. Es ist eine sonderbare Beobachtung, daß sie oftmahls in der gefährlichsten Jahreszeit eine Reise unternehmen, bloß um eine Kleinigkeit, zum Beyspiel, Messer, Glaskügelchen, und dergl. einzukaufen, und dafür alles hingeben, was sie mitgebracht haben. Außer den oben beschriebenen Caracolis bringen sie den

Europäern Papageyen, Eidechsen, Geflügel, Schweine, Ananas, Bananen, und verschiedenes Muschelwerk. Noch eine andere Art, als die vorige, die Papageyen lebendig zu fangen, verdient hier angemerkt zu werden. Sie beobachten bey einbrechender Nacht die Bäume, worauf sie sich setzen, und in der Dunkelheit der Nacht tragen sie glühende Kohlen an den Fuß des Baums, worauf sie Gummi und grünen Piment werfen. Der Rauch, der davon in die Höhe steigt, betäubt die Vögel, daß sie wie betrunken herunter fallen. Sie greifen sie alsdenn, binden ihnen die Füße und die Flügel, und spritzen ihnen Wasser auf den Kopf, wodurch sie wieder zu sich selbst kommen. Sind die Bäume zu hoch, so daß der Rauch nicht hinauf steigen kann, so binden sie oben an eine Stange ein irdenes Gefäß, worin sie das gemeldete Rauchwerk mit Kohlen thun, und berauschen auf diese Art diese Vögel, wenn sie auch noch so hoch auf den Bäumen sitzen. Um sie darauf zahm zu machen, lassen sie sie eine Zeit lang hungern, und wenn sie glauben, daß sie recht hungrig sind; so reichen sie ihnen etwas zu essen. Bleiben sie aber eigensinnig und wild, so blasen sie ihnen Tobaksrauch in die Nase, wovon sie anfänglich betäubet, und alsdenn zahm werden. Sie unterrichten sie darauf, und verkaufen sie an die Europäer. Bey ihrem Handel und Wandel ist der Tausch das gewöhnlichste Kaufsmittel; doch haben sie von den Europäern einige Kenntniß des Geldes gelernt. Geprägte Französische Sols ist das einzige, das sie kennen und schätzen, sonst weiter

nichts. Ein Louisd'or gilt bey ihnen nicht so viel als zwey dieser Sols, weil sie auf die Materie einen geringern Werth als auf die Menge der Münzen setzen. In den Rechnungen, die man mit ihnen schließt, breitet man die geprägten Sols, die man ihnen gibt, aus, und legt einen nach dem andern in einiger Entfernung hin, ohne jemahls die Reihen zu verdoppeln, noch sie auf einander zu legen. Diese Ordnung würde ihrem Gesichte nicht genug thun. Wenn sie aber eine lange Reihe geprägter Sols hinter einander sehen, so lachen sie und freuen sich, wie die Kinder. Wenn man etwas von ihnen gekauft hat, so muß man es sogleich aus dem Gesichte thun, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sie es wieder nehmen. Gerechtigkeit und Treue darf man nicht bey diesen Wilden suchen. Ihr Vortheil entscheidet für die Gerechtigkeit ihrer Handlungen. Sie rechnen sich es nicht zur Sünde, einen Europäer zu betrügen; wenn sie aber darüber ertappt werden, so schämen sie sich doch. Daher ist es kein Wunder, daß sie die mit den Europäern gemachten Verträge sogleich wieder brechen, wenn es ihr Vortheil zu erfordern scheint.

Aus allen diesen einzelnen Stücken wollen wir nun suchen, ihren Gemüths-Charakter im Ganzen zu zeichnen. Der erste und Hauptzug in demselben ist ihre natürliche Einfalt und Unwissenheit, die man sich nicht groß genug vorstellen kann. Außer den bereits angeführten wunderlicher Grillen, die sie haben, wollen wir noch einige an-

führen. Man kann sich leicht einbilden, daß sie sich von dem Europäischen Feuergewehr, da sie dessen Wirkungen das erste Mahl sahen, die wunderlichsten Vorstellungen werden gemacht haben. Das Schießpulver hielten sie für den Samen eines Gewächses, und verlangten etwas davon, um es in ihre Gärten zu säen. Sie glaubten, daß der Maboya in den Feuerröhren wäre, der das Feuer ausspeye. Da sie den ersten Reiter sahen, so glaubten sie Pferd und Mann sey ein Ding, so wie etwa die alten Dichter die Centauren beschrieben haben. Einen Beweis von dieser Gesinnung gaben sie einst, da sie von den Spaniern in einem Treffen überwunden worden waren; sie bathen nicht nur die Spanier um Gnade, sondern gingen auch zu den Pferden, brachten ihnen Geschenke, und hielten das Wiehern derselben für eine Rede, wodurch ihnen der Waffenstillstand angekündigt würde. Von der Schreibekunst der Europäer hatten sie keinen bessern Begriff. Sie glaubten, daß die Briefe, die die Spanier einander zuschickten, redende Bothen wären, die ihnen alles sagten, was der andere haben wollte. Als daher einst einige Caraiben einem Spanier einige Melonen entwendet hatten, und einen Brief dabey liegen sahen; so steckten sie ihn unter einen Stein, damit er den Diebstahl nicht sehen, und sie verrathen möchte. In den Begriffen von Zahlen sind sie so dumm, daß sie nicht über zwanzig zählen können, und um diese Zahl anzuzeigen, weisen sie auf ihre Finger und Fußzehen; was darüber geht, ist bey ihnen eine unzählige Menge. Wenn sie sich bey

ihren Versammlungen zu einem Feldzuge entschlossen, und die Zeit, wenn sie ausrücken wollen, bestimmt haben, so nimmt ein jeder eine gleiche Anzahl Erbsen in seine Calebasche, allemahl je zehen und zehen. Alle Morgen werfen sie eine weg, und wenn keine mehr übrig ist, so ist die bestimmte Zeit ihres Auszugs da, und den folgenden Tag erscheinen sie an dem bestimmten Ort. Oder sie machen eine Anzahl Knöpfe an eine Schnur, und lösen alle Tage einen davon auf. Zuweilen machen sie sich Kerbhölzer zu einem ähnlichen Gebrauche. Es kann deßwegen kein Caraibe sagen, wie alt er sey, oder wie lange diese oder jene Begebenheit geschehen sey. Obgleich auf ihren Inseln Steine genug vorhanden waren, womit sie Feuer schlagen konnten; so wissen sie doch auch dieses Geheimniß nicht; sondern sie nehmen zwey Stücke Holz, ein festes und ein lockeres, stecken jenes in dieses, drehen es schnell herum, und bekommen dadurch Feuer. Von Lichtern und Lampen hatten sie vor der Ankunft der Europäer gar keine Idee, sondern brachten die Nacht entweder ganz im Finstern zu, oder brauchten hierzu ein gewisses harziges Holz, welches leicht Feuer fing, und einen angenehmen Geruch gab. Man kann daraus leicht abnehmen, daß von Künsten und Wissenschaften nicht die geringste Spur unter ihnen anzutreffen ist. Das einzige, was man unter ihnen hiervon anmerken könnte, wäre, daß die Verständigen unter ihnen, nach dem Vollmond und der Gluckhenne, eine Art einer Monaths- und Jahrsrechnung haben; aber sie ist so mangelhaft, daß sie nicht die geringste Aufmerk-

samkeit verdient. Sie sind in diesem Stücke noch in dem Zustande der rohesten Natur.

Was ihren Gemüths-Charakter anbelangt, so haben sie zwar äußerlich ein finsteres Ansehen, und suchen auch eine gewisse Ehre darin, wenn sie recht fürchterlich aussehen: aber sie sind nichts weniger als schwermüthig und melancholisch, wie sie von einigen Reisenden, die sie mehr nach der äußern als innern Seite beurtheilt haben, beschrieben werden: vielmehr trifft man das Gegentheil bey ihnen an. Die Neigung zur Satyre oder Spötterey macht einen Hauptzug in ihrem Charakter aus. Sie sind sehr empfindlich; jedes Wort, das sie mit einander reden, muß daher gleichsam abgewogen werden, damit der andere nicht dadurch beleidigt werde, und doch kann dieses wegen ihrer veränderlichen und leichtsinnigen Gemüthsart leichtlich geschehen. Sie sind sehr argwöhnisch gegen einander, und trauen einander selbst nicht viel Gutes zu. In ihren Reden bedienen sie sich vieler Umschweife und Complimente. Sonst machen die unbändigsten Leidenschaften den größten Theil ihres Charakters aus. Es fehlt ihnen zwar nicht an Fähigkeiten des Verstandes; aber nur an Ursache und Gelegenheit, solchen auszubessern. Da sie so sehr wenige Bedürfnisse haben, so haben sie keinen Trieb, den Gesichtskreis ihrer Kenntnisse zu erweitern. Es mag einer viel oder wenig besitzen; so hat er nicht mehr, oder weniger Ehre unter den Seinigen. Eine armselige Hütte von etlichen Pfählen, mit deren Erbauung sie in wenig Stunden fertig sind, ist ihnen zur Wohnung hin-

länglich. Hausgeräthe braucht er nicht viel; und so ist er mit wenigen zufrieden. Woher sollte also der Trieb kommen, ihre Kenntnisse zu erweitern? Der Caraibe setzt weder seine Leibes- noch Seelenkräfte in Bewegung, wenn ihn nicht die äusserste Noth dazu treibt.

Da der Caraibe nur sich liebt, und sich hoch schätzt, ohne dasjenige zu kennen, was eigentlich den wahren Werth des Menschen bestimmt; so achtet er andere Menschen, die ihn beleidigen, nicht viel höher als die Thiere, und weiß auch seiner Rache keine Gränzen zu setzen. Aus Menschenliebe ist es nicht möglich, den geringsten Dienst von ihnen zu bekommen. Ihre Unbändigkeit und Freyheitsliebe ist so fest bey ihnen eingewurzelt, daß sie es durchaus nicht leiden können, daß man ihnen befiehlt, und sie mögen für einen Fehler begangen haben welchen sie wollen, so werden sie im äußersten Grade zornig, wenn man sie nur mit schelen Augen ansieht. Ihr Stolz ist unbändig. Daher kommt auch das Sprichwort, das man in West-Indien hat: einen Caraiben ansehen, ist so viel als ihn schlagen. Sie thun nur, was sie wollen. Insonderheit steigt ihr Widerwille gegen die Negern aufs höchste. Diese beyden Arten von Menschen können einander durchaus nicht leiden, und es achtet sich immer einer höher, als der andere. Nirgends aber sind die Caraiben wilder, als wenn ihre Eifersucht gegen ihre Weiber erregt wird, welche sie so weit treiben, daß sie solche bey dem geringsten Verdachte umbringen. Ihre Rachsucht ist ohne Gränzen. Wenn sie mitten un-

ter ihrem Vergnügen jemanden sehen, von dem sie glauben, daß er sie beleidigt habe, so gehen sie ungesäumt auf ihn los, und schlagen ihn mit ihrer Keule dermaßen, daß er an keine Gegenrache denket.

Indessen trifft man doch auch einige gute Eigenschaften, außer denen, deren wir bereits Meldung gethan haben, unter ihnen an. Für ihr Vaterland haben sie eine außerordentliche Liebe, und tragen kein Bedenken, für die Vertheidigung desselben Leib und Leben zu wagen. Sie haben deßwegen gar keine Neigung zum Reisen, und man mag ihnen auch noch so viel Gutes von andern Ländern erzählen, so macht man bey ihnen keine Begierde rege, solche zu besehen. Der Diebstahl wird unter ihnen für ein großes Laster gehalten, und daher kommt es auch, daß sie die wenigen Güter, die sie etwa haben, gar nicht verwahren. Fügt es sich aber dennoch, daß einem die Lust ankäme, ihnen etwas, und wenn es auch nur eine nichtswürdige Kleinigkeit wäre, zu entwenden; so geht ihnen der Verlust so nahe, daß sie wohl acht Tage darüber weinen können. Sie berathschlagen sich mit ihren Freunden, wie sie das gestohlene Gut wieder bekommen können, und derjenige ist gewiß unglücklich, den sie im Verdacht haben, daß er es ihnen entwendet habe. Sie leben unter einander in der größten Einigkeit, und haben allen Nutzen und Schaden mit einander gemein. Sind sie aber auch einmahl beleidigt worden; so ist an keine Aussöhnung mehr zu denken. Gegen Fremde sind sie eben so vorsichtig,

als gastfrey. In den Inseln, wo sie allein wohnen, haben sie überall an dem Ufer Schildwachten ausgestellt. So bald diese ein Schiff gewahr werden, welches sich ihnen nähert, so geben sie sogleich den Ihrigen Nachricht davon. Sie schicken sogleich einige Leute aus, um auszukundschaften, wer die Fremden seyn möchten. Merken sie, daß die Fremden nichts Gutes im Sinne haben, so machen sie alle Anstalten, die in solchen Fällen nöthig sind. Wenn sie aber sehen, daß sie gut gesinnet sind, so rufen sie ihnen von fern zu, schwimmen zu ihnen, steigen in ihre Schiffe, und biethen den Fremden allen guten Willen an. Der Hauptmann wartet an dem Ufer, und empfängt sie im Nahmen der ganzen Nation mit vielen Complimenten nach seiner Art. Er begleitet sie in das Karbet, oder Versammlungshaus, wo sich Alte und Junge, Männer und Weiber, versammelt haben, und sie bewillkommen. Sie fragen die Fremden nach ihrem Nahmen, und zur Bezeugung ihrer großen Zuneigung vertauschen sie sogar ihre Nahmen, und nennen sich nach dem Nahmen der Fremden, diese aber nennen sie nach den ihrigen. Wenn die ersten Complimente vorbey sind, so biethen sie ihren Gästen ihre Hangmatten an, und bitten sie, daß sie sich hinein legen. Sie bringen ihnen allerhand Früchte, und machen Anstalten zur wirthschaftlichen Mahlzeit. Wenn diese zubereitet ist, so setzen sie für jeden Fremden einen Tisch, und tragen jedem besonders das Essen auf. Während der Mahlzeit bedienen sie ihre Gäste mit aller Höflichkeit, und je besser man sich es schmecken läßt, einen desto größern Dienst

thut man ihnen. Will man sie nicht beleidigen, so muß man alle Trinkgeschirre rein ausleeren, und die Speisen, die man nicht essen kann, mit sich nehmen. Nach der Mahlzeit führen sie ihre Gäste in ihre Häuser und Gärten, und zeigen ihnen alles, was sie glauben, das die Aufmerksamkeit der Fremden verdiene. Sie halten es für eine große Ehre, wenn man lange bey ihnen bleibt; nimmt man aber Abschied, so stellen sie sich traurig, fragen auch wohl, ob den Fremden etwas mißfallen habe. Sie begleiten sie mit vieler Wehmuth an die Schiffe, und geben ihnen noch allerhand Früchte mit auf den Weg. In einigen Inseln haben sie auch einen besondern Abgeordneten, der zur Bewillkommung der Fremden bestellt ist, und dieser macht in dem Karbet den Hausvater auf eben die Art, wie wir es bisher beschrieben haben. In einigen südlichen Inseln machen sie weniger Umstände. Der Hauptmann führet die Fremden, ohne ein Wort zu reden, in das Karbet, biethet ihm daselbst einen Stuhl und Tobak an, und läßt sie einige Zeit ganz stille sitzen. Alsdenn fragt er sie erst, ob sie angekommen wären, und wenn der Fremde die Frage bejahet, so setzt er sich zu ihm, und unterredet sich mit ihm. Hernach kommen die andern auch, thun die nähmliche Frage an ihn, und unterreden sich ebenfalls mit ihm. Die Weiber sind von diesem Ceremoniell befreyet; sie nehmen nur im Weggehen Abschied von ihnen.

Von der Privat-Lebensart der Caraiben ist nun nichts mehr übrig, als daß wir noch von der Art

reden, wie sie sich bey den Sterbefällen der Ihrigen betragen. Wenn einer ihrer Freunde verschieden ist, so erheben sie ein gräßliches Geheul. Sie benetzen hierauf den Todten mit ihren Thränen, waschen ihn, und bemahlen ihn darauf mit ihrer gewöhnlichen rothen Farbe; den Kopf bestreichen sie mit Öhl, sie kämmen ihm die Haare, und biegen ihm die Füße hinterwärts; die Elbogen setzen sie ihm auf die Knie, und neigen ihm das Gesicht auf die Hände. In dieser Stellung legen sie ihn auf ein Bett, neben welches sie seinen Bogen, Pfeile und Keule legen. Und so bewahren sie ihn, bis sie ihn in die Erde scharren. Das Grab machen sie gemeiniglich in ihren Hütten. Es ist rund, wie ein Brunnen, und vier bis fünf Schuh tief. Hierein setzen sie den Todten in eben der Positur, die wir beschrieben haben. Wenn sie das Grab anderwärts hin machen, so machen sie doch allemahl ein Dach darüber. Die Ceremonien bey dem Begräbnisse selbst sind sehr einfach. Sie machen ein Feuer um den Todten herum, und Männer und Weiber knien nieder, und neigen den Kopf gegen die Erde. Die Männer knien hinter den Weibern, und legen denselben zu verschiedenen Mahlen die Hände auf die Arme. Sie preisen hierauf das Lob des Verstorbenen, und führen seine Geschicklichkeiten, wodurch er sich unter ihnen hervor gethan hat, an. Diese Ceremonie dauert zehn Tage lang, da sie sich jeden Tag auf diese Art versammeln, und ihren Todten beweinen. Sie setzen auch Speise auf die Gräber. Wenn nun die Trauerzeit zu Ende ist, so legt einer von den Verwandten dem Ver-

storbenen ein Bret auf den Kopf, und die andern stoßen allmählig Erde in das Grab, und verscharren ihn. Zuweilen tödten sie auch einige Sclaven bey dem Grabe, welche ihren Herrn in die andere Welt begleiten und ihm daselbst dienen sollen. Bey dem letzten Besuche, den sie bey dem Grabe abstatten, bringen sie alle Geräthschaften mit, deren sich der Verstorbene in seinem Leben bedient hatte, und verscharren sie mit in die Erde. Wenn nun das Grab zugescharret ist, so schneiden sich die nächsten Verwandten die Haare ab, und halten einige Tage ein strenges Fasten. Wenn sie glauben, daß der Todte verweset sey, so halten sie noch einmahl bey dem Grabe eine Versammlung, treten mit Füßen auf dem Grabe herum, gehen nach Hause, und machen sich beym Trunk lustig. Und damit endigen sich alle Leichen-Ceremonien.

Anhang.

Von den Negersclaven in den Westindischen Colonien.

Die ursprünglichen Einwohner derjenigen Länder in Amerika, die gegenwärtig die Europäer in Besitz haben, sind größten Theils vertilgt; an deren Statt sind, wie wir oben bemerkt haben, von den Europäern eine Menge Afrikaner, als Sclaven, hinein gebracht worden, die das Land bebauen, und andere Arbeiten verrichten müssen. Von den Sitten und Meinungen dieser unglückseligen Menschen, die jetzt einen großen Theil der Amerikanischen Einwohner ausmachen, wollen wir gegenwärtig reden.

Ihr gemeinschaftliches Vaterland ist Afrika, insonderheit aber die Strecke vom Fluß Senegal an bis an das schwarze Vorgebirge, welches insgemein die Küste Guinea genannt wird. Da sie in die Länge mehr als acht hundert deutsche Meilen beträgt; so ist leicht abzunehmen, daß die Einwohner, und die daraus abgeführten Sclaven äußerst verschieden seyn müssen. Wir begnügen uns gegenwärtig bloß mit denen, die sich in Amerika aufhalten; den eigentlichen Charakter der Afrikanischen Völkerschaften aber versparen wir auf eine andere Zeit.

Wir werden vielleicht unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst erweisen, wenn wir ihnen von dem Ursprunge des Sclavenhandels, und von der Art, wie sie nach Amerika gebracht werden, hier etwas sagen. Wie dieser neue Welttheil entdeckt, und nach und nach von den Europäern erobert, zugleich aber von seinen ursprünglichen Einwohnern entblößt worden war; so konnten die Colonien ohne Hülfe der Negersclaven nicht bestehen. Die Portugiesen hatten vorher schon den Anfang gemacht, Sclaven von der genannten Küste wegzuhohlen, und in ihren Ostindischen Colonien zu brauchen; dadurch wurden andere Nationen, Franzosen, Engländer, Holländer und Dänen veranlaßt, ein gleiches zu thun. Zur Unterstützung dieser Abführung wurden hier und da Factoreyen angelegt, und der Menschenhandel wurde ein Theil der Handlung. Die ersten Versuche der Europäer, Negern mit List und Gewalt von der Küste wegzunehmen, hatte schlimme Folgen, und sie sahen gar bald die Schwierigkeiten ein, auf diesem Wege zu ihrer Absicht zu gelangen. Sie leiteten die Sache also dahin ein, daß sie den Afrikanern Waaren zuführten, womit ihnen vorzüglich gedient war, und dagegen Sclaven eintauschten. Wenn die Afrikaner bloß ihre Kriegsgefangenen, oder todeswürdige Missethäter verkauft hätten, so würde vielleicht wenig gegen diesen Handel einzuwenden seyn; beyder Schicksale würden dadurch nicht verschlimmert worden seyn. Allein der Afrikaner wurde durch den Reitz der Europäischen Waaren bezaubert, und da er ohne dieß weiter kein Gesetz

kannte, als seine wilden Neigungen, so wurde dieser Handel eine Gelegenheit, alle menschlichen und gesellschaftlichen Verbindungen aufzuheben, und jedermann war nur darauf bedacht, Menschen in seine Gewalt zu bekommen, und sie an die Europäer zu verhandeln. Eine Nation überfiel die andere auf die treuloseste Weise; niemand war in seinem Hause und auf der Straße mehr sicher; kein Nachbar, ja kein Blutsfreund konnte dem andern mehr trauen; jeder Stärkere ging auf die Menschenjagd aus, und lauerte auf sie, wie der Jäger auf das Wild. Hierdurch wurde das Elend dieser Völker, das ohne dieß unter der Tyranney ihrer Despoten seufzete, unendlich vermehrt; die Europäer aber erlangten dadurch ihren Zweck. Dadurch geschah es nun, daß diese Sclaven eine sehr vermischte Gesellschaft wurden, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, hatten nunmehr ein gleiches Los der Leibeigenschaft; aber auch noch in ihrer tiefsten Erniedrigung sieht man den Charakter ihrer vorigen Glücksumstände durchschimmern, und einem jeden kommt sein gegenwärtiger Zustand mehr oder weniger bitter vor, je nachdem er in seinem vorigen Zustande mehr oder weniger Vorzüge gehabt hat.

Man müßte sich die Negern ganz gefühllos vorstellen, wenn man denken könnte, daß sie sich ohne äußerst schmerzhafte Empfindung von ihrem Vaterlande, von ihren Göttern, von ihren Ehegatten, von ihren Kindern oder Ältern, von ihrem Eigenthume, wegreissen ließen, ungewiß, zu welcher Art des Lebens oder des Todes sie

über die See weggeführt werden. Die Furcht über ihr zukünftiges Schicksal quält sie mehr, als die Empfindung ihrer gegenwärtigen Noth. Sie sehen sich nicht anders als Schlachtvieh an, welches in eine andere Weltgegend geführt werden soll, um daselbst von Menschen gefressen zu werden. Um ihrem schweren Schicksale zu entgehen, lassen sich daher viele zum Selbstmord verleiten; sie suchen sich, wenn sie Gelegenheit dazu haben, entweder in die See zu stürzen, oder sich zu Tode zu hungern. Wozu kann die Verzweifelung einen Menschen nicht bringen? Stürzen sie sich in die See, so werden sie, ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen ungeachtet, mit dem Boote wieder eingehohlt, und wenn sie durch Untertauchen demselben entgehen wollen, so ist es unvermeidlich, daß sie einem Hayfisch in den Rachen fallen, oder sonst ums Leben kommen. Wollen sie sich vorsetzlich zu Tode hungern, um nicht eines gewaltsamen Todes zu sterben, so ist dieses Mittel ärger, als das Übel, dem sie dadurch entgehen wollen. Die Capitains der Schiffe müssen deßwegen alle mögliche Vorsicht anwenden, sie am Selbstmorde zu verhindern. Sie suchen in dieser Absicht manchmahl durch angenehmere, wenigstens erträglichere Vorstellungen ihre finstern Gedanken zu zerstreuen; sie lassen ihnen von Zeit zu Zeit ihre Fesseln abnehmen, daß sie sich mit Tanzen auf dem Verdecke des Schiffes in verschiedenen Abtheilungen belustigen können. Jedoch die Dauer davon ist kurz. Aufs neue gefesselt, müssen sie sich wieder in ihr enges Gefängnis einschliessen lassen.

Wenn sie nun an den Ort ihrer Bestimmung gekommen, und an das Land gebracht worden sind; so werden sie in einem geräumlichen Hof eingeschlossen, und zum Verkaufe zubereitet. Nunmehr fangen die finstern Vorstellungen, die sie sich von ihrem zukünftigen Schicksale gemacht haben, nach und nach an zu verschwinden, da sie Landsleute antreffen, die ihnen ihre neue Lebensart beschreiben; sie lernen einsehen, daß man ein Sclave seyn könne, ohne gänzlich unglückselig und trostlos zu seyn. Eine neue Pfeiffe mit Tobak, und der verzuckerte Reiß, der ihnen zur Speise gereicht wird, trägt viel dazu bey. Da die Hauptabsicht, weßwegen sie die Europäer kaufen, dahin gehet, daß sie die härteste Arbeit verrichten müssen; so wird bey ihrem Kauf hauptsächlich auf ihre Leibesbeschaffenheit gesehen. Sie werden besichtigt, und ihre Versteigerung ist von der Versteigerung jeder andern Waare nicht unterschieden. Wenn die Gesunden und Starken verkauft sind, so kommt die Reihe an die Kranken und Schwachen. Bey dem weiblichen Geschlechte wird außer der Gesundheit auch auf die gute Bildung gesehen, und die Europäischen Käufer wissen wohl, warum.

Der neu gekaufte Sclave bekommt von seinem Herrn einen neuen Nahmen, und auch sein Zeichen auf die Haut gebrannt. Nun ist er ein Eigenthum seines Herrn, nach dessen Befehl er alle Kräfte seines Leibes anwenden muß. Er wird etlichen alten Negern zum Unterricht übergeben; diese leiten ihn in die Arbeit ein, und versorgen

ihn so lange mit der nöthigen Nahrung, bis er sie aus seiner eigenen Plantage, die ihm zu seinem Unterhalte angewiesen ist, haben kann. Bey einigen aber ist Faulheit, wilder Eigensinn, oder auch Geburtsstolz dermaßen eingewurzelt, daß er weder durch sanfte Behandlung, noch durch harte Züchtigung überwunden werden kann. Man findet Sclaven, die in ihrem Lande aus einem edlen Geschlechte waren, die sich lieber zu Tode hungern, als zu einer knechtischen Arbeit bequemen wollen. „Ich bin ein Fürst, sagte einst ein Neger zu seinem Herrn, der ihm eine Arbeit zumuthete; jetzt bin ich zwar in deiner Gewalt, aber nie werde ich mich entschliessen, dir zu dienen; eher soll ein freywilliger Tod meinem Leben ein Ende machen." Eine Negerinn sprach einst aus gleichem Tone zu ihrer Frau: „Ich war weit größer in Guinea, als du bist; ich hatte weit mehr Sclaven in meinen Diensten, als du hast; und jetzt sollte ich deine Sclavinn seyn? nimmermehr, ehe soll mich der Hunger tödten." Andere im Gegentheil bequemen sich ohne Widerstand zur Unterthänigkeit und Gehorsam; weil sie bey ihrer Dummheit und Wildheit dennoch einsehen, daß in den Umständen, worin sie sind, nichts anders zu thun ist.

Nunmehr wollen wir ihren Zustand näher kennen lernen. So viel es der Sclavenstand zuläßt, halten die Negern in Westindien sehr strenge über ihren vaterländischen Gebräuchen und Gewohnheiten, und es ist ihnen nichts weniger, als gleichgültig, daß solche durch die Abhängigkeit,

worin sie stehen, eingeschränkt wird. Wir wollen also zuerst von ihrer Religion reden. In der Sclaverey leben sie größten Theils ohne alle Religion. Ihre Götter haben sie meisten Theils in Guinea zurück gelassen, und bey ihrer Einschiffung nach Westindien ist sorgfältig verhütet worden, daß sie keine Götzenbilder mitnehmen durften. Sie haben auch keine Priester, und es würde ihnen auch keine Ausübung ihres Götzendienstes erlaubt werden. Wenn man bedenkt, mit welchem blinden Eifer oft das dümmste Volk an seiner Religion hangt, von der es vielleicht gar nichts versteht; so wird man nichts anders vermuthen, als daß dieser Mangel an Religionsübung vielen Negern sehr wehe thun muß. Indessen wollen wir dasjenige, was sie den Missionarien, die unter ihnen gewesen sind, von ihrer Religion erzählt haben, mittheilen. Die Nachrichten, die uns die Herrnhuter, die sich unter ihnen aufgehalten und Umgang mit ihnen gehabt haben, geben, sind die neuesten und zuverlässigsten, und diese wollen wir hauptsächlich benutzen.

Da die Negersclaven von so verschiedenen Nationen sind; so läßt sich leicht abnehmen, daß auch ihre Religionsmeinungen sehr von einander verschieden seyn müssen. Inzwischen glauben sie doch alle mit einander, daß ein Gott sey, und diesen stellen sie sich als sehr mächtig und wohlthätig vor; sie glauben, daß er die Welt und die Menschen geschaffen, und über alles Macht habe, daß er in der Luft donnere, auch wohl die Bö-

sen mit dem Donner bestrafe, daß Wohlthätigkeit ihm angenehm sey, und er sie mit langem Leben belohne; ihm schreiben sie alles Gute zu, und glauben, daß es ihm angenehm sey, wenn ihn die Menschen um alles bitten. Ein merkwürdiges Beyspiel einer solchen Gesinnung wird uns von einer Negerinn auf der Insel St. Thomas erzählt. Sie war von ihrem Herrn frey gelassen worden. Ehe sie in der Morgenstunde einen Bissen Essen zu sich nahm, fiel sie auf die Knie, beugte ihr Angesicht zur Erde, und bethete an. Wenn sie schlafen gehen wollte, that sie ein gleiches, und bewies eine ungemeine Ehrerbiethung gegen Gott. Sie sagte, daß sie diese Gewohnheit von ihren Ältern gelernt hätte, und daß auch andere in ihrem Lande dem Herrn also dienten. (Sie war von der Nation der Papas). Wenn sie neue Früchte bekam, es mochte seyn was es wollte, so aße sie nichts davon, bis sie etwas davon genommen und verbrannt hatte; alsdenn fiel sie auf ihre Knie, und dankte Gott von Herzen, der ihr Gesundheit gegeben hätte, die Früchte zu pflanzen, und ihr Leben erhalten, solche zu genießen. Alsdenn erst, wenn sie dieses Opfer gebracht hatte, aß sie davon. Wie man sich näher nach ihrer Religionsmeinung erkundigte, so sagte sie, daß nur ein Gott sey, der Vater, welcher Poa hieße; sein Sohn Masu sey die Thüre, durch welche allein man zum Vater kommen könne, und dann wäre noch der Geist, der Ce hieße. Sie pflegte jährlich ein Lamm, oder eine Ziege zu opfern, um die Gottheit dadurch zu versöhnen, und ihre Versehen gut zu machen. Es ist

zu vermuthen, daß einmahl Lehrer der Christlichen Religion in ihrem Lande müssen gewesen seyn, von denen dieses ein Überbleibsel zu seyn scheinet. Im übrigen aber sieht man hier deutliche Spuren einer natürlichen Religion. Unter allen schwarzen Nationen hat man bis jetzt noch keine gefunden, die ganz und gar keinen Begriff von Gott gehabt hätte. Da sie aber durchgängig Gott und den Himmel mit einerley Nahmen benennen; so ist es ungewiß, ob sie nicht den Himmel selbst für den obersten guten Gott halten. Vielleicht aber denken sie nicht einmahl so bestimmt.

Außer diesem höchsten guten Gott nimmt der gemeine Haufe noch eine Menge Götter von geringerer Würde an, die alle mit einander unter dem großen Gott stehen, und zwischen ihm und den Menschen die Mittelsperson seyn sollen. Diese Untergötter verehren sie in Schlangen, Tiegern, Wölfen, Flüssen, Bäumen, Hügeln, großen Steinen, u. dgl. Unstreitig stellt sich das dumme Volk größten Theils vor, daß diese Schlangen, Tieger u. dgl. selbst Götter wären, da im Gegentheile der verständigere Theil sie als bloße Repräsentanten der Untergottheiten ansieht, und sich vorstellt, daß dergleichen Götter auf Hügeln und unter gewissen Bäumen ungesehen sich aufhalten. Diese Untergötter sind nur entweder National- oder Familien-Götter. Eine Nation verehret zum Beyspiele eine große Schlange als ihren Nationalgott, und in jedem besondern Hause werden gewisse kleine Schlangen als Hausgötter verehret. Die National-Götter sind unveränderlich, wie

zum Beyspiele bey den Kangos der Elephanten-zahn; aber neue Familien-Götter kommen bey aller Gelegenheit zum Vorschein. Tieger oder Schlangen, die durch einen Zufall in ein Haus kommen, ohne jemanden zu beschädigen, werden sogleich als Götter angenommen und verehrt. Ein Fluß, der aus seinen Ufern tritt, und alles überschwemmt, erhält dadurch göttliche Vereh-rung. Ein Schwein hatte von ungefähr eine Menge durstender Personen, die ihm nachjag-ten, zu einer Quelle geleitet; und dieß war die Ursache, daß bey der ganzen Nation dieses Schwein göttlich verehrt, und keines hernach mehr geschlachtet wurde. Diese National- und Familien-Götter sind von dem großen Gott über gewisse Provinzen, Menschen und Thiere als Schutzgeister gesetzt, und müssen ihm jährlich von ihrem Amte Rechenschaft geben. Es geschieht dieses in einer allgemeinen Versammlung aller Götter an dem Hofe des großen Gottes. Wel-cher Gott nun in seinem Amte sich rechtschaffen aufgeführt hat, der wird von dem großen Gott zur Bezeugung seines Wohlgefallens mit einem glühenden Eisen in der Unsterblichkeit und in dem Amte eines Schutzgottes auf ein Jahr weiter be-stätigt; welche aber den bösen Geist zugelassen haben, Kriege unter der Nation zu stiften, oder Pest, Feuerschaden und anderes Unglück durch ihre Schuld haben entstehen lassen; die werden abgesetzt, und aus dem Range der Götter wieder zur Serblichkeit verdammt. Diese schlagen sich alsdenn zur Gegenpartie des guten Gottes, und werden Teufel.

Wenn die Negersclaven aus ihrer Heimath abgeführt werden; so geben die Europäer genau Acht, daß sie keine von ihren Fetissen, oder Schambu, mitnehmen; und dennoch haben sie es nicht verhüten können, daß nicht einer oder der andere etwas dergleichen mit fortgeschleppt, oder sich in Westindien einen gemacht hätte. Es sind aber diese Fetissen gewisse heilige Dinge, die von Gott eine besondere Kraft sollen bekommen haben, die bösen Geister zu vertreiben, und in allerley Krankheiten zu helfen. Sie haben die Würde der Götter nicht, aber aus der Hochachtung, die die Neger gegen sie haben, sollte man schliessen können, daß sie sie wirklich für Götter hielten, und vielleicht sind die Dummen im Volke nicht ganz frey davon. Es sind gewisse Leute unter ihnen, die dergleichen Heiligthümer verfertigen; gemeiniglich sind es alte Weiber, die in einem besondern Aufzuge einher gehen. Um den Kopf haben sie ein Stück Pelz gebunden, Hände und Füße sind mit verschiedenen Farben bemahlt, und im Gesichte wunderbare Figuren eingeschnitten. Um den Hals hangt eine Schnur, worauf allerhand Knochen, Vögelköpfe, Oschenklauen, u. dgl. aufgezogen sind, und in der Hand tragen sie einen großen Stab. Die Mannspersonen, die sich damit abgeben, haben wohl sechsmahl so viel Knochen von Menschen und Vieh um den Hals herum haugen, und sehen wie Straßenräuber aus. Sie machen alles zu Fetissen, Menschen und Hundsköpfe, Ochsenhörner, Tiegerklauen, Steine, Scherben von Töpfen, kleine an beiden Enden augebrannte Hölzchen, deren

sie wohl zwanzig zusammen binden. Unter allen aber ist der Wolf der Haupt-Fetiß. Ein Missionar fragte einst einen Neger, der ein solches heiliges Ding unten in seiner Hütte stehen hatte, wozu es gut wäre; und dieser antwortete ihm, damit ihm der Teufel nicht oben in sein Haus kommen könnte. Da die Neger in West-Indien dergleichen Dinge vor ihren Herren heimlich halten müssen, so verbergen sie sie in Schachteln oder in Calabaschen, und erweisen ihnen morgens und abends ihre Ehrerbiethung. Sie brauchen sie überhaupt als Verwahrungsmittel gegen alles, was ihnen schädlich ist. Einige im Lande binden sich solche um den Leib, und glauben dadurch, wenn sie zu Felde zögen, unverwundlich zu seyn; vorzüglich aber brauchen sie sie, sich vor dem bösen Geist, und seinen menschenfeindlichen Absichten zu verwahren. Vor diesen fürchten sie sich eben so sehr, als die Caraiben vor dem Mabоya. Sie halten ihn für den Feind des guten Gottes, der nur suche, den Menschen zu verführen, ihnen zu schaden, sie ums Leben zu bringen, und die Seele nach dem Tode in seine Gewalt zu bekommen; sie halten sich nie vor seinen Nachstellungen sicher. Sie rufen ihn nicht um Hülfe an, wie ihnen oft Schuld gegeben wird; aber sie fürchten sich vor ihm, und suchen ihn durch allerhand Gefälligkeiten zu versöhnen.

Auch ihre Zaubereyen haben sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht. Es gibt noch viele unter ihnen, welche glauben, daß einem eine Krankheit angezaubert werden könnte; und es fehlt

auch nicht an solchen, die sich dafür ausgeben, daß sie die Kunst verstehen, die Ursachen solcher Bezauberungen zu entdecken. In dem Lande selbst ist die Entdeckung dieser Geheimnisse mit vielen Gaukeleyen verbunden. Zum Beyspiele in einigen Gegenden bringen sie ihren Priestern ein ganz weisses oder ganz schwarzes Schaf, welches dieser opfert, und das Blut über ein großes Gefäß sprengt; darauf ertheilt er die göttliche Antwort, die man von ihm verlangt. Wird einer krank, so läßt er seinen National-Gott durch den Priester fragen, ob seine Krankheit von einer Zauberey, oder von Gott herkomme. Nachdem die Antwort ausfällt, so weiß dieser auch ein Mittel, wodurch der Kranke genesen könne. In diesem Falle bekommt der Priester seine Bezahlung dafür; bekommt er aber eine traurige Antwort, daß der Kranke sterben würde, so bekommt er nichts für seine Mühe. Krieg und feindliche Einfälle, Theurung und Mißwachs sagen ihnen ihre National-Götter voraus; aber sie sind auch so zahm, daß sie sich durch Geschenke wieder besänftigen lassen, und gute Zeiten weissagen. Bey den Negern im Lande, so wie bey allen Wilden überhaupt, sind die Priester zugleich ihre Ärzte; doch sind die Begriffe, die sie von den Ursachen der Krankheiten haben, sehr verschieden. Einige halten sie für böse Geister; und diese bitten sich von ihrem Gott, es mag nun ein Baum oder ein Thier seyn, die Erlaubniß aus, sie fort zu jagen. Alsdann wird eine Jagd gegen sie angestellt, und man hört nicht auf, sie mit großem Geschrey und bewaffneter Hand zu ver-

folgen, als bis sie über die Gränzen hinüber getrieben sind. Andere Neger aber haben eine ganz verschiedene Theorie von den Krankheiten. Sie halten sie für eine Wirkung des Mißverständnisses zwischen Leib und Seele. So lange diese in Frieden und Eintracht, wie ein Paar gute Eheleute, leben, so ist der Mensch ihrer Meinung nach gesund; verunreinigt sich aber eines von beyden, so wird die Harmonie gestört; der reine Theil will sich vom unreinen trennen; daraus entstehet ein innerlicher Krieg, und daraus die Krankheit. Vor allen Dingen rüget also der Priester das Gewissen des Patienten, um die Ursache zu erfahren, wodurch er sich die Krankheit zugezogen habe. Ist dieser nun offenherzig und beichtet, so nimmt der Priester die Cur vor; es werden für den verunreinigten Theil Opfer gebracht, und Gelübde gethan und erfüllt, und dadurch wird die Einigkeit wieder hergestellt. Wie alles dieses geschehen müsse, davon läßt sich der Priester die Anweisung von seinem Gott geben. Alsdenn wird die körperliche Cur vorgenommen, welche durch Baden und Salben und den Gebrauch anderer Arzeneymittel versucht wird. Will alles dieses nicht helfen, so haben sie gleich eine Ursache bey der Hand. Ihr Gott ist alsdenn nicht gegenwärtig, sondern bey der General-Versammlung der National-Götter am Hofe des großen Gottes. Obgleich die Negern von diesen und andern Geisterbeschwörungen verschiedenes mitbringen, so sind sie doch bey aller ihrer Dummheit so vorsichtig, nichts davon merken zu lassen. Im Jahre 1701 wurde, der Erzählung des P. Labats

zu Folge, auf der Insel St. Thomas ein Neger um der Zauberey willen lebendig verbrannt, und man glaubte damahls allgemein, daß die Zauberey dieses Negers eine Wirkung dämonischer Kräfte sey. Fällt gar eine kranke weisse Frau aus Aberglauben auf den Verdacht, daß sie von einem Neger behext sey, so ist dieser gewiß im höchsten Grade unglücklich. Manchmahl geschieht es, daß einer von den freyen Negern aus einer vermeinten Geisterbeschwörung ein Geschäft macht. Vor wenigen Jahren war einer von dieser Gattung auf der Insel St. Thomas berühmt. Es war ein alter lahmer Kerl, der sich gewisser Gesänge und alberner Ceremonien bediente, die man für Zauberey hielt, und sich in seiner Dürftigkeit etwas damit verdiente. Er fand diese Lebensart so bequem, daß er durch keine Vorstellungen davon abzubringen war.

Was den äußern Gottes- oder vielmehr Götzendienst der Negern anbetrifft, so fällt dieser in den Umständen, worin sie sind, fast gänzlich weg. Vom Bethen haben sie allerdings eine Idee. Sie verrichten solches zu verschiedenen Zeiten, an allerley Orten, und in allerley Anliegen. Sie bethen beym Auf- und Untergang der Sonne, beym Essen und Trinken, bey ihrer Arbeit ꝛc. Die oben gemeldeten Herrnhutischen Missionarien haben uns einige ihrer Gebether, die sie selbst mit angehöret haben, aufgezeichnet. Das tägliche Gebeth einer Negerinn von der Nation der Watje war: „O Gott, ich kenne dich nicht, du aber kennst mich; deine Hülfe ist mir noth-

wendig." Beym Essen sprechen sie: „Herr Gott, du hast uns dieses gegeben, du hast es wachsen lassen"; wenn sie arbeiten: „Herr Gott, du hast gemacht, daß ich Kraft habe, dieses zu thun;" des Morgens: „Gott, hilf uns, wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben, wir sind in deiner Hand." Einige bethen auch für ihre verstorbenen Freunde. Diese Gebethe sprechen sie gemeiniglich bey ihren Fetissen. Ihr Anliegen, das sie auf diese Art in ihren Gebethern, auch wohl manchmahl auf den Knien vortragen, beziehet sich bloß auf den Körper, auf Gesundheit, gutes Wetter, und dergl. Bey anhaltender trockner Zeit versammeln sie sich zuweilen in ganzen Haufen in einem traurigen Aufzuge, und binden sich Blätter um den Kopf und um den Leib. Mit Heulen und Wehklagen stellen sie ihrem Gott ihre Noth vor, und bitten, daß er regnen lassen möge, weil sie sonst alle Hungers sterben müßten. Einige bitten den Neumond, daß er ihnen Kraft zur Arbeit geben wolle; einige freye Neger sollen ihrem Gott zugemuthet haben, ihre Schulden zu bezahlen. Man hat verschiedene Mahle von Negern gehört, daß sie es nicht begreifen könnten, daß die weissen Männer so wenig Ehrerbiethung gegen ihren Gott hätten, und ihm gleichsam nur im Vorbeygehen sagten, was sie haben wollten. Gewiß wenn die Neger auf eine anständigere Art von den Christen behandelt würden, sie würden, ihrer eingeschränkten Begriffe ungeachtet, bessere Menschen werden können, als sie größten Theils wirklich sind.

Es ist unter den Negern, besonders denen, die von Congo herkommen, an verschiedenen Orten eine Art einer Taufe gewöhnlich. Die Ceremonien aber, die dabey beobachtet werden, sind nicht überall einerley. Gemeiniglich wird dem Täufling Wasser über den Kopf gegossen, etwas Salz in den Mund gegeben, und in Congoischer Sprache über ihn gebethet. Vor der Taufe muß ein erwachsener Neger für die Sünden, die er in Guinea begangen hat, mit fünf bis sechs Peitschenhieben, die er vom Täufer empfängt, büßen. Nach derselben wird von den Vermögenden eine Negrische Mahlzeit gehalten, der Täufer aber bekommt für seine Mühe etliche Realen. Unstreitig haben die Congonegern diese Taufe ehemahls den Portugiesen abgelernt; allein bey ihnen hat sie gar keine Beziehung auf die Religion. Den armen Negern, die in West-Indien ohne Vater, Mutter und Anverwandte sind, soll dadurch zu einer Art von Pflegeältern geholfen werden. Vermögende Frey-Negern nehmen sie alsdenn an KindesStatt an, und werden auch, so wie der Täufer, von ihnen Vater und Mutter genannt. Wenn sie sterben, so müssen sie ihnen einen Sarg und Sterbekleid machen lassen. Gewöhnlich begräbt der Täufer denjenigen, den er getauft hat; er singet bey dem Grabe, und hält auch an die Leichenbegleiter nach seiner Art eine kurze Anrede.

Der wesentlichste, und beynahe einzige Punct ihres öffentlichen Gottesdienstes, den sie in ihrem Vaterlande beobachten, fehlt ihnen in Ame-

rika gänzlich. Es sind dieses die Opfer, wovon wir eine Beschreibung aus ihren eigenen Erzählungen hier einschalten wollen. Die Opfer der Neger werden an heiligen Stätten durch geweihete Personen verrichtet. Sie stehen in den Gedanken, daß ihre Gottheiten an gewissen Orten entweder sichtbar oder unsichtbar wohnen. Besondere Gebäude oder Hütten, anmuthige Hügel, hohe und starke Bäume, auch Haine, haben die Ehre, ein Aufenthalt ihrer Götter zu seyn, wohin außer den Priestern kein Neger sich untersteher zu gehen. Geht ein Neger vor einem solchen Ort vorbey, so wird er niemahls ermangeln zu bethen, oder auf eine andere Weise seine Ehrerbiethung zu bezeugen, sollte es auch nur dadurch geschehen, daß er auf einen heiligen Hügel einen Stein oder Zweig leget. Ihre Priester stehen bey ihnen in dem größtem Ansehen; sie werden für die Vertrauten der Gottheit gehalten, und kein Neger wird sich unterstehen, gegen die Verordnung eines Priesters zu handeln; sie glauben, daß ohne des Priesters Hülfe die Seele nach dem Tode nicht zu Gott kommen könne. Bey der Menge von Afrikanischen Nationen haben die Priester auch verschiedene Nahmen, und eben so verschieden sind auch ihre äußeren Umstände. Bey einer Nation werden sie lebendige Opfer genannt. Hier leben sie ledig und ohne Eigenthum auf anderer Unkosten, und haben die Freyheit von anderen alles das zu nehmen, was sie nöthig haben, und niemand widersetzt sich ihnen. Sie lassen, wie die Nazaräer bey den Juden, ihre Haare wachsen, und der Gebrauch des Scher-

messers ist ihnen gänzlich verbothen. Bey einer andern Nation verwaltet eine Negerinn das Priesterthum. Diese Gewohnheit trifft man bey denjenigen an, deren National-Gott eine Schlange ist. Die Priesterinn ist zum Unterschied am ganzen Leibe sehr künstlich gezeichnet, und stehet in einer allgemeinen großen Hochachtung. Jährlich werden eine Anzahl junger Mädchen mit Gewalt aus der Nation genommen, und von der Priesterinn gezeichnet; sie werden in den Religions-Gesängen und Tänzen unterichtet, und gewisser Maßen mit der großen Schlange verheurathet, und zu ihren Priesterinnen geweihet. Bey einer andern Nation ist das Priesterthum erblich; nur hat unter mehreren Söhnen des verstorbenen Priesters derjenige den Vorzug, welcher das Herz hat, seinem verstorbenen Vater gewisse Körner, die ihm in den Mund gesteckt worden, und worüber er mit vieler Stärke und gräßlichem Geschrey halten soll, aus den Zähnen zu reissen, und in seinen Mund zu stecken. Sonst wird ein Priester und Fetissenmacher durch allerley alberne Ceremonien eingeweiht, die wir aber mit Stillschweigen übergehen.

Die Opfer der Neger selbst bestehen in Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen, Hühnern, Palmöhl, Branntewein, auch bey einigen Nationen werden Menschen geopfert. Bey fröhlichen Begebenheiten opfern sie weisse, bey traurigen aber schwarze Thiere. Auch für Verstorbene werden Opfer gebracht. Ein weisses Huhn wird, ehe der Todte zu Grabe getragen wird, von dem Prie-

ster geschlachtet, und die Bahre, worauf der Todte liegt, mit dessen Blute betröpft. Ein Ibeneger macht von den bey seiner Landsmannschaft üblichen Opfern folgende Beschreibung. Wenn einer sehr krank ist, oder glaubt, daß Gott unzufrieden sey; so fragt er den Priester, was dabey zu thun sey. Dieser ernennt ein Thier, das zum Opfer gebracht werden soll. Wenn nun das Opferthier zum Altare geführt worden ist, so schneidet ihm der Priester den Hals ab, und läßt das But an den Fuß des Altars fließen. Alsdenn werden ihm die Haare abgesengt, und die Eingeweide tief in die Erde vergraben, damit sich kein Raubthier daran vergreifen möge. Etwas von dem Fleische des Opferthiers wird auf dem Altar verbraunt, das übrige von der Opfergesellschaft verzehrt. Der Priester begleitet die Handlung mit einem Gebeth. Stirbt der Kranke dessen ungeachtet, so findet der Priester die Ursache darin, daß Gott die Seele haben wolle, wogegen keine Geschenke etwas helfen; diese thäten nur alsdenn ihre Wirkung, wenn ein Berg, ein Brunnen, oder ein Wasser einen Menschen tödten wollte. Menschenopfer sind zwar etwas Seltenes, aber nicht gänzlich ungewöhnlich. So wurde in Altkalabar für die Genesung des Königs ein zehn Monathe altes Kind mit einem lebendigen Hahn an einen Baum aufgehängt; so opferte ein anderer König seinem Gott aus Dankbarkeit für die ihm geschenkten Siege vier tausend Feinde, denen er die Köpfe abschlagen, und auf einen Haufen zusammen werfen ließ.

Daß die Vernunft den Menschen auf die Gedanken bringe, gewisse Tage besonders zur Verehrung der Gottheit anzuwenden, ist eine bekannte Sache. Auch diesen Theil der Religion treffen wir bey den Negern an, ob es gleich den Sclaven in Amerika außerordentlich wehe thun muß, daß ihnen nicht erlaubt ist, diese Gewohnheiten ihres Landes zu beobachten. Alle Guineischen Nationen feyern jährlich ein Ärndefest, bey welchem der Gottheit feyerliche Dankopfer gebracht werden. Es sind diese Feste zugleich Freudentage, welche die Negern mit Mahlzeiten und Tänzen zubringen, und dabey ihre Erkenntlichkeit gegen ihre Gottheiten dadurch an den Tag legen, daß sie einen Theil der Speisen vor ihnen ausschütten und opfern. Die Nation der Fida halten jährlich eine große Wallfahrt zur großen Schlange, die sie als ihren National-Gott verehren. Sie versammeln sich alsdenn vor dem großen Schlangenhause, fallen auf ihr Angesicht und bethen an. Die Wawu halten einem Tieger, den sie für ihren Gott halten, zu Ehren jährlich ein Fest, und bethen denselben nicht nur an, sondern bringen ihm auch allerley Opfer an Mais, Hühnern, Schafen, und dergl. Von dem, was der Tieger übrig läßt, bereitet sich das Volk eine Opfermahlzeit, die mit Tänzen und andern Lustbarkeiten begleitet ist. Bey einer andern Nation feyert jeder Neger den Wochentag, an welchem er geboren ist; bey einer andern feyert ein Schwarzer jährlich den Tag, an welchem er zuerst das Blut eines Menschen vergossen hat. Bey einigen Nationen finden sich auch Spuren, daß Christ-

liche Missionarien unter ihnen gewesen sind. Von der Taufe der Congoneger haben wir schon geredet. Daß die Soko an jedem Tage des siebenten Monaths bis zum Untergange der Sonne fasten, und alle Arbeit aussetzen; daß ein Priester dem versammelten Volke aus einem Buche etwas vorlieset, und dasselbe zum Glauben an Gott und zum Gehorsam ermahnet; daß er mit dem Volk auf die Knie fällt und bethet; daß sie unter dem Gebeth mit der Stirne dreymahl die Erde berühren, und sich mit dem Kreuze bezeichnen, sind unfehlbar Nachahmungen der Christen.

Nun noch etwas von den Meinungen der Neger in Absicht auf die menschliche Seele. Es ist fast keine Guineische Nation, von welcher man auf den Westindischen Pflanzstädten Sclaven antrifft, welche nicht die Unsterblichkeit der Seele glauben sollte, mit einer festen Überzeugung, daß sie nach der Trennung vom Leibe fortfahre zu leben, gewisse Bedürfnisse habe, Handlungen auszübe, und überhaupt des Genusses der Glückseligkeit oder des Elendes fähig sey; jedoch ist auch nicht zu läugnen, daß man nicht hier und da solche antreffen sollte, die zwischen dem Tode eines Menschen und des Viehes keinen Unterschied machen, und sich daher niemahls um den Zustand, worein sie nach dem Tode kommen würden, bekümmern. Die Seele und den Schatten benennen sie meisten Theils mit einerley Nahmen, und viele sehen die Seele für etwas so Feines an, als den Schatten. Fast durchgängig glauben die Neger, daß die Seelen der guten Menschen

nach dem Tode zu Gott kommen, der bösen aber zum bösen Geist. Von denen Seelen, die zum bösen Geist kommen, glauben sie, daß sie Gespenster werden, und wieder erscheinen, und, weil sie ihre Neigung, Böses zu thun, behalten, diejenigen im Schlafe plagen, denen sie nicht gut sind, übrigens aber in der Luft herum flattern, und in den Gebüschen Lärmen und Geräusch machen; wenn also einer am dritten Tage nach seinem Tode wieder erscheine, so sey es ein Beweis, daß er nicht zu Gott gekommen sey. Ferner glauben sie, daß auch die guten Seelen oft Mühe hätten, beym bösen Geiste vorbey bis zu Gott zu kommen, weil dieser böse Geist alle Mittel anwende, sie in seine Gewalt zu bekommen. Um sich nun von allen Ansprüchen des bösen Geistes los zu machen, machen sie sich gewisse Zeichen am Leibe, wodurch sie beweisen wollen, daß sie Gott angehören, gegen welche der böse Geist nichts einwenden könne. Sie glauben auch, daß jede Seele von zwey Geistern, einem guten, und einem bösen, nach ihrem bestimmten Orte begleitet werde, und sie habe eine sehr gefährliche Wand, wodurch der Weg abgeschnitten würde, zu passiren; einer frommen Seele helfe der gute Geist glücklich da vorbey, eine böse aber zerstoße sich den Kopf daran; nachher eröffnen sich zwey Wege, ein schmahler, auf welchem die bessere Seele von ihrem wohlthätigen Führer zu Gott, und ein breiter, auf welchem die böse Seele unter Anführung des feindlichen Geistes an einen finstern Ort geleitet würde.

Auch findet man bey einigen Negern, daß sie die Wanderung der Seele aus einem Körper in den andern glauben; doch sind ihre Begriffe davon sehr verschieden. Einige bilden sich ein, daß die Seele eines Verstorbenen in demjenigen Kinde wieder auflebe, welches zunächst nach seinem Tode geboren würde; andere, daß die Seele eines Verstorbenen in einen Vogel, Fisch, oder anderes Thier übergehe. Diese Meinung von der Seelenwanderung hat unter den Negern in Amerika verschiedene sehr schlimme Wirkungen. Wenn ihnen die Sclaverey zu schwer wird; so bringen sie sich selbst ums Leben, in der guten Zuversicht, daß ihre Seelen nach dem Vaterlande wandern, und in einem Kinde wieder aufleben werde; andere bilden sich gar ein, sie würden in Guinea wieder leibhaftig auferstehen. Von diesem Vorzuge aber schliessen sie Mörder und andere Verbrecher aus, als welchen der böse Geist nicht zulasse, dahin zu kommen. Das mag nun genug seyn von den Religions-Meinungen der Negern, so viel sich aus den mündlichen Beschreibungen derselben bisher hat heraus bringen lassen.

Nichts kann elender seyn, als der äußere Zustand dieser Menschen. Vermöge der Sclaverey, unter welcher ein Neger liegt, fehlen ihm ohnedieß schon alle die Vorrechte, die ein Mitglied eines Staats genießet; er wird im bürgerlichen Verstande nicht für eine Person gehalten; außer diesem aber drücken ihn noch härtere Umstände dermaßen, daß sein Zustand von dem Zustande

der Lastthiere nicht viel unterschieden ist. Er hat die schlechteste Kost; seine Kleider sind schlechte Lumpen, die ihn weder vor der Hitze des Tages, noch vor der Kälte der Nächte schützen. Seine Häuser sind von den Bärenlöchern nicht viel unterschieden; seine Betten sind Hürden, oder der bloße Erdboden; seine Geräthschaft besteht in einigen Calebaschen und hölzernen Schüsseln; seine Arbeit ist beständig, sein Schlaf sehr kurz; er bekommt keinen Lohn, aber wegen des geringsten Verbrechens Peitschenhiebe; wird er krank, so liegt er ohne Verpflegung. Dieß ist das traurige Bild der Negersclaven im Allgemeinen; wir wollen es genauer betrachten.

So bald ein Sclave das Eigenthum seines Herrn geworden ist, steht er ganz unter der Bothmäßigkeit desselben; dieser kann mit ihm schalten und walten, wie er will, nur über sein Leben hat er kein Recht. Der Sclave ist verbunden, seinem Herrn zu gehorchen, und seine Kräfte nach dessen Vorschrift anzuwenden; nur alsdenn kann er sie zu seinem eigenen Nutzen gebrauchen, wenn es sein Herr erlaubt. Wir wollen uns nicht über die innere Rechtmäßigkeit dieses Verhältnisses einlassen, da von andern so viel für und gegen dieselbe geschrieben ist, sondern bloß erzählen, wie die äußern Umstände des Negersclaven beschaffen sind. Da der Sclave zu einem durchgängigen Gehorsam verbunden ist, so kann jeder Ungehorsam und Widersetzlichkeit von seinem Herrn mit einer willkührlichen Strafe belegt werden. Der lasterhafte Charakter der mei-

sten heidnischen Neger, und ihre Menge hat in die Strafen derselben eine Härte gebracht, die mit der Größe ihrer Vergehungen dem Anscheine nach nicht immer in einem gehörigen Verhältnisse zu stehen scheint; allein dieses ungesittete Volk kann auch durch nichts, als harte Strafen von Vergehungen, abgehalten werden.

Bey der großen Menge und der vorzüglichen Leibesstärke der Neger, und ihrer schlechten Denkungsart, würde das Leben der Europäer in einer beständigen Gefahr seyn, wenn nicht die Gesetze, die den Negern vorgeschrieben sind, besonders dahin gerichtet wären, ihnen jede Veranlassung und Neigung, etwas dagegen zu unternehmen, abzuschneiden. Daher wird dem Negersclaven jede Vergreifung an einem Europäer, er mag zu seiner Herrschaft gehören oder nicht, als ein todeswürdiges Verbrechen angerechnet. Doch pflegt hier die Fürbitte des beleidigten Europäers von großem Gewichte zu seyn. Obgleich der Landesherr die Bestimmung der Todesstrafen seinen Tribunalien vorbehalten hat; so ist doch die Fürbitte des Europäers oft von dem Begnadigungsrechte nicht viel unterschieden, und er würde sich sehr beleidigt halten, wenn seine Fürbitte die verlangte Wirkung nicht haben sollte. Beydes hat die Absicht, die Hochachtung gegen die Europäer zu vermehren, indem auf der einen Seite auf die Beleidigung eine so hohe Strafe gesetzt, auf der andern aber die Fürbitte des beleidigten Theils so wirksam ist. Nichts gehet über die Strenge, mit der sie über die Subordination

halten. Wenn ein Sclave die Hand aus Widersetzlichkeit gegen den Meisterknecht aufhebt, so verliert er sie unter der Hand des Büttels. Wenn ein Neger entläuft, so ist die darauf gesetzte Strafe dem Verbrechen eben so angemessen, als das Abhacken der Hand, die gegen einen Vorgesetzten aufgehoben worden ist. Wenn ein entlaufener Neger drey Monathe ausbleibt, so soll ein Fuß durch den Büttel abgehackt werden; und wenn er abermahls entläuft, auch der andere. Man kann immer von gezwungenen Sclaven vermuthen, daß sie auf die Erlangung ihrer Freyheit bedacht seyn werden. Um also ferner allen gefährlichen Unternehmungen der Neger vorzubeugen, so ist ihnen bey schwerer Strafe verbothen, so wohl Gewehr zu haben, als auch von den verschiedenen Plantagen zusammen zu kommen. Keiner darf sich, ohne ausdrückliche Erlaubniß seines Herrn, außer seiner Plantage aufhalten, am allerwenigsten aber des Nachts.

Die Todesstrafen, womit die Negern auf den Colonien bestraft werden, sind nach dem Verhältnisse der Verbrechen eingerichtet, und gewöhnlich von denen nicht unterschieden, womit andere Übelthäter abgethan werden. Bekennt der Schuldige sein Verbrechen nicht, so kommt er auf die Tortur. Es ist aber die schmerzhafteste Art derselben oft nicht vermögend, die Wahrheit heraus zu bringen, und den Eigensinn des Negers zu überwinden. Wird ein Neger am Leben gestraft, so will das Gesetz, daß dem Eigenthümer der Werth desselben auf Unkosten des

Landes ersetzt werde. Hätte aber wohl dem klügsten Gesetzgeber einfallen können, daß diese Verordnung einem Mißbrauche unterworfen seyn würde? sollte wohl jemand glauben können, daß ein Mensch von einem so niederträchtigen Eigennutze besessen seyn könnte, daß er seinen unschuldigen, aber unbrauchbaren Sclaven, als einen todeswürdigen Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit überliefern würde, bloß um seiner los zu werden, und noch so viel zu bekommen, daß er sich einen anderen brauchbaren Sclaven dafür ankaufen könne? und gleichwohl fehlt es nicht an solchen niederträchtigen Verräthern des unschuldigen Bluts. O Schande für gesittete Völker, ich will nicht sagen, für Christen!

Geringere Verbrechen werden nach dem Urtheile des Herrn entweder mit der Peitsche, oder Spitzruthe bestraft. Nach der Größe des Verbrechens steigt die Zahl der Streiche von funfzig bis auf zwey hundert. Wenn dem Schuldigen fünf hundert Streiche mit der Peitsche zuerkannt werden; so wird dieses der Todesstrafe gleich geachtet. Ist die Strafe vollzogen, so werden die Wunden des Gezüchtigten mit Salzlacke und Spanischem Pfeffer ausgewaschen, wodurch zwar der Schmerz auf eine kurze Zeit auf eine empfindliche Art vermehrt, aber allen schädlichen Zufällen zugleich vorgebengt wird. Außer der Peitsche und der Spitzruthe bedienen sie sich auch eines Streifen aus einer rohen Kühhaut, welcher zusammen gedrehet, und getrocknet ist, um gelegenheitliche und geringere Verbrechen damit

zu bestrafen. Gibt sich der Herr die Mühe, einen Sclaven selbst mit diesem letzten Instrumente abzustrafen; so thun dem Sclaven die Schläge lange nicht so wehe, wenigstens hält er es nicht für so schimpflich, als die er von dem Aufseher der Sclaven bekommt. Ja er hält es wohl gar für eine Ehre, und bedankt sich bey seinem Herrn.

In Lima haben die Spanier unter ihren Sclaven noch eine besondere Gewohnheit eingeführt, die wir hier mit anmerken wollen. Um die Subordination unter denselben desto besser zu erhalten, hat sie die Obrigkeit in gewisse Stämme, oder Zünfte eingetheilt, deren jede ihren eigenen König hat, den die Stadt unterhält, und ihm zur Behauptung seiner Würde, wenn er bisher in der Sclaverey gewesen ist, die Freyheit schenkt. Sie haben diese Einrichtung deßwegen gemacht, damit sie nicht nöthig haben, alle Kleinigkeiten, die unter ihnen vorfallen, selbst zu richten, auf der andern Seite aber ihnen einige Versüßung ihrer Sclaverey durch eine eingebildete Hoheit zu geben. Dieser Schattenkönig hält Gericht über diejenigen, die von seiner Zunft sind, und belegt sie nach Beschaffenheit der Verbrechen mit Strafen; jedoch kann er keinen Missethäter zum Tode verurtheilen. Stirbt einer von diesen Königen, so hält ihm die Stadt ein prächtiges Leichenbegängniß. Man begräbt ihn mit einer Krone auf dem Kopfe, und die vornehmsten obrigkeitlichen Personen der Stadt werden zum Leichenbegängnisse eingeladen. Die Sclaven von sei-

ner Zunft versammeln sich, und zwar die Manns-
personen in einem Sal, wo sie tanzen und sich
besaufen; die Weibspersonen in einem andern,
wo sie den Verstorbenen beweinen, und Trauer-
tänze halten. Sie singen wechselsweise Verse zu
seinem Lobe, und begleiten solche mit musicali-
schen Instrumenten, die eben so rauh und unan-
genehm, als ihre Lieder selbst, sind. Diese Ce-
remonie dauert die ganze Nacht hindurch, und
endigt sich mit der Wahl eines neuen Königs.
Fällt nun das Los auf einen Sclaven, so be-
zahlt die Stadt seinem Herrn das Geld wieder,
welches er ihm gekostet hat, und gibt diesem Kö-
nige eine Frau, wenn er noch keine hat. Er und
seine Kinder sind alsdenn frey. Durch diesen
Kunstgriff erhalten die Spanier ihre Sclaven in
ihrer Pflicht, und machen, daß sie ihre Last mit
Geduld tragen.

Dessen ungeachtet hält es außerordentlich schwer
daß sich die Neger überzeugen sollten, daß ihre
Herren ein gegründetes Recht über sie hätten. Sie
halten alle Mittel für erlaubt, ihre Freyheit zu
erlangen, und entlaufen entweder ihren Herren,
und halten sich in Gebirgen und Wäldern auf,
oder sie stehen in verabredeten Empörungen ih-
ren Herren nach dem Leben, und suchen sich mit
Gewalt der Dienstbarkeit zu entziehen. Man
findet deßwegen auf den Westindischen Inseln,
so wie auch auf dem festen Lande, eine große
Menge entlaufener Negern. Sie werden insge-
mein Maronegern genannt. Auf gewissen Inseln
haben sie es so weit gebracht, daß man sie wirk-

lich für ein freyes Volk erkannt, und unter gewissen Bedingnissen Frieden mit ihnen gemacht hat. Solche entlaufene Neger setzen sich in den Gebirgen fest, verwahren die Zugänge mit kleinen spitzigen Pfählen, die sie verborgen in die Erde stecken, damit der unvorsichtige Verfolger sich den Fuß daran verletze, und von weiterer Bemühung sie in seine Gewalt zu bekommen abgehalten werde. So lange sie daselbst sind, genießen sie eben die Freyheit, die das Wild im Walde hat; wenn ihnen der Wald keine Lebensmittel mehr dargibt, so hohlen sie sie des Nachts mit Lebensgefahr entweder von den Plantagen, oder an der See. Wenn es ihnen gleich glückt, auf diese Art etwas zu erwischen, so leben sie doch in einer beständigen Gefahr. Viele werden auch oft durch Hungersnoth getrieben, von den Plantagen wegzulaufen. Das beste Mittel, diesem Entlaufen vorzubeugen, wäre wohl dieses, daß man ihren Dienst und Zustand so erträglich machte, daß sie ohne viele Überlegung einsehen könnten, daß sie ihren Zustand durch das Entlaufen noch weit mehr verschlimmern würden. Allein die Europäer schaden sich hier durch ihre Gewinnsucht mehr, als sie gewinnen; denn wenn sie den Verlust nur von etlichen Sclaven gegen den Aufwand, den ihre bessere Unterhaltung kosten würde, berechnen, so wird das Übergewicht gewiß auf den ersten Fall kommen. Etliche Colonisten haben es zu ihrem großen Vortheile erfahren, daß es möglich sey, durch gute Behandlung einen Sclaven zum treuesten und bestgesinnten Menschen zu machen.

Weit schlimmer werden die Umstände, wenn das Mißvergnügen der Neger in eine abgeredete Empörung ausbricht, da es auf nichts weniger angesehen ist, als ihre Herren um Leib und Leben, um Habe und Gut zu bringen. Wir wollen nur ein einziges Beyspiel von einer solchen tragischen Begebenheit, die sich im Jahre 1733 auf der Insel St. Jan eräugnet hat, anführen. Länger als ein halbes Jahr war diese Insel in den Händen der aufrührischen Negern. Sie erwiesen an ihren ehemahligen Herren allen möglichen Spott und Muthwillen, und ermordeten sie auf die grausamste Weise. Die Europäer haben ihnen selbst Gelegenheit dazu gegeben, indem sie bald zu viel Härte gegen sie bewiesen, bald ihnen zu viel Freyheit gestatteten. Die Neger, so dumm sie auch sind, waren doch scharfsinnig genug, die Schwäche ihrer Herren einzusehen, und sie waren kühn genug, den Anschlag zu fassen, alle Europäer auf der ganzen Insel zu vertilgen. Eine Anzahl Neger, welche nach ihrer Gewohnheit Brennholz auf die Festung lieferten, machte den Anfang der Empörung. Unter den Holzbündeln hatten sie Beile und Kappmesser verborgen, und damit ermordeten sie die schwache Besatzung im Castell, und bemächtigten sich desselben. Durch etliche Kanonenschüsse gaben sie ihren Mitverschwornen das Zeichen, daß die Festung in ihrer Gewalt sey; und nunmehr wurde die Empörung auf der ganzen Insel allgemein. Nur wenige Europäer hatten so viel Zeit und treue Sklaven, daß sie sich mit Weib und Kindern

auf die Klippen des Meeres in Sicherheit setzen konnten. Drey Viertel von den Europäern fielen den Negern in die Hände, welche jämmerlich von ihnen gemißhandelt und ermordet wurden. Doch blieben auch viele Sclaven ihren Herren getreu, und vertheidigten sie gegen die andern; einige blieben neutral, und wollten erst den Ausgang erwarten, machten sich aber des Vorraths der Weissen bey ihrem damahligen Mangel zu Nutze. So lange sie Meister von der Insel waren, so übten sie alle Grausamkeiten aus, die nur zu erdenken sind. Sie raubten, sengten, brannten, zerstörten und mordeten, wie sie ihr blinder Trieb anfeuerte. Dieß trieben sie so lange, bis die Französischen Hülfsvölker von der Insel Martinique ankamen, da sie so in die Enge getrieben wurden, daß ihnen kein anderer Ausweg übrig blieb, als den ihre Verzweiflung angab. Mehr als drey hundert versammelten sich auf einem Berge, und ließen sich nach einander durch ihre zwey Anführer erschiessen, die zuletzt dasjenige an sich selbst thaten, was sie an ihren Kameraden gethan hatten. Diejenigen, die den Europäern in die Hände fielen, bekamen auf der Insel St. Thomas die Todesstrafe, und ihre Köpfe wurden auf Pfählen aufgesteckt. So wurde endlich die Ruhe wieder hergestellt.

Man darf nicht glauben, daß alle Neger, die auf den Westindischen Colonien angetroffen werden, Sclaven wären; es gibt auch so genannte Frey-Neger. Sie nähren sich vom Fischfange,

von Handwerken, auch zum Theile von der Handlung; sie besitzen auch wohl eigene Plantagen, die sie durch Sclaven bearbeiten lassen. Ob sie gleich nicht alle und jede Rechte erlangen, die die Europäer haben; so leben sie doch unter dem Schutze der Gesetze in völliger Freyheit und Sicherheit ihres Eigenthums. Solche Frey-Neger sind entweder von ihren Herren ohne Lösegeld in Freyheit gesetzt worden, oder sie erkaufen dieselbe. Treue und lange Dienste sind die Veranlassung zum ersten. Diese Wohlthat widerfährt vorzüglich einem Oberaufseher der Sclaven, einer Amme, einer sehr fruchtbaren Kindermutter, oder einer Negerinn, mit welcher ein Europäer in einer Art von Ehe gelebt hat. Diejenigen, welche ihre Freyheit erkaufen, müssen sich ihr Lösegeld in ihrem Sclavenstande erwerben. Auf einigen Colonien ist es gar wohl möglich. Denn daselbst wird den Sclaven ihr Unterhalt nicht in Natura gegeben; sondern einer jeden Familie wird von dem Herrn ein Stückchen Land angewiesen, welches sie bauen und ihren Unterhalt daraus ziehen muß. Wenn sie fleißig sind, so können sie über das Nöthige noch einen Überschuß davon bekommen. Der Neger genießet dabey eine Art von Freyheit, seine kleine Plantage nach seinem Gutachten einzurichten, und der Vortheil, den er daraus zieht, befördert seine Industrie. Wenn der Neger fünf und einen halben Tag für seine Herrschaft gearbeitet hat, so ist der halbe Samstag und der ganze Sonntag sein eigen; oft wird ihnen auch von gütigen Herrschaften

noch etwas mehr erlaubt. Auf diese Art ist es möglich, daß ein Sclave nach und nach so viel zurück leget, daß er sich los kaufen kann. Auf den Colonien aber, wo diese Einrichtung nicht eingeführet ist, fällt es weg. Sie haben nicht nöthig, das ganze Lösegeld auf einmahl zu bezahlen, sondern wenn sie ein hinreichendes Angeld gegeben haben, so kann das andere nach und nach bezahlet werden.

Ihre häusliche Einrichtung ist sehr sparsam. Vier in die Erde befestigte Pfähle, die oben wie Gabeln gebildet sind, und im Vierecke stehen, werden durch eben so viele horizontalliegende Hölzer oben mit einander verbunden; auf diesen ruhen die Dachsparren, die oben zusammen gehen. Und damit ist die ganze Anlage des Hauses fertig. Der Zwischenraum der Wände wird mit noch einigen senkrechten Pfählen versehen, mit biegsamem Holze ausgeflochten, und mit Leim beworfen. Die Sparren des Dachs bedecken sie mit Blättern von Zuckerrohr, und so ist das ganze Haus fertig. Die Hausthür ist so niedrig, daß ein Mann, ohne sich zu bücken, nicht durchkommen kann. Durch dieselbe und ein Paar kleine Öffnungen in den Wänden fällt das Tageslicht sparsam in die Wohnung hinein. Der Fußboden ist die bloße Erde, und die beyden Seiten des Daches, welche von außen bis auf die Erde reichen, machen die Decke aus. Die auf beyden Seiten herausgehenden Dachsparren machen eine Art von Schupfen aus, worunter das Vieh bedeckt stehen kann. Eine Zwischen-

wand theilt den mittlern Raum in zwey ungleiche Behältnisse. Diese Hütten sind stets voller Rauch, und ihre Einwohner nehmen davon einen Geruch an, daß man sie stets vorher riecht, ehe sie sich gewaschen haben. Der Mann und das Weib haben jedes ihr Bett, die Kinder aber schlafen bis in das achte oder neunte Jahr, länger aber nicht, bey einander. Die Betten sind kleine Vertiefungen, in welche eine aus Schilf gemachte Matte ausgebreitet, und obenhin ein Klotz zum Kopfküssen hingeleget wird. Freygebige Herren geben ihren Negern einige grobe Leinwand und alte Zeuge, sich damit zu bedecken. Auf dieser Lagerstätte ruhet der müde Neger, und genießet nach seiner harten Arbeit einen ruhigen Schlaf.

Diese Negerhäuser machen auf jeder Plantage eine Art von Dorf aus. Ihrer sind oft funfzig und mehrere reihenweise zusammen gebauet; doch läßt man zwischen den Hütten einen Raum von funfzehen bis zwanzig Fuß, um den Feuersbrünsten desto leichter abzuhelfen. Der ganze Raum wird mit Pfahlwerk umschlossen. Hier pflazen sie ihren Lebensunterhalt, halten auch wohl Vieh, welches sie verkaufen können; doch müssen sie nach den Gesetzen ihren Herren den Vorkauf lassen, die aber gleichfalls alles nach dem Marktpreise bezahlen müssen. Vorzüglich bepflanzet der Neger sein angewiesenes Stückchen Land, oder seinen Garten, mit Cassabe, Patatten, Jam und Mais. Außer dem, was er durch mühsamen Fleiß in seinen Freystunden

aus seinem Lande ziehet, liefert ihm der Wald eine Menge Früchte, die ihm nichts weiter kosten, als die Zeit, die er auf ihre Einsammlung verwendet; und mit geringer Mühe und Geschicklichkeit kann er sich aus der See mit Fischen, Krebsen und Schalthieren versorgen. Besonders sammeln sie sich kleine Fische, trocknen sie, und heben sie zu künftigem Gebrauche auf. Gemeiniglich ist die Zeit vom September bis zu Ende des Novembers die schwerste Zeit für die Neger, und hier müssen sie oft mit der Hungersnoth kämpfen, wenn ihnen die Menschlichkeit ihrer Herren nicht zu Statten kommt.

Wenn der heidnische Neger sich zu Tische setzt, so geschieht es mit dem National-Stolz eines Afrikaners. Da fühlt er sich als Herr, und läßt sich von seiner Frau bedienen. Er hält es seiner Würde zuwider, sie zugleich mit sich speisen zu lassen; erst wenn er mit seiner Mahlzeit fertig ist, darf seine Frau dasjenige verzehren, was er ihr übrig gelassen hat. Noch stolz in seinem Sclavenstande sieht er eben so verächtlich auf sie herab, als sein Herr auf ihn.

Der Afrikanische Neger ist wegen der Hitze seines Klima's von Jugend auf gewohnt nackend zu gehen; in Westindien aber gibt man ihm eine schlechte Bedeckung seiner Blöße. Bey der Arbeit tragen sie nichts, als ein Paar Hosen von grober Leinwand, selten auch ein kurzes Hemde; die Weiber aber decken sich mit einem Hemde und einer Jacke; beyde aber gehen barfuß und

mit bloßem Kopf. Der Reinlichkeit wegen müssen sie ihre Kleider oft waschen, und ihren Kopf scheren lassen. Die ihnen angeborne Eitelkeit verleitet sie oft, daß sie ihre Ersparnisse zu Putzwerk anwenden. So lieben die Weibspersonen das Spiel, den Tanz, und die starken Getränke bis zur Ausschweifung. Es ist nicht nöthig zu erinnern, daß man bey ihnen gar keine Begriffe von Keuschheit und Reinigkeit suchen darf. Sie sind aus einem Lande gekommen, wo die Hurerey ein ungestraftes Laster ist, und sie haben auch diese Neigung in Westindien nicht abgeleget. Obgleich die bey ihnen ehemahls übliche Polygamie durch ihren gegenwärtigen Stand ziemlich eingeschränkt ist, so geschieht es doch, daß mancher Sclave zwey, auch drey Weiber hat, wiewohl die Rechte der Ehe von beyden Seiten wenig geachtet werden. Unter der Jugend äußert sich die Neigung von dieser Art von Lastern sehr frühzeitig, und die häusliche Einrichtung der Neger unterstützt sie noch mehr. Nächst diesem sind sie auch dem Spiele äußerst ergeben. Sie haben eine Art von Würfelspielen aus Afrika mit nach Westindien gebracht. Sie bedienen sich dazu gewisser kleinen Muschelschalen. Ein Loch, welches sie auf der bauchigen Seite haben, macht, daß sie auf dieser Seite eben so leicht stehen, als auf der andern. Sie schütteln sie in der Hand, wie Würfel, und werfen sie auf einen Tisch. Wenn sich alle Seiten von einer oder der andern Art, oder zwey von einer, und zwey von der andern oben finden, so gewinnt der Spieler; ist aber

die Zahl der Löcher und der untern Seiten ungleich, so hat er verloren.

Das Tanzen ist ihr liebster Zeitvertreib, und man kennet kein Volk, das eine heftigere Neigung dazu hätte. Wenn ihnen ihr Herr nicht erlaubt, in dem Wohnplatze zu tanzen, so gehen sie oft eine Meile und noch weiter weg, um sich damit zu ergetzen. Derjenige Tanz, der ihnen am meisten gefällt, und den sie von der Guineischen Küste mitgebracht haben, heißt Calenda. Die Spanier haben ihn von den Negern gelernt, und tanzen ihn in allen Amerikanischen Niederlassungen. Er hat etwas Unanständiges, und deßwegen erlauben ihn ihnen ihre Herren nicht gern. Es hält aber sehr schwer, solchen ganz zu verbiethen; denn die Neigung dazu ist so allgemein und lebhaft, daß die Kinder selbst in dem Alter, wo es ihnen an Kräften fehlt, sich zu erhalten, ihre Väter und Mütter nachahmen, wenn sie sie tanzen sehen. Sie bedienen sich dabey zweyer Instrumente, in Gestalt von Trommeln, die aus zwey hohlen Baumstämmen von ungleicher Größe gemacht sind. Das eine Ende ist offen, das andere aber mit einem Schaf- oder Ziegenfelle ohne Haare überzogen. Die größte von diesen Maschinen ist drey bis vier Fuß lang, und acht bis neun Zoll im Durchschnitte; die andere eben so lang, aber viel schmähler. Diejenigen, die diese Trommel schlagen, nehmen sie zwischen die Beine, und schlagen mit der flachen Hand darauf. Die Schläge auf die große Trommel geschehen langsam, und

in einer gewissen Abmessung, auf die kleinere aber sehr geschwinde und ohne Cadenz, und verursacht nur ein helles Geräusche.

Die Tänzer stehen in zwey Reihen, die Mannspersonen den Frauenspersonen gegenüber. Die Zuschauer, und diejenigen, welche müde sind, machen einen Kreis um die Tänzer und Trommelschläger. Einer von den geschicktesten macht ein Lied, dessen Schlußzeile von den Zuschauern mit starkem Händeklatschen wiederhohlet wird. Alle Tänzer halten die Hände halb aufgehoben, springen, drehen sich, nähern sich einander zwey bis drey Fuß, und treten mit Cadenz wieder zurück, so lange der verdoppelte Schall der Trommel ihnen meldet, sich zusammen zu fügen; darauf stoßen sie an einander. Sie ziehen sich mit Herumhüpfen wieder zurück, um eben die Bewegung mit ganz geilen Geberden so viele Mahle wieder anzufangen, als die Trommeln das Zeichen dazu geben. Von Zeit zu Zeit schlingen sie sich mit den Armen um einander, und drehen sich mehrmahl unter unanständigen Geberden herum. Man kann leicht urtheilen, wie die Schamhaftigkeit dadurch beleidigt wird, und wie viel Ursache die Herrschaften haben, ihre Einwilligung nicht zu einem solchen Tanze zu geben. Auf einigen Colonien ist er sogar durch eigene Befehle verbothen, theils um die öffentliche Ehrbarkeit zu schützen, theils auch allzu große Versammlungen zu hindern. Ein Haufen Neger, welcher durch die Lust fortgerissen, und durch starkes Getränk erhitzt wird, ist zu allen

Gewaltthätigkeiten fähig. Gesetze und alle Vorsicht haben oft nicht über die Unordnungen, welche dabey vorfallen, die Oberhand behalten können.

Die Neger aus Congo haben noch einen andern Tanz, der viel sittsamer, und ruhiger ist, als dieser. Die Tänzer von beyden Geschlechtern stellen sich in die Runde, und heben nur, ohne von der Stelle zu gehen, ein Bein in die Höhe, und stoßen es mit einer Art von Cadenz auf die Erde; dabey biegen sie den Leib halb gekrümmt gegen einander, unterdessen, daß einer von ihnen eine Historie erzählt, worauf alle Tänzer mit einer Schlußzeile antworten, und die Zuschauer mit den Händen dazu klatschen. Einige von den Negern haben auch auf Europäischen Instrumenten spielen gelernt, und eine Art von Zither erfunden. Sie nehmen eine halbe Calebasche, überziehen sie mit einer Haut, und spannen Saiten von Pferdehaaren und gedrockneten Därmen darüber, die sie durch einen Steg in die Höhe halten. Diese werden geschnellt, der Ton aber ist nicht sehr angenehm, auch gar nicht accordmäßig.

Dieses sind die Ergetzlichkeiten, womit sich die Neger ihren harten Dienst einiger Maßen versüßen. Was ihre Arbeiten anbelangt, so sind sie nicht alle einerley. Einige werden in den Packhäusern und Waarenlagern gebraucht, und dieser sind die wenigsten. Andere, die man Hausneger nennt, werden zur Bedienung ihrer

Herrschaft, zur Wartung der Kinder, zum Kochen, Waschen, Nähen, und dergl., auch wohl, wenn ihre Treue bewährt ist, zur Aufsicht über die Lebensmittel und zu ähnlichen Geschäften gebraucht. Diesen erwirbt ihre Geschicklichkeit, Fleiß und Treue, die Gunst ihrer Herren, daß sie in ihrem Sclavenstande wenig Drückendes fühlen. Wieder andere haben kein eigentliches Geschäft, sondern sie müssen ihrer Herrschaft durch allerhand Künste etwas auswärts verdienen, und nach Hause bringen. Noch andere haben ihre Herren in der Jugend in allerhand mechanischen Künsten unterrichten lassen, deren Ausübung ihnen bey ihrer weitläufigen Wirthschaft nöthig ist. So gibt es unter ihnen Maurer, Zimmerleute, Schreiner und andere Handwerker, deren Werth nach ihrer Geschicklichkeit sehr verschieden ist. Haben sie zu Hause nicht Arbeit genug, so arbeiten sie für andere, und der Vortheil kommt ihrer Herrschaft zu Gute. Die niedrigste, zugleich aber nöthigste und zahlreichste Gattung von Sclaven sind diejenigen, die das Feld bearbeiten, worauf jede Arbeit durch die Neger verrichtet wird. Auf den großen Plantagen wird dabey folgende Ordnung beobachtet. Früh um vier Uhr gibt der Bomba den Sclaven ein Zeichen zum Aufstehen, und um halb fünfe ziehen sie unter seiner Begleitung auf das Feld, nachdem sie vorher das Vieh gefüttert, und selbst ihr Frühstück eingenommen haben. Der Bomba bekommt von dem Meisterknecht die Instruction, wie er die Arbeit austheilen soll. Darauf gehen sie an die Arbeit.

Um acht Uhr wird ihnen eine halbe Stunde zur Erhohlung gegeben, alsdenn dauert die Arbeit wieder bis zwölf Uhr. Zwey Stunden werden ihnen frey gelassen, zum Essen und zur Ruhe, und von zwey bis sechs wird wieder gearbeitet. In der Mittagsstunde müssen sie etliche Bündel Gras für das Vieh sammeln, deßgleichen auch des Abends für den andern Morgen. Ordentlich ist um sechs Uhr ihre Arbeit zu Ende, manchmahl dauert sie aber auch eine oder etliche Stunden länger. Des Abends haben sie ihre Hauptmahlzeit, worauf die Frau so viel kocht, daß sie noch den andern Mittag davon übrig haben. Die härteste Arbeit haben sie in der Zuckerärnde, übrigens ist sie auch nach der Gesinnung der Herrschaft mehr oder weniger lästig.

Diese Art von Sclaven sind unter allen die rohesten; weßwegen auch der Bomba eine strenge Aufsicht auf sie haben muß. Es ist ihm zwar keine Grausamkeit erlaubt; aber ohne augenblickliche und empfindliche Züchtigung würde er sie nicht im Zaum halten können. Während der Arbeit sind sie nichts weniger als finster und traurig, sondern sie sind meisten Theils aufgeräumt und lustig. Sie plaudern, scherzen, lachen und singen Guineische Lieder. Überhaupt zeigt sich ihr Leichtsinn in allen ihren Handlungen. Wird ein Greis durch die Abnahme seiner Kräfte außer Stand gesetzt, harte Arbeiten zu verrichten, so wird ihm eine leichtere angewiesen, zum Beyspiele Wache halten, Vieh hüten, und dergl. Wird er aber völlig unver-

mögend, so ist doch nicht leicht eine Herrschaft so unbarmherzig, daß sie ihm nicht bis an das Ende seiner Tage das Gnadenbrot geben sollte.

Bey aller der Härte, welcher die Neger unterworfen sind, genießen sie doch eine weit lebhaftere Gesundheit als ihre Herren, und es ist gar nicht ungewöhnlich, daß sie ein hohes Alter erreichen. Da sie ihr Alter nicht selbst berechnen können, so muß es aus den Begebenheiten berechnet werden, die sie erlebt haben. Wenn sie einmahl in Westindien eingewohnt sind; so ist ihre Gesundheit sehr dauerhaft und gut. Die meisten Krankheiten, denen sie unterworfen sind, entstehen aus einer Verkältung; denn da sie in ihrem Vaterlande an die stärkste Sonnenhitze gewöhnt sind, so verursacht der geringste Grad der Kälte eine Veränderung in ihrem Körper. Die größte Verwüstung aber richten die Pocken unter ihnen an. Eine Art derselben bringen sie aus ihrem Vaterlande mit; es sind dieses fingerbreite Beulen, die sich an die weichern Theile des Körpers ansetzen; sie sind zwar nicht gefährlich, aber doch ansteckend; und da sie oft Jahre lang anhalten, so lassen sie sehr schlimme Folgen zurück. Von den gemeinen Kinderpocken aber werden unzählige Schwarze, junge und alte, von Zeit zu Zeit hingerissen. Wenn ein Neger krank wird, so erfordert das eigene Interesse seines Herren, alle mögliche Sorgfalt für seine Genesung anzuwenden. Auf großen Plantagen ist ein eigenes Krankenhaus, worin die Patienten verpfleget

werden; freylich darf man die Einrichtung eines solchen Hospitals nicht nach unsern Ländern beurtheilen; sie sind noch sehr vieler Verbesserungen fähig.

Wenn ein heidnischer Neger stirbt, so wird es mit seinem Begräbniß verschieden gehalten. Der Arme kommt ohne Umstände, ohne Sarg, bloß in eine Matte gewickelt, in die Erde. Haben sie sich aber in ihrem Leben etwas erspart, so wird ihm ein Sarg gemacht, der zuweilen mit Leinwand ausgeschlagen ist; er bekommt auch ein weißes Sterbekleid. Ehe er in die Erde kommt, so wird von den Leichenbegleitern ein Schmaus gehalten, der dem Verstorbenen desto mehr Ehre macht, jemehr Branntewein dabey gesoffen wird. Dabey wird getanzt, und ein rasender Lärm gemacht, den die besoffene Gesellschaft die ganze Nacht fortsetzt. Alsdenn wird erst die Leiche beerdiget. Eine Menge Neger folgt dem Sarg unter beständigem Singen und Tanzen nach, und macht mit ihren Trommeln und Calebaschen einen wilden Lärmen. Nach diesem tanzen die Negerinnen, und macheu dabey gräßliche Bewegungen des Leibes. So wie sich der Zug dem Grabe nähert, so stellen sich die Träger, als wenn der Todte keine Lust hätte, sich begraben zu lassen, und als wenn er allerhand Hindernisse machte, sich fortschleppen zu lassen. Jedes Mahl, wenn der Todte nicht fort will, kommt eine alte Negerinn zum Sarge, und klopft daran, redet mit der Leiche, und tanzt alsdenn mit den gräßlichsten Geberden. Nachdem der

Sarg endlich mit vieler Mühe in das Grab gezogen worden ist, so wird solches schnell mit Erde zugeworfen, damit der Todte nicht wieder heraus komme; und damit hat die Leichen-Ceremonie ein Ende.

Zum Beschluß wollen wir von ihrem Charakter überhaupt noch einige Anmerkungen machen. Daß derselbe äußerst schlecht sey, kann man daraus, was wir bisher gesagt haben, leichtlich abnehmen. Und wie kann es auch anders seyn? Alles, was einen Menschen verderben kann, kommt bey ihnen zusammen. Von Jugend auf sind sie gewohnt, dem blinden Triebe ihrer Leidenschaften zu folgen; keine Erziehung, keine Unterweisung verbessert ihre verdorbenen Triebe; die Härtigkeit der Sclaverey macht auch ihre Seele unempfindlich; niemand gibt sich Mühe, ihnen vernünftige Begriffe beyzubringen; böse Exempel haben sie beständig vor Augen: und nun wundere man sich, wodurch ihr moralischer Charakter so äußerst schlimm ist. Das eigene aber, wodurch sich der Negersclave vorzüglich auszeichnet, bestehet in folgenden Stücken.

Sie haben einen solchen unüberwindlichen Eigensinn, daß nichts, selbst der Tod nicht, im Stande ist, sie von ihrem einmahl gefaßten Vorsatze abzubringen. Glückt es aber einmahl, daß durch weise Strenge ihr Eigensinn besiegt wird; so sind sie hernach in der Ausübung ihrer Pflicht eben so standhaft, als sie vorher eigen-

sinnig über ihren Einfällen hielten. Hierbey verstehen sie die Kunst der Verstellung und der Lügen in aller Vollkommenheit. Werden sie einer Vergehung beschuldigt, die so gut als offenbar ist; so können sie sich mit einer Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit, die nur der Unschuld eigen seyn sollte, verwundern, wie man nur einen solchen Verdacht auf sie werfen könnte; bey ihrer Vertheidigung sind sie sich so gegenwärtig, daß man sie nicht leicht auf einem Widerspruche erwischt.

Bey aller der Niedrigkeit, worin sie leben, besitzen sie einen unerträglichen Stolz. Der Neger weiß Vorzüge in sich zu finden, die sonst niemand bey ihm entdeckt. Diejenigen, welche er vor seiner Frau zu haben glaubt, setzen ihn weit über dieselbige hinaus, und er fordert mit eben der herrischen Miene von ihr Gehorsam, wie ihn sein Herr von ihm fordert. Ja ein Sclave sieht den andern mit Verachtung an. Der eingeborne Sclave hält sich für besser, als den eingeführten, und belegt diesen mit allerhand Schimpfnahmen. Er würde unerträglich werden, wenn man ihn nicht durch Ernst und Strenge in der Niedrigkeit erhielte. Aus Stolz sind sie von Natur faul und unthätig, aber die Furcht vor der Peitsche und der Hunger macht sie arbeitsam; und dennoch kann ihr Eigensinn, nicht zu arbeiten, hierdurch nicht allemahl gebändiget werden. Aus eben dieser Quelle kommt es, daß sich die Menschenliebe des Negers nicht leicht weiter erstreckt, als auf sich selbst, und

was ihn am nächsten angeht, sein Weib und seine Kinder. Sonst ist er weder zum Theilnehmen an Anderer Wohlergehen, noch zum Mitleiden mit der Noth eines Andern zu bringen. Er achtet das Leben seiner Nebenmenschen geringe, und es kostet ihn wenig Überwindung, einen Unschuldigen zu ermorden. Der Neger ist nicht nur gegen Andere grausam, sondern er ist es auch gegen sich selbst. Der Selbstmord ist unter ihnen etwas sehr Gemeines. Die Ursachen, die bey ihnen die natürliche Liebe zum Leben überwiegen, finden sie außer ihrem gegenwärtigen Elende in ihren Vorstellungen von ihrem Zustande nach dem Tode. Wenn sie aber eine Zeitlang in Westindien gewesen sind, so verlieren sie nach und nach diese Grillen. Nicht allein Mannspersonen, sondern auch Weibspersonen, sind zum Selbstmorde geneigt. Man erzählt uns eben ein so trauriges, als wunderbares Beyspiel davon. Eine Negerinn hatte zwey Kinder, wovon sie das eine noch säugte. Sie sollte anderwärts dienen, und ihre Kinder einer alten Negerinn in die Pflege geben. Es kam ihr diese Trennung so schmerzlich vor, daß sie sich lieber entschloß, sich durch den Tod unzertrennlich mit ihnen zu vereinigen. Den Säugling legte sie auf die Erde, in Hoffnung, daß er bald von selbst verschmachten würde; den erwachsenen Knaben knüpfte sie mit eigener Hand an einen Baum, an welchen sie sich hernach ebenfalls erhenkte. Man hat Negerinnen gesehen, die sich durch einen langsamen Tod hinrichteten, und, aller angewendeten Mühe ungeachtet, sich zu Tode

hungerten. Eine derselben bewies sich außerordentlich hartnäckig. Da man ihr Speise mit Gewalt beybrachte, so fraß sie Erde und Steine; da man ihr einen Maulkorb oder Larve anlegte, worin nur ein Paar kleine Löcher zum Sehen und Athemhohlen waren; so wußte sie es möglich zu machen, Erde und Sand in den Mund zu bringen; und so starb sie.

Doch wir wollen unsere Augen von diesen traurigen Scenen wegwenden, und sehen, ob wir nicht auch die Neger auf einer vortheilhaften Seite erblicken können. Und hier können wir freylich nicht viel Gutes von ihnen sagen. Zwar wenn man unter ihren Tugenden solche verstehet, die eine Wirkung des Instincts sind, woran Vernunft und Religion keinen Antheil haben, so kann man nicht läugnen, daß man bey allen ihren schlimmen Eigenschaften auch einige gute findet. Wir wollen einige nahmhaft machen. Die Liebe der Ehegatten unter einander und gegen ihre Kinder findet allerdings unter ihnen Statt, aber Liebe gegen Andere und zärtliche Freundschaft ist eine seltene Erscheinung. Für alte Leute haben die Neger große Hochachtung, und geben ihnen den ehrwürdigen Nahmen Vater und Mutter; wenn diese unvermögend sind, so tragen sie zu ihrem Unterhalt gern etwas bey. Diejenigen, die aus den innern Gegenden von Afrika sind, zeichnen sich durch ihre große Unwissenheit in natürlichen und künstlichen Dingen vorzüglich aus; andere haben gemeiniglich ein gutes Gedächtniß. Sie lernen

die Sprache der Creolen sehr leicht, fassen auch die Arbeiten, wozu sie angewiesen werden, sehr geschwinde. In ihren Erzählungen haben sie eine gewisse Lebhaftigkeit und Einfalt, welche gefällt. Sie wissen mit Bewegungen der Hände und des ganzen Körpers ihrem mangelhaften Ausdruck nachzuhelfen. An körperlichen Geschicklichkeiten fehlt es ihnen gar nicht, und sie lernen in kurzer Zeit allerhand Arbeiten verfertigen. Sie ahmen gern nach, und dadurch werden manche Fähigkeiten in ihnen erweckt. Kurz, wenn sie gehörig bearbeitet würden, so würde der Erfolg die Mühe, die auf sie gewendet würde, gewiß belohnen.

Sitten und Meinungen der Guanchen auf den Canarischen Inseln.

Obgleich die Canarischen Inseln nicht mit zu Amerika gehören, so hatten doch die ursprünglichen Einwohner derselben so viel Besonderes, daß wir kein Bedenken tragen, ihrer Schilderung hier einen Platz zu gönnen, zumahl da die Europäer auf ihrem Wege nach Amerika zuerst zu ihnen gekommen sind. Der gemeinen Meinung nach sollen diese Inseln in den ältesten Zeiten von Afrikanischen Völkern angebauet worden seyn, welche ehemahls von den Römern dahin verbannt worden, weil sie ihre Götter gelästert hätten. So viel ist gewiß, daß diese Völker eine Sprache gehabt haben, die weder mit der Römischen noch Arabischen vermischt gewesen. Man weiß, daß viele der Meinung sind, daß diese Inseln eben diejenigen wären, die den Alten unter dem Nahmen der glücklichen Inseln bekannt gewesen sind; jedoch diese geographische und antiquarische Untersuchung geht uns hier nichts an. Die Einwohner derselben, die von den Europäern da angetroffen worden sind, werden uns von den Reisebeschreibern sehr vortheilhaft geschildert. Sie waren schön von Gestalt, wohl gebildet, und von guter Leibesbeschaffenheit. Den alten Traditionen zu Folge, sollen auch Riesen ehemahls auf diesen Inseln

gewohnt haben. Man erzählt, daß man noch eine Hirnschale von einem gefunden habe, worin achtzig Zähne gewesen wären, auch einen Körper, funfzehen Fuß lang. Unstreitig ist diese Ausmessung allzusehr übertrieben, als daß wir ihr Beyfall geben könnten; doch man will an mehrern Orten ehemahls solche große Personen gefunden haben, dergleichen man heutiges Tages nirgends mehr findet. Die Liebe zum Wunderbaren und Außerordentlichen hat den Maßstab nur gar zu oft vergrößert.

Einer der wichtigsten Puncte, die wir in dem Charakter eines Volks bemerken, betrifft, wie wir schon mehrmahls erinnert haben, seine Religionsbegriffe. Einige Reisebeschreiber erklären die Guanchen, so werden sie von den Spaniern genannt, schlechtweg für Gotteslängner. Es ist aber unläugbar, daß die Unwissenheit der Europäer die Völker in den entlegensten Gegenden oftmahls ganz falsch vorgestellet haben; daher entstehen, so wie in vielen andern Stücken, also auch in der Religionsschilderung, zwischen den Alten und Neuen so große Widersprüche. Neuere Nachrichten von diesen Völkern versichern uns, daß sie wirklich ein höchstes Wesen erkannt haben, welches sie mit verschiedenen Nahmen benannten, zum Beyspiele, Achuhurahan, Achuhunahar, Achguagaxerax. Man erklärt diese Nahmen, daß sie den höchsten, den größten, den allgemeinen Beschützer anzeigten. Wenn sie entweder zu viel oder zu wenig Regen haben, oder durch andere Trüb-

sale gedrückt werden; so bringen sie ihre Schafe und Ziegen an einen Ort; sie sondern die Jungen von ihren Müttern ab, und richten alsdenn ein allgemeines Blutbad unter ihnen an. Sie bilden sich ein, dieses werde den Zorn des höchsten Wesens besänftigen, und es bewegen, ihnen dasjenige zu schicken, was sie nöthig hätten. Dieses ist alles, was man von ihren Religionsübungen hat erfahren können.

Sie haben auch einige Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele, und von den Strafen nach dem Tode. Sie glauben, es sey ein Ort vorhanden, wo die bösen Menschen unaufhörlich gemartert würden. Diesen Ort setzten sie ehemahls in den Pico auf Teneriffa. Auf der Südseite dieses Berges ergossen sich von Zeit zu Zeit Ströhme von schwefliger Materie. An der Spitze des Berges brachen besonders zur Sommerszeit Flammen heraus. Wenn man in die Kluft einen Stein hinab warf, so klang es nicht anders, als ein Gefäß von hohlem Erz, welches mit der größten Stärke von einem ungeheuren Gewichte geschlagen würde. Die Spanier nannten diese Kluft im Scherz den Teufelskessel, worin alle Speisen der Hölle gekocht würden. Die Einwohner aber glaubten im Ernst, es sey die Hölle, worin die Seelen ihrer Vorfahren, welche nichts getaugt hätten, gequält würden; die Guten und Tapfern aber begäben sich in das angenehme Thal, wo jetzt die Stadt Lagura liegt. Es ist dieses die schönste Gegend in der Welt, welche die beste Himmelsluft und

schönste Aussicht hat. Dieser ist ihr Paradies, so wie die Kluft auf dem Pico die Hölle. Diese nennen sie Echeyde, und den Teufel Gnajotta. So viel man aber weiß, haben sie keinen Umgang mit ihm. Doch gibt es eine Art Zauberer unter ihnen, die sich insonderheit mit dem Beschwören der Schlangen abgeben.

Einige, besonders von den Vornehmen, bekennen sich zur Muhamedanischen Religion, doch sind sie sehr wenig darin unterrichtet; und sie beobachten sie mehr aus Staat, als aus innerm Gefühle; denn sie sagen, daß es für sie, als die Herren des Landes, schändlich seyn würde, so wie das gemeine Volk, ohne Religion zu leben. Diese Herren haben meisten Theils einige Araber bey sich, in deren Begleitung sie ihre Religionsübungen vornehmen. Sie haben eine Art von Moskeen, die sie zur öffentlichen Andacht widmen, und diese sind gewöhnlich in den Vorhöfen ihrer Häuser. Wenn derjenige, der seine Andacht verrichten will, da hinein gehet, so hebt er zuerst die Augen in die Höhe, darauf gehet er zwey Schritte vorwärts, murmelt einige Worte, darauf legt er sich auf den Fußboden, und küßt ihn. Diejenigen, die ihn bey dieser Ceremonie begleiten, thun das Nähmliche. Diese Handlung wird eben bis zwölf Mahl wiederhohlet, nach deren Endigung sie nach Hause gehen; und darin bestehen alle ihre gottesdienstlichen Verrichtungen.

So roh und unwissend sie in der Religion

waren, eben so wild und unbeständig waren sie in ihren übrigen Umständen. In bürgerlichen Dingen hatten sie noch einige Ordnung. Sie hatten einen König über sich, und erkannten sich für seine Unterthanen. Wer einmahl diese Würde bekleidet hatte, auf dessen Familie wurde sie durch die Erbfolge fortgepflanzt. Bey dem Regierungsantritte eines neuen Herren hatten sie die besondere Gewohnheit, daß sich einige junge Personen darbothen, als ein Opfer für ihn zu sterben. Die Sache ging also zu. Der neue König gab beym Antritte seiner Regierung ein großes Fest. Dieses zu verherrlichen wurden alle diejenigen, die bereit waren, ihrem Herrn diesen grausamen Beweis einer unverstellten Treue und Ergebenheit zu geben, eingeladen. Diese wurden alsdenn unter Begleitung vieler Menschen auf eine Klippe, die über ein tiefes Thal hervor ragte, geführt. Hier murmelten sie einige Worte, und verrichteten unterschiedliche Ceremonien, und alsdenn stürzte sich das freywillige Opfer in den Abgrund hinunter, und zerschmetterte. Man mag sich noch so viele Mühe geben, so kann man keine auch nur mittelmäßig scheinbare Ursache von dieser barbarischen Gewohnheit angeben, es müßte denn seyn, daß diese Selbstmörder den König durch die Grausamkeit, die sie an sich ausübten, desto fester mit ihren Familien zu verbinden gesucht haben; denn der König hielt sich verbunden, für diese blutige Huldigung die Anverwandten der Geopferten mit außerordentlicher Ehre und Gnade zu überhäufen.

Die Könige dieser Insulaner waren sehr armselige Herren, wenn man sie gegen andere Könige einiger wilden Nationen vergleicht. Wenn die Größe und Macht eines Königs auf dem Wohlstande seiner Unterthanen beruht, so muß ein Canarischer Herr eine armselige Figur machen. Sie haben keine ummauerten Städte, sondern nur Dörfer mit Strohhütten. Der König hält sein Hoflager in natürlichen Höhlen, oder hohlen Felsen, und man findet solche Residenzen noch heut zu Tage häufig auf den Canarischen Inseln. Der König hatte keine gewissen Einkünfte, sondern die Vornehmen des Landes beschenkten ihn zur Erhaltung seiner Gewogenheit jährlich mit einigen Pferden sammt dem Zeug, mit Kühen, Ziegen, und andern Thieren und Früchten. Der König erhielt sich bloß von Räubereyen, und brachte so wohl seine, als die benachbarten Unterthanen in die Sclaverey. Einen Theil von denselben ließ er die ihnen angewiesenen Ländereyen bauen, und den andern verhandelte er an die Arabischen Kaufleute, welche mit ihren Pferden zum Tausch gegen Menschen hierher kamen. Der einzige Vorzug, den sie hatten, bestand in einer großen Begleitung von Menschen, wenn sie ausgingen, und in einer großen Anzahl Weiber: denn obgleich die Vielweiberey durchgehends bey ihnen eingeführt war; so übertraf doch der König an Menge der Weiber alle seine Unterthanen. Er hatte ihrer allezeit gegen dreyßig, und unterschied sie nach ihrer Abstammung und dem Range derjenigen, deren Töchter sie waren. Er hielt ihrer

je acht und zehen beysammen in gewissen ihm zuständigen Plätzen und Dörfern. Jede hatte ein besonderes Haus zu ihrem Aufenthalte, und eine bestimmte Anzahl junger Weibsbilder zu ihrer Bedienung, die aber bey dem Könige oft die Stellen der Frauen vertraten, ohne daß sich diese darüber beschweren durften: denn die Mode brachte es bey den Canariern so mit sich. Außer diesen wurden ihnen auch eine Anzahl Sclaven gehalten, welche das Feld bauen mußten, von dessen Einkünften die Königinnen lebten. Sie hatten auch Ziegen und Kühe zu ihrem Unterhalt. Wenn nun der König in eines von diesen Dörfern kam, so brachte er keinen Vorrath mit sich, sondern die Königinnen waren verbunden, ihn, so oft er kam, auf ihre Kosten zu erhalten. Jeden Morgen, bey Aufgang der Sonne, bereitete jede von den Weibern in dem Platz, wo er ankam, drey oder vier Schüsseln von verschiedenen Speisen, als Fleisch, Fisch und andern Nahrungsmitteln, nach ihrer Art; und diese wurden durch Sclaven in des Königs Speisezimmer gebracht, damit, wenn Se. Majestät zu speisen beliebten, sie alles bereit fänden. Wenn nun der König von alle dem, was ihm gefiel, gegessen hatte, so bekamen seine Begleiter das Übrige. Die Zurüstung aber war gemeiniglich so sparsam, daß sie sich fast niemahls überaßen. So reiste er von einem Orte zum andern, und bekam dadurch eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Bey aller ihrer armseligen Einrichtung hatten dennoch die Canarischen Könige einen uner-

träglichen Stolz. Sie hatten niemahls weniger als zwey hundert Schwarze zur Begleitung, die von Zeit zu Zeit abwechselten, und außerdem begaben sich auch aus den benachbarten Gegenden viele Leute an seinen Hof. Er ließ sich nur des Morgens eine Stunde, und des Abends eine kurze Zeit sehen. Der Stolz dieser Monarchen erhellte am meisten, wenn sie Audienz gaben. Derjenige, der mit ihnen sprechen wollte, mußte sich ganz nackend ausziehen, nur die Felle ausgenommen, die seine Scham bedeckten; darauf fiel er in dem Augenblick, wenn er vor dem König erschien, auf seine Knie, und beugte den Kopf bis an die Erde, und bedeckte endlich mit beyden Händen Kopf und Schultern mit Sand. In dieser Stellung blieb die Person eine lange Zeit liegen, und rutschte auf den Knien fort, bis er an den König kam. Wenn er bis auf zwey Schritte vor den König gekommen war, so blieb er knien, und erzählte sein Anbringen, fuhr aber beständig fort zum Zeichen seiner Demuth mit dem Kopf auf dem Sande zu liegen. Während dieser Zeit that der König nicht, als ob er ihn merkte, sprach mit andern Leuten, und ertheilte ihm endlich in wenig Worten Antwort. So groß war auf der einen Seite der Stolz, und auf der andern die Unterwürfigkeit.

Dennoch fehlte es nicht an allerhand Staats-Revolutionen. Wir wollen nur eine derselben anführen. Die Insel Teneriffa wurde lange Zeit von einem Könige Adexe beherrscht, wider welchen endlich seine Söhne, da er alt wurde, ei-

ne Verschwörung anspannen, und ihn vom Throne stürzten. Sie konnten sich nicht unter einander vereinigen, und theilten also das Königreich unter sich. Nunmehr regierten auf dieser Insel neun Könige, die beständig einander in den Haaren lagen. Ihre Kriege aber hatten bloß zur Absicht einander das Vieh zu stehlen, insonderheit trachteten sie den sprenglichten Ziegen sehr nach, als welche bey ihnen in großem Ansehen standen. Ihre Waffen waren nur Steine, und Gewehre wie Wurfspieße, an deren Spitzen sich sechs scharfe Hörner, anstatt des Eisens, befanden. Diejenigen, welche dergleichen nicht hatten, brannten ihre Gewehre vorn an der Spitze, und dadurch wurden sie so hart, als Eisen. Auf einigen andern Canarischen Inseln machten sie mit ihren Königen, so sehr sie sie auch äußerlich verehrten, nicht viel Umstände. Gemeiniglich erwählten drey oder vier von den vornehmsten Herren einen zum Könige nach ihrem Gefallen, und dieser regierte so lange, als es ihnen beliebte. Sie setzten sie auch wieder, wenn sich ihre Gesinnung änderte, mit eben so wenigen Umständen ab. Doch gab es oftmahls auch gewaltige Stöße dabey, wenn der König so viel Macht hatte, sich zu vertheidigen. Sie hatten, wenn es zum Krieg kam, nicht viele Waffen, aber desto herzhafter schlugen sie zu, und keiner von ihren Streichen fiel vergebens. Sie waren ungemein verwegen, und ließen sich lieber auf der Stelle todt schlagen, als daß sie ihr Leben mit der Flucht zu retten hätten suchen sollen. Heut zu Tage, nachdem die Canarischen

Inseln unter Europäische Bothmäßigkeit gekommen sind, fallen diese Beschreibungen mit einander weg, und die wenigen Einwohner, die von den Alten abstammen, sind ganz in die Europäische Form ihrer Beherrscher metamorphosirt; deßwegen können wir auch von ihrer politischen Einrichtung nichts mehr sagen. Wir wenden uns nun zu ihren häuslichen Umständen.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, erhellet deutlich, daß die Guanchen auf den Canarischen Inseln ein rohes ungesittetes Volk waren. Jeder nahm so viel Weiber, als ihm beliebte; doch mußte die Mannsperson erst um die Einwilligung der Ältern der ausgesuchten Braut anhalten. Wenn sie solche bekommen hatte, so wurden wenig Ceremonien mehr vor der Vollziehung der Ehe gemacht. Aber so leicht ihre Ehen geschlossen wurden, eben so leicht wurden sie auch wieder getrennt. Denn wenn die Eheleute Lust hatten, sich wieder von einander zu scheiden, so konnten sie sich wieder trennen, und andere heurathen, nur mit der Einschränkung, daß alle ihre Kinder, die sie nach der Ehescheidung zeugten, unehelich waren, und für Hurenkinder gehalten wurden. Der König allein war wegen der Erbfolge von dieser Gewohnheit befreyet, und dieser konnte auch seine eigene Schwester heurathen, welches sonst niemanden erlaubt war. Beyde Geschlechter waren sehr geil, und die Männer dermaßen eifersüchtig, daß sie auch ihren Söhnen nicht traueten, in die Häuser zu gehen, wo sich ihre Weiber aufhiel-

ten. Bey der Geburt eines Kindes hatten die alten Canarier eine Gewohnheit, wovon man etwas Ähnliches auch bey einigen andern heidnischen Völkern in Afrika antrifft. Es wurde nähmlich dem neugebornen Kinde von einer dazu bestimmten Frau Wasser aufs Haupt gegossen, und diese Frau wurde von der Zeit an als eine Verwandte vom Hause angesehen, und aus der ganzen Familie war es niemanden erlaubt, sie zu heurathen. Mit der Erziehung ihrer Kinder geben sie sich nicht viel ab. In der Jugend gaben sie solche den Ziegen zu säugen, und ließen sie aufwachsen, wie sie wollten. Wenn sie zu Jahren kamen, so übten sie sich aus Nachahmung ihrer Ältern im Springen, Rennen, Steinwerfen und Tanzen.

Übrigens hatten sie viele natürliche Ehrlichkeit. Es war ein unverbrüchliches Gesetz unter ihnen, daß, wenn einer von ihren Soldaten einem Frauenzimmer entweder öffentlich, oder heimlich eine Grobheit erwiesen, solcher gewiß getödtet wurde. Sie hatten nichts Eigenes, und baueten das Land mit Ochsenhörnern. Sie wußten ehemahls im geringsten nichts von dem Gebrauche des Feuers zum Kochen, und hatten einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Viehschlachten. Wenn sie daher Spanier gefangen bekamen, so brauchten sie sie, um den Ziegen die Haut abzuziehen, und sie auszuweiden, welches sie für die niederträchtigste und unehrlichste Beschäftigung hielten. Weil sie nichts vom Eisen wußten, so bedienten sie sich der Feuersteine,

um damit zu schaben. Jede Gemeinde hatte stets zwey Oberherren, einen lebendigen und einen todten. Wenn der Fürst starb, so nahmen sie den Leichnam, nachdem sie ihn gewaschen hatten, und stellten ihn aufgerichtet in eine Höhle; sie gaben ihm einen Stab in die Hand, und setzten einen Eimer Milch und Wein an seine Seite, damit er sich auf der Reise laben könnte.

Übrigens sind die noch vorhandenen Guanchen ein frisches und starkes Volk, geschlank und hager, von schwarzgelber Farbe, mit breiten flachen Nasen, von einer lebhaften behenden Gemüthsart. Sie machen nicht viel Worte, und sprechen leise, essen aber außerordentlich viel, so daß einer von ihnen (mirabile dictu!) zwanzig Kaninchen und eine ganze Ziege auf einmahl soll aufessen können. Zu ihrer ordentlichen Speise gebrauchen sie Gerste und Bohnen. Weitzen war ihnen vor der Ankunft der Europäer gänzlich unbekannt. Sie dörreten ihre Gerste am Feuer, und zerrieben sie in Handmühlen. Das Mehl kneteten sie mit Wasser, Milch oder Butter, und dieses war ihr gewöhnliches Brot. Zuweilen aßen sie auch Schaf- Ziegen- und Schweinefleisch, aber dieß war nicht ihre ordentliche Kost, sondern es geschah nur bey feyerlichen Zusammenkünften. Alsdenn theilte der König Ziegen und Brot unter sie aus. Die ganze Gesellschaft kam vor den König, und ließ ihre Geschicklichkeit im Springen, Laufen, Ringen, Tanzen und andern Übungen sehen. Wenn die Saatzeit kam, so wies der König einem jeden

ein Stück Feld an, welches sie bearbeiten mußten; alle übrige Arbeit aber wurde von den Weibern verrichtet. Ehemahls tranken sie keinen Wein; sie machten aber zu ihrer Ergetzlichkeit eine Art Honig. Sie hatten eine Frucht, Mozan genannt, so groß wie Erbsen. Anfänglich ist diese Frucht grün, nach und nach wird sie roth, und wenn sie reif ist, schwarz. Hieraus pressen sie einen Saft, den sie Joya nennen, und dieß ist ihr Honig. Eben diese Frucht aber brauchen sie auch als eine Arzeney. Sie legen die Frucht eine Woche lang in die Sonne, alsdenn zerbrechen sie sie in Stücke, und kochen sie in Wasser zu Syrup; diesen trinken sie als eine Arzeney wider den Durchlauf und Rückenschmerzen.

Zu ihren Kleidern brauchen sie nicht viel. Ein kurzer Rock von Schaffellen ohne Falten, mit einem Halskragen und Ärmeln, der mit Riemen von eben dem Leder befestigt ist, macht ihre ganzen Kleiderpracht aus. Diese Kleidung, die sie Tomarce nannten, tragen Manns- und Weibspersonen. Die Weiber aber tragen der Ehrbarkeit wegen noch eine andere Bedeckung darunter, welche einer langen Cassake ohne Ärmeln nicht unähnlich ist, und bis auf die Erde geht. Bey aller Rauhigkeit ihrer Sitten halten sie es für unanständig, wenn ein Frauenzimmer mit bloßen Brüsten und Füßen geht. In dieser Kleidung leben und sterben sie, und werden auch darin begraben. Die vornehmen Herren aber tragen Kleider von gewebtem Kattun, wovon sie mehrere Stücke zusammen nähen, und einen

Kittel von der gemeinen Form daraus zusammen setzen.

In den Leibesübungen sind die Guanchen sehr munter und dreist. Sie springen die höchsten Berge herunter, und hüpfen von einem Felsen zum andern. Sie thun dieses auf folgende Art. Erstlich schwingen sie ihre Lanze dreymahl, und zielen damit nach der Spitze eines Stückes vom Felsen; indem sie nun hinab gehen, schlagen sie ihre Füße dicht an den Stab, und heben also ihren Leib in die Luft. Die Spitzé von der Lanze kommt zuerst an den Ort, und verhindert den Fall, worauf sie denn sachte an dem Stabe hinunter glitschen, da sie denn zuweilen zehen Klafter weit auf einen Satz springen sollen. Sie berühren mit ihren Füßen die Spitze von einem Felsen, der nicht einen halben Fuß breit ist. Sollten aber wohl nicht manche Lehrlinge, ehe sie diese Geschicklichkeit bekommen, den Hals brechen? Ganz vermuthlich geschieht dieses. Man sagt, daß sie mit der größten Kunst und Behendigkeit die steilesten Felsen und schroffsten Hügel hinauf klettern, ingleichen mit den Steinen auf ein Haar werfen können. Noch eine andere Geschicklichkeit schreibt man ihnen zu; sie sollen nähmlich so stark pfeiffen können, daß man es fünf Meilen weit hören kann; ja ein Spanischer Schriftsteller sagt, daß wenn man bey einem stünde, der recht laut pfiffe, man in vierzehn Tagen nicht hören könnte. Wahrhaftig, das muß ein Pfiff seyn!

Die Art, wie die Guanchen ihre Todten begraben, verdient noch eine besondere Beschreibung. Ein Engländer, Nicols, erzählt uns, daß er von Guimar, einer Stadt, die meistens noch von den alten Guanchen bewohnt sey, in Gesellschaft einiger von ihnen hingegangen sey, die Höhlen, worin sie ihre Todten beysetzen, zu besehen. Diese Gewogenheit erzeigen sie jemanden sehr selten, indem sie gegen die Leichname ihrer Vorfahren eine große Ehrfurcht haben, und sie selten besuchen, aus Furcht, sie möchten die Todten beunruhigen. Die Leichname sind in Ziegenfelle, mit Riemen von eben solchen Häuten, auf eine besondere Art eingenähet. Die Häute werden sehr dicht und knapp auf die Leichname eingepaßt. Die Leichname, die man in diesen Höhlen findet, sind meisten Theils noch ganz. Man findet an ihnen noch die Augen, wiewohl geschlossen; die Haare auf ihren Köpfen, die Ohren, die Nase, die Zähne, die Lippen, und der Bart sind noch vollkommen, nur daß sie eine andere Farbe haben, und ganz eingeschrumpft sind. Es liegen ihrer oft drey bis vierhundert in einer solchen Höhle beysammen. Einige stehen aufrecht, andere liegen auf ihren Betten von Holz, welches entweder von Natur, oder durch die Kunst so hart ist, daß kein Eisen durchdringen kann. Bey denjenigen, welche aufrecht stehen, sind die Füße unterstützt. Die Körper sind so leicht, als wenn sie von Stroh gemacht wären, übrigens aber sind die Nerven und Sehnen sehr genau zu beobachten. Es war ein Stamm unter ihnen, welcher die Kunst, die Körper auf eine

solche Art von der Verwesung zu bewahren verstand, sie aber so geheim hielt, daß er sie keinem Menschen offenbarte. Diejenigen, die aus diesem Stamme diese Kunst verstanden, heuratheten in keinen andern Stamm, damit die Kunst ja nicht ausgebreitet werden möchte. Als die Spanier die Canarischen Inseln einnahmen, wurde dieser ganze Stamm ausgerottet, und die ganze Kunst ging verloren. Bloß durch mündliche Sagen haben sie einige Materialien erhalten, die zu dieser Sache gebraucht wurden. Sie nahmen nähmlich Butter mit Bärenschmalz vermischt, und kochten darin gewisse Kräuter, welche häufig bey ihnen wuchsen, zum Beyspiel wilden Lavendel, und ein Kraut Lara genannt, von einer sehr gummigen und klebrigen Substanz, ingleichen eine Art Erdäpfel, und wilden Salbey, ingleichen noch einige unbekannte Kräuter; daraus kochten sie einen vollkommenen Balsam. Wenn dieser zubereitet war, so nahmen sie erstlich alles Eingeweide aus dem Körper heraus, und wuschen ihn mit einer Lauge, die aus der Rinde von Fichtenbäumen gemacht war. Sie trockneten ihn darauf, des Sommers in der Sonne, und des Winters im Ofen. Dieses wiederhohlten sie oftmahls hinter einander. Darauf fingen sie ihre Salbung so wohl innerlich, als äußerlich an, und trockneten den Körper wie zuvor. Dieses thaten sie so lange, bis der Balsam durch den ganzen Leib gedrungen war, und die Muskeln in allen Theilen durch die zusammen gezogene Haut erschienen, und der Körper überaus leicht war. So lange die Tage dieser Sal-

bung dauerten, und gewöhnlich dauerten sie funfzehen Tage, beobachten die Verwandten des Verstorbenen die Trauer. Hierauf näheten sie den Leichnam in Ziegenhäute ein, und trugen ihn in die Höhlen. Ihre alten Leute sagen, daß sie über zwanzig solcher Höhlen hätten, worin die Körper ihrer Könige und anderer vornehmen Personen beygesetzt wären; viele von denselben sind, ungeachtet sie die Einwohner sehr geheim hielten, von den Europäern entdeckt worden. In eben diesen Höhlen hat man Urnen gefunden, die von einer so festen Materie waren, daß sie nicht zerbrochen werden konnten. Im übrigen redet man von den Guanchen so, als von Völkern, die ehemahls in einem Winkel der Erde unbekannt gelebt haben, und auch jetzt, da sie größten Theils vertilgt sind, keine Neugierde erregen, ihre alten Gebräuche aufzusuchen: deßwegen ist auch ihre Schilderung von uns so gar sehr in die Kürze gezogen worden.

Sitten und Meinungen der Mexikaner.

Die Mexikaner sind bey weitem eine der wichtigsten Völkerschaften in ganz Amerika. Sie bewohnten eines der größten Reiche, indem es sich von Nordwest gegen Südwest auf mehr als sechs hundert Meilen, und von Osten gegen Westen an manchen Orten über zwey hundert und funfzig Meilen erstreckte. Sie waren nebst den Peruanern die ersten Völker in Amerika, die den Anfang gemacht haben, sich beständige Wohnsitze aufzuschlagen, und eine gewisse Ordnung und Polizey unter sich einzuführen. Wir treffen bey ihnen mehr Cultur an, als bey irgend einem andern Amerikanischen Volke. Ohne fremde Beyhülfe und Anleitung, bloß durch ihr eigenes Nachdenken und Erfahrung, haben sie sich aus dem Stande der rohen Natur heraus gearbeitet, und sind zu einer gewissen Höhe gestiegen; sie lassen uns in vielen Stücken die Wege sehen, auf welchen der sich selbst gelassene menschliche Verstand zu mehreren Kenntnissen gelangt. Vergleichen wir sie mit den Caraiben, so werden wir manche fruchtbare Beobachtungen daraus ziehen können. Dieses sind Gründe genug, die uns die Schilderung ihrer Sitten wichtig und interessant machen können. Wir wollen sie nach unserm erwählten Plane stückweise untersuchen.

Erster Abschnitt.

Ursprung und älteste Geschichte der Amerikaner.

Die alte Geschichte dieses Amerikanischen Volks ist, wie bey allen, mit vielen Fabeln untermengt, die durch mündliche Fortpflanzung von einem Geschlecht auf das andere gekommen, und von dem gemeinen Haufen für Wahrheit angenommen worden sind. Wir wollen einige derselben anführen. Sie reden von einer allgemeinen Überschwemmung, wodurch alle Menschen und Thiere zu Grunde gegangen wären; doch habe sich ein einziger Mann und eine Frau durch ein kleines Fahrzeug gerettet. Sie geben dem Manne den Nahmen Coxcox, und seiner Frau, Chichequetzal. Dieses glückliche Paar kam an das Gebirge, womit das Thal des Mexikanischen Sees umgränzt wird, und zwar an den Fuß des Berges Culhuacan. Hier zeugten sie eine große Anzahl Kinder, die aber alle mit einander stumm zur Welt kamen. Endlich erschien eine Taube, setzte sich auf einen sehr hohen Baum, und begabte sie mit der Sprache. Allein weil keiner den andern verstand, so beschlossen sie von einander zu ziehen. Funfzehen Hausväter hatten das Glück, einerley Sprache zu reden; diese blieben beysammen, und suchten sich

gemeinschaftlich einen neuen Wohnplatz, der ihnen bequem wäre. Sie wanderten über hundert Jahre herum, ehe sie eine beständige Wohnung fanden. Zuletzt kamen sie an einen Ort, den sie Atzlan nannten; von hier setzten sie ihre Reise weiter fort, und kamen erstlich nach Chiapultepeque, sodann nach Culhuacan, und endlich an den See, wo sie eine Stadt erbaueten, woraus in der Folge der Zeit die Stadt Mexiko entstanden ist. Die Mexikaner hatten bey der Ankunft der Spanier eine Bilderschrift, worauf der Weg dieser Leute abgeschildert war, und wovon noch jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien ein Stück aufbehalten wird.

In der Provinz Mechoacan haben sie noch eine andere Nachricht, welche aus sehr alten Quellen hergeleitet ist. Ihre Begriffe von dem Ursprunge aller Dinge scheinen weit älter zu seyn, als alle heidnischen Fabeln. Sie erzählten, Gott habe aus der Erde einen Mann und eine Frau erschaffen. Diese beyden Muster des menschlichen Geschlechts hätten sich einst in Wasser gebadet, dabey aber ihre Gestalt verloren; allein es habe ihnen ihr Urheber selbige durch eine Vermischung von allerley Metallen wieder gegeben, und von ihnen stammten alle Völker ab. Da aber nachgehends die Menschen ihre Schuldigkeit und ihren Ursprung in eine gänzliche Vergessenheit gesetzt hätten; so wären sie durch eine allgemeine Sündfluth gänzlich vertilget, und nur ein einziger Indianischer Priester verschont geblieben. Dieser habe sich mit seiner Frau

und seinen Kindern in einen hölzernen Kasten gesetzt, auch viele Thiere und vortreffliches Samenwerk zu sich genommen; nach Ablauf des Wassers habe er einen Vogel, Aura genannt, fliegen lassen, der aber, nachdem er mit vielen andern in Freyheit gesetzt worden, nicht wieder gekommen ist. Wenn diese Nachricht ächt-Amerikanisch ist, so ist sie auch für uns von großer Wichtigkeit.

Alle Mexikanischen Nachrichten stimmen darin überein, daß nach jener allgemeinen Überschwemmung ihr Land nach und nach bevölkert worden, und daß die ersten Bewohner derselben Wilde gewesen sind; Leute, die sich im Gebirge aufgehalten, und weder Ackerbau getrieben, noch den geringsten Gottesdienst, oder ordentliche Einrichtung gehabt, sondern von der Jagd und von Wurzeln gelebt, des Nachts aber in Höhlen und Gebüschen geschlafen hätten. Die Weibspersonen trieben eben diese Beschäftigung, und banden während derselben ihre Kinder an die Bäume. In einigen Einöden von Mexiko findet man noch wirklich solche Wilde, die ein redender Beweis von der Beschaffenheit der ältesten Einwohner dieses Landes sind. Wenn die gesittetern neuern Mexikaner, und nachher die Spanier auf sie los gingen; so nahmen sie ihre Zuflucht in die ungeheuern Wälder, lebten daselbst von dem Wild, das sie todt schlugen, und konnten auf keine Weise bezwungen werden. Diese ersten Einwohner nennen sie Otomies und Chichimequen, das ist, Leute, die von der Jagd und von

Wurzeln leben. Von den ersten Bewohnern dieses Landes, den vorhin gemeldeten funfzehen Hausvätern, sollen ihrer sieben eine bessere Denkungsart, als die andern, gehabt, und sich deßwegen von ihnen abgesondert haben. Diese ließen sich weiter nordwärts nieder, in demjenigen Lande, welches man heut zu Tage Neu-Mexiko nennt, und stifteten daselbst sieben Geschlechter. Weil sie vergleichungsweise etwas besser waren, als ihre Brüder, von denen sie ausgegangen waren, so nannten sie sich insgesammt Navatlaker, jede Familie aber hatte wieder ihren besondern Unterscheidungsnahmen. In ihren Hieroglyphen stellen sie diesen ihren Ursprung unter sieben Höhlen vor, woraus sie gekommen wären, das Land zu bevölkern.

Diese sieben Völkerschaften vereinigten sich endlich unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupt, Quazalcoal, und als ihnen die rauhe Gegend, die sie eingenommen hatten, nicht mehr gefiel, so zogen sie mit Heereskraft aus, und bemächtigten sich desjenigen Landes wieder, welches die wilden Otomies bisher inne hatten. Das eigentliche Jahr dieser Auswanderung läßt sich nicht so genau bestimmen. Sie zogen nicht auf einmahl aus, sondern nachdem es der eine oder der andere Stamm für gut fand, so trat er seine Wanderung an. Auf ihrer Reise richteten sie sich nach dem Orakel eines gewissen Götzen, den sie mit sich führten. Wie ihnen dieser befahl, entweder stille zu liegen, oder fort zu ziehen; so richteten sie ihre Reise ein. Sie be-

setzten zuerst die Küsten des Mexikanischen Sees. Wie nun die folgenden Stämme nachkamen, und die Ebenen besetzt fanden, so zogen sie sich über das Gebirge, und baueten sich daselbst in einer fruchtbaren Gegend an; sie breiteten sich auch auf der Morgenseite aus, und errichteten auch da verschiedene Städte. Es suchten sich zwar die alten Einwohner dieser Gegend, die ungeschliffenen Otomier und Chichimequen, ihnen zu widersetzen; aber sie konnten nichts ausrichten, sondern sie mußten sich in die dichten Wälder zurück ziehen, und setzten daselbst ihre wilde Lebensart fort. Diese Völker lebten in der größten Einigkeit unter einander, breiteten sich immer weiter aus, und baueten unterschiedene Städte. Die in den Wäldern zerstreueten wilden Otomier wurden dadurch gereizt, ihrem Beyspiele zu folgen, und befleißigten sich auch einer gesitteten Lebensart. Allein ob sie sich gleich in einige Gesellschaft vereinigten; so blieben sie dennoch auf ihren Gebirgen, und wollten mit ihren Nachbarn keine Gemeinschaft haben.

Sechs Stämme der Navatlaker hatten sich nunmehr in verschiedenen Gegenden des nachherigen Mexikanischen Reiches nieder gelassen, und genossen die Ruhe, die sie wünschten, ohne von den Otomies beeinträchtiget zu werden. Sie hatten aber auf der Seite des so genannten Schneegebirges einige Nachbarn, die uns von einer riesenmäßigen Größe beschrieben werden. Diese wollten die neuen Nachbarn nicht dulden, sondern griffen zu den Waffen, um sie von ihren

Gränzen weg zu treiben. Sie verließen sich auf ihre Größe, und versprachen sich einen glücklichen Ausgang des Kriegs. Die Navatlaker auf ihrer Seite aber zweifelten, daß sie ihnen an Gewalt gewachsen wären, und nahmen deßwegen ihre Zuflucht zur List. Diejenigen, die zunächst an sie gränzten, waren die Tlascalteker. Diese machten einen verstellten Frieden mit ihnen, stellten große Gastgebothe an, und luden die bisherigen Feinde, die nunmehr ihre Freunde waren, dazu ein. Sie aßen und tranken mit einander, und waren fröhlichen Muths. Als die Riesen wohl berauscht waren, nahmen ihnen ihre neuen Bundesgenossen ihre Waffen, die in großen Keulen, Schläudern, und hölzernen Schwertern bestanden, heimlich hinweg. Sie hatten vorher einige bewaffnete Mannschaft in die Wälder versteckt, die nun auf ein gegebenes Zeichen plötzlich heraus fielen, und die Riesen angriffen. Die Tlascalteker zogen nunmehr die Maske ab, und machten mit jenen gemeinschaftliche Sache. Die Riesen erwachten aus ihrem Taumel, und wollten zu ihren Waffen greifen; aber sie waren verschwunden. Sie rissen Bäume aus der Erde, schlugen damit um sich, und wehrten sich wie betrunkene Helden. Allein gegen die nüchternen Tlascalteker konnten sie nichts ausrichten. Sie wurden insgesammt nieder gehauen.

In dieser Verfassung lebten sie nunmehr ungefähr drey hundert Jahre in vollkommener Ruhe; sie heuratheten unter einander, und mach-

ten gute Anordnungen, welche sie so viel, als möglich war, zu erhalten suchten. Auf einmahl aber kam auch das siebente Geschlecht der Navatlaker, welches bisher in den nördlichen Gegenden geblieben war, aus seinen Höhlen heraus, und zog, wie die andern, durch die Landschaft Atzlan und Teculhuacan. Es waren dieses die Mexikaner, die sich nach ihrem Oberhaupte, Mexi, also benannten. Sie verehrten einen Götzen Vitzilipuzli, und dieser befahl ihnen, ihr Land zu verlassen, und ein anderes zu suchen; er versprach ihnen alles Glück, und die Beherrschung eines mächtigen Reichs, zugleich auch, daß sie über alle die Stämme, die vor ihnen ausgezogen wären, die Oberherrschaft bekommen würden. Auf dieses Versprechen zogen sie aus, und führten auch ihren Abgott mit sich, den vier Priester in einem von Binsen geflochtenen Kasten trugen. Diese Priester waren die Mittelspersonen, durch welche er ihnen seine Befehle bekannt machte. Er befahl ihnen, wenn sie stille liegen, oder aufbrechen, und wohin sie ihren Weg nehmen sollten. Seinen Befehlen leisteten sie einen unverbrüchlichen Gehorsam. So bald sie an einen Ort kamen, wo ihnen der Götze durch die Priester befahl, stille zu liegen, so baueten sie ihm mitten in ihrem Lager eine Hütte, und setzten sein Bildniß auf eine Art eines Altars; alsdenn besäeten sie das Land umher mit Mais, und pflanzten allerley Früchte. Wenn sie Befehl zum Aufbruch bekamen, so ließen sie die alten und kranken Personen zurück, die sich von den angepflanzten Früchten ernähren mußten.

Diese Völker zogen immer weiter gegen Mittag, und kamen endlich nach vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten in das Land Mechoacan, wo sie sich fest setzen wollten. Ihre Gottheit aber gab ihre Einwilligung nicht dazu; doch auf vieles Bitten erlaubte sie ihnen endlich, daß eine gewisse Anzahl der Ihrigen da bleiben sollte, um das Land zu bauen. Sie wurden unterrichtet, wie sie sich dabey betragen sollten; doch aber wollte sich niemand gern von seinen Brüdern trennen, und sie wären lieber alle beysammen geblieben; aber durch einen listigen Streich wurden sie getrennt. Es hatte sich ein Theil des Volks beyderley Geschlechts in dem angenehmen See Pazcuaro gebadet, und ihre Kleider an das Ufer hingelegt. Der Götze befahl ihnen die Kleider zu nehmen, und in aller Geschwindigkeit ohne alles Getöse damit weg zu ziehen. Sie thaten es; als nun die andern aus dem Wasser kamen, und weder ihre Kameraden noch Kleider antrafen, so wurden sie dermaßen erbittert, daß sie zwar aus Noth da blieben, sich aber gänzlich von ihnen absonderten, auch eine andere Sprache und Kleider annahmen. Die Mexikaner zogen nun immer weiter, schwächten sich aber durch Uneinigkeiten, und wegen der vielen Alten und Kranken, die sie überall zurück ließen, dermaßen, daß sie sich entschliessen mußten, an einem Ort, Tula, so lange zu bleiben, bis sie sich wieder vermehrt haben würden. Hier dämmten sie einen Fluß ab, woraus ein fischreicher See wurde; sie pflanzten fruchtbare Bäume, und da sie des Herumschweifens müde waren,

so wurden sie schlüssig, sich hier ganz fest zu setzen. Allein durch wunderbare Begebenheiten wurden sie auch von hier fortgetrieben. Ihr Götze drohete nicht nur den Priestern den Tod, und befahl ihnen den Damm wieder abzugraben, sondern es erhub sich auch in der Nacht an einem Orte in dem Lager ein fürchterliches Getöse, und am Morgen fand man alle diejenigen, die zu dieser Niederlassung gerathen hatten, todt, und das Herz heraus gerissen. Aus dieser Begebenheit entstanden hernach die Menschenopfer unter ihnen, weil sie glaubten, daß ihr Gott auf diese Weise verehrt seyn wollte. Sie zogen ungesäumt fort, bis sie nach Chapultepek kamen, wo sie aus Furcht vor andern Völkerschaften, die dieses Land bewohnten, eine Festung anlegten. Von hier aus schickten sie Gesandte zu den Culhuacanern, und bathen sich von ihnen einen Platz aus, den sie anbauen wollten. Sie hatten sich bereits so furchtbar gemacht, daß es ihnen die Culhuacaner nicht geradezu abschlagen wollten, doch war ihnen auch ihre Nachbarschaft zu bedenklich. Sie wollten diese Abenteurer also mit List fangen. Sie wiesen ihnen Ticoapan an, und glaubten, daß sie von den vielen Schlangen und andern giftigen Thieren daselbst bald würden aufgerieben werden. Aber die Sache schlug anders aus. Ihr Götze rieth ihnen, den Vorschlag anzunehmen; er lehrte sie aber die Kunst, diesen Thieren das Gift zu nehmen. Die Landeseinwohner wurden nunmehr anderes Sinnes; sie öffneten ihnen ihre Stadt, und ließen sie bey sich ungestört ein- und ausgehen. Sie waren

damit noch nicht zufrieden; sondern ihre Priester, oder ihr Götze sagte, daß dieses der Ort nicht sey, wo sie eine bleibende Stätte haben sollten; sie müßten sich weiter begeben, und zwar mit gewaffneter Hand. Er gab ihnen folgenden Anschlag: sie sollten des Königs zu Culhuacan Tochter zu einer Königinn der Mexikaner und Mutter ihres Gottes begehren. Dem Könige gefiel dieser Anschlag, und er übergab ihnen seine Tochter mit ihren köstlichen Kleidern. Diese Unglückliche aber wurde auf das erbärmlichste gemißhandelt, ihr die Haut abgezogen, und einem Jüngling angezogen, den sie neben ihren Abgott setzten. Sie luden darauf ihren Vater ein, daß er seine zur Göttinn gewordene Tochter gleichfalls anbethen sollte. Er kam mit einem großen Gefolge, und ansehnlichen Geschenken, und wurde in eine finstere Kapelle geführt. Als er hier die Haut seiner Tochter erblickte; gerieth er in die äußerste Wehmuth, ging aus dem Tempel heraus, und griff die Mexikaner mit solchem Nachdruck an, daß sie sich in die See begeben mußten, worin sie beynahe insgesammt ersoffen wären. Endlich stellten sie sich zur Gegenwehr, erlegten viele ihrer Feinde, und verließen das Land, voll Unwillen über ihren Götzen, der ihnen so vieles Unglück verursacht hatte, brachten aber alle anderen Stämme von ihren Landsleuten, die sich vorher daselbst nieder gelassen hatten, unter ihre Gewalt.

Nunmehr kam die Zeit herbey, daß die Mexikaner einen festen Sitz des Reichs anlegen soll-

ten, und ihre Nachrichten sagen, daß es auf folgende Weise geschehen sey. Einige alte Priester gingen durch einen mit Binsen dicht bewachsenen Ort, und kamen an ein klares Wasser, welches ihnen so weiß, wie Silber, schien, zugleich däuchte ihnen, daß alle Bäume, Wiesen, Fische, überhaupt alles, weiß wäre. Sie verwunderten sich darüber, und erinnerten sich an eine Weissagung ihres Gottes, der ihnen dieses zum Wahrzeichen gegeben hätte, daß, wenn sie an einen solchen Ort kommen würden, so sollte dieses ihr Ruheplatz seyn, und hier sollten sie über andere Völker herrschen. Sie brachten diese Nachricht in das Lager zurück, und jedermann hörte sie mit Freuden an. In der folgenden Nacht bekam einer von diesen Priestern einen Traum, worin ihm befohlen wurde, in diesem See einen Tunalbaum zu suchen. Dieser Baum wäre aus dem Herzen eines gewissen Zauberers, Copil, den sie einige Zeit vorher umgebracht, und sein Herz dem Vitziliputzli zum Opfer in das Meer geworfen hätten, erwachsen; auf diesem Baum würden sie einen schönen Adler finden, der sich beständig daselbst aufhielte, und sich von andern Vögeln nährte. Bey diesem Wahrzeichen sollten sie abnehmen, daß dieses derjenige Ort sey, woselbst sie ihre Stadt bauen sollten. So bald es Tag ward, trug der Priester seinen Traum dem versammelten Volk vor, und sie gingen aus, den gedachten Baum zu suchen. Sie breiteten sich durch die ganze Gegend aus, und zu ihrer großen Freude fanden sie ihn. Er war aus einem Stein gewachsen; auf seinen

Ästen saß ein großer Adler mit ausgebreiteten Flügeln, wendete seine Augen gegen die Sonne, und rund herum staken schöne weisse, rothe, gelbe, blaue und grüne Federn; in seinen Klauen aber hielt er einen ungemein schönen Vogel. So bald ihn die Mexikaner erblickten, fielen sie insgesammt auf ihre Knie nieder, und bewiesen dem Adler große Ehre, und der Adler gab seine Zufriedenheit durch eine Beugung seines Kopfs zu erkennen. Dieses druckten sie in der Folge durch das Wapen der Stadt aus, welches ein Adler auf einem Tunalbaum mit einem Vogel in den Klauen war.

Nunmehr fingen sie an, sich an diesem Ort anzubauen. Sie nannten ihre neue Stadt Tetnuchitlan, welches in ihrer Sprache so viel bedeutete, als einen Feigenbaum auf dem Felsen. In der Mitte derselben, an dem gemeldeten Baume, baueten sie ihrem Götzen eine Kapelle, aus welcher hernach der prächtige Tempel wurde, der noch bey der Ankunft der Spanier da war. Sie theilten die Stadt in vier Quartiere ein, und nach und nach wurde sie eine der größten Städte.

Sie lag an dem nördlichen Ufer des gesalzenen Sees, doch so, daß die ganze Stadt so wohl wegen ihrer Größe, als wegen der Menge ihrer Kanäle auf gleiche Weise in dem See gebauet war, wie Venedig. Ihr anfangs kleiner Umfang wurde von Zeit zu Zeit so erweitert, daß sie bis auf zwanzig tausend Häuser in sich schloß.

Sie war rings herum mit sehr hohen Bergen umgeben. Die Gassen der Stadt waren sehr breit, und schienen nach der Schnur angelegt zu seyn; einige waren voll Wasser, hatten aber zur Bequemlichkeit der Einwohner ihre Brücken; die andern aber, die festes Erdreich hatten, waren durch viele Arbeit und Mühe solcher Gestalt eingerichtet. Man sah auch einige, welche halb aus Wasser, und halb aus Erdreich bestanden, so daß das Erdreich auf beyden Seiten für die Fußgänger war, das Wasser aber in der Mitte zum Gebrauch der Fahrzeuge floß. Auf Befehl ihres Abgotts sollte in der Mitte ein freyer Platz bleiben, und hieraus wurde in der folgenden Zeit einer der schönsten Marktplätze, worauf man täglich den größten Zulauf der Menschen gewahr wurde. Wir werden unten noch weiter davon reden.

Bey der Anlage und Einrichtung dieser Stadt entspannen sich unter den Einwohnern Zwistigkeiten, die von wichtigen Folgen waren. Bey der Abtheilung der Straßen glaubten einige, daß ihnen zu nahe geschehen wäre; sie wurden schwierig, und gingen mit ihrem Anhange längs der See hin, um sich in dem Lande Tlatelluco nieder zu lassen. Sie machten so wohl jetzt als in der Folge der Zeit den Mexikanern viel Verdruß. Sie lebten bisher in einer unabhängigen Freyheit, und ein jeder that, was ihm recht däuchte. Sie sahen wohl ein, daß in einer solchen Verfassung Uneinigkeiten unvermeidlich seyn, und sie sich unmöglich vor dem ganzen Umsturz

ihres Staats in Sicherheit setzen würden. Sie entschlossen sich also einen König über sich zu wählen, aber keinen aus ihren Mitteln dazu zu nehmen, damit nicht Eifersucht und Uneinigkeit daraus entstehen möchte.

Sie trugen die Regierung dem Acamapitchli an, der von mütterlicher Seite ein Enkel des Königs von Culhuacan war; sie glaubten, sich hierdurch mit ihm wegen der ehemahligen Entleibung einer königlichen Prinzessinn wieder auszusöhnen. Sie schickten Gesandte mit ansehnlichen Geschenken an ihn ab. Die Gesandten hielten folgende Anrede: „Großer König, deine Unterthanen und Diener, wir, die Mexikaner, die in einer Einöde von Binsen wohnen, und von allen Nationen der Erde verlassen sind, begehren einmüthig, weil dieser Ort, wo wir uns aufhalten, unter deinem Gebiethe liegt, daß du uns deinen Enkel, Acamapitchli, zu einem Herrn und König geben wollest, damit wir ein Oberhaupt haben mögen, das uns Befehle ertheile, unsre Streitigkeiten schlichte, und uns vor unsern Feinden beschütze." Der König von Culhuacan hörte diesen Vorschlag mit Vergnügen an, und willigte in ihr Begehren, sagte ihnen aber doch dabey, daß, wenn sie eine Frauensperson verlangt hätten, er sie ihnen nimmermehr würde gegeben haben. Er schickte hierauf seinen Enkel mit folgenden Worten zu ihnen: „Gehe hin, mein Sohn, diene deinem Gott, sey sein Statthalter, regiere das Geschöpf dessen, wodurch wir leben, sey ein Herr über Wasser und Land,

welches das Volk der Mexikaner besitzet." Die Gesandten führten ihren neuen König mit sich zurück nach Mexiko. Hier wurde er in eine mittelmäßige Wohnung gebracht, und auf einen erhabenen Stuhl gesetzt. Einer von ihren Alten hielt folgende Rede an ihn: „Sey uns willkommen, wir leiden hier dasjenige, was uns unser Gott auflegt. Sey ein Beschützer der Mexikanischen Nation, als der Anhänger unseres Gottes, Vitzilipuzli, in dessen Nahmen dir die Oberherrschaft über uns übergeben wird. Dir ist bekannt, daß wir uns nicht in unserm eigenen Lande befinden, wissen auch nicht, was sich künftig mit uns zutragen wird; daraus kannst du abnehmen, daß wir dich nicht zu einer Ruhe, sondern zu einer neuen Mühe berufen haben." Diese Rede wurde von den Mexikanern für so wichtig gehalten, daß sie durch mündliche Überlieferung auf die Nachkommen fortgepflanzet wurde. Darauf wurde ihm die Huldigung geleistet, und ihm anstatt einer Mütze eine Krone aufgesetzt, welche auch in den folgenden Zeiten der Hauptschmuck der Mexikanischen Könige geblieben ist.

Auf diese Art war nunmehr der Grund zu einer Staatseinrichtuug der Mexikaner gelegt. Sie behielten noch immer die Gestalt eines Freystaates bey, und um von ihrem aufkeimenden Reich alle Kriege abzuwenden, so bezahlten sie an ihre Nachbarn, die ihnen gefährlich hätten seyn können, eine Art eines Tributs. Diesen leisteten sie insonderheit den Tepanekern, die sich vor ihnen in der Gegend von Azcapuzalco nie-

der gelassen hatten. So wie die Mexikaner aber an Größe wuchsen, so erregte dieses insonderheit bey den Tepanekern Eifersucht, aus Furcht, dieses neue Volk möchte ihnen dereinst über den Kopf wachsen. Sie suchten deßwegen eine Ursache vom Zaune zu brechen, um die Republik der Mexikaner gleichsam in der Geburt zu ersticken. Sie verlangten über die bisherigen Abgaben nicht nur die nöthigen Materialien zur Erbauung einer Stadt, sondern auch eine Menge solcher Pflanzen, die im Wasser des Sees selbst gewachsen wären, in die Stadt Azcapuzalco zu bringen. Die erste Forderung wurde so gleich bewilligt; aber die andere schien ihnen ganz und gar unmöglich zu seyn. Und dennoch hatten sie ihnen gedrohet, wenn sie es nicht leisten würden, so wollten sie alle Arten der Feindseligkeiten gegen sie auszuüben. Ihr Götze Vitzliputzli aber half ihnen auf einmahl aus der Noth. Er befahl ihnen, auf dem See einen Grund von Binsen zu machen, Erde darauf zu schütten, und diese mit den verlangten Früchten zu besäen. Sie thaten es, und konnten dem König der Tepaneker zur bestimmten Zeit einen Acker von Mais, Kürbissen und andern Früchten liefern. Dieser war damit noch nicht zufrieden, sondern, sie noch mehr zu plagen, verlangte er unter den vorhergehenden Drohungen auf das folgende Jahr, daß sie auf diesem schwimmenden Felde allerhand Geflügel überbringen sollten, welche gerade zu der Zeit, wenn sie anlangen würden, Junge ausbrüteten. Auch dieses leisteten sie. Der König verwunderte sich über diese außerordentlichen

Begebenheiten, und sagte, daß wenn sie auf diese Art fortfahren würden, sie die Herrschaft über alle Völker an sich ziehen würden. Dennoch aber erließ er ihnen den Tribut nicht, und sie mußten ihn noch eine geraume Zeit bezahlen; denn ihr neuer König wendete erst alle seine Kräfte an, diesen aufblühenden Staat innerlich zu befestigen, ehe er auf auswärtige Kriege dachte. Er hatte während seiner Regierung die Stadt Mexiko mit vielen Gebäuden, Wasserleitungen, Gassen und Lebensmitteln versehen. Seine Regierung dauerte vierzig Jahre, und ob er gleich Söhne hinterließ, so gestattete er doch bey seinem Ende den Mexikanern die freye Wahl eines neuen Regenten; doch befahl er ihnen die Versorgung der Seinigen an.

Nach seinem Tode schritten sie zur Wahl, und nach vielen Berathschlagungen fiel sie auf einen der Söhne des verstorbenen Königes, den Vitzilovitzli. Sie setzten ihm die Krone seines Vaters auf, und salbten ihn mit dem Öhle, womit sie ihren Abgott zu salben pflegten. Seine erste Sorge war, seine neuen Unterthanen von dem Tribute der Tepaneker zu befreyen. In dieser Absicht heurathete er eine Tochter ihres Königes, und als diese mit einem Prinzen nieder gekommen war, so willigten die Tepaneker in so weit in die Erlassung des Tributs, daß sie zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit nur jährlich zwey Gänse und etliche Fische liefern sollten. Unter seiner kurzen Regierung fiel weiter nichts Merkwürdiges vor. Aber nunmehr fingen die Mexikaner an, auch

auswärts weiter um sich zu greifen. Sie erwählten nach dem Tode dieses Königs seinen Sohn, einen Prinzen von zehn Jahren. Da sie durch den Mangel an süßem Wasser gedrückt wurden, so verlangten sie von dem Könige der Tepaneker die Erlaubniß, eine Wasserleitung von dem Berge Chapultepeke nach Mexiko zu führen. Weil es ihnen aber an dem nöthigen Bauzeuge fehlte, so wendeten sie nun das Blatt um, und verlangten von den Tepanekern, daß sie ihnen Baumaterialien und Arbeitsleute geben sollten. Dieses verdroß die Tepaneker außerordentlich, und es brach zwischen beyden Königen ein heftiger Krieg aus. Der König der Tepaneker verlangte vor dem Ausbruche desselben den jungen König der Mexikaner, der sein Enkel war, zurück: aber dieses beschleunigte beyder Tod: denn der König der Mexikaner wurde meuchelmörderischer Weise aus Mißtrauen umgebracht, und sein Großvater grämte sich darüber zu Tode. Nunmehr war die Freundschaft beyder Völker gänzlich zerbrochen. Die Mexikaner wählten sich einen König, der ein Sohn ihres ersten Königs, obgleich nur von einer Sclavinn, war, alle Competenten des Throns aber an Tapferkeit und Klugheit übertraf. Beyde Nationen machten nunmehr starke Zurüstung zum Kriege. Es wurden zwar Vorschläge gethan, die Uneinigkeit in der Güte beyzulegen, aber die ganze Sache zerschlug sich. Die Mexikaner hatten im Anfange wenig Muth, weil sie sich vor der Menge ihrer Feinde fürchteten; aber ihr König, Izcoali war sein Nahme, richtete sie auf, und verpflichtete sich gegen sie, daß, wenn er verlieren sollte,

sie ihn umbringen und sein Fleisch essen sollten; wenn er aber den Sieg erhalten würde, so sollten sie sich ihm verbindlich machen, ihm und seinen Nachkommen völlig unterthänig zu seyn. Diese Verabredung wurde zwischen dem Könige und dem Volke fest gesetzt. Darauf rückten sie gegen die Tepaneker aus, und erhielten einen vollkommenen Sieg über sie. Diejenigen, die in der Schlacht das Leben nicht verloren hatten, ergaben sich auf Gnade und Ungnade, und leisteten dem Könige der Mexikaner den Eid der Treue.

Die Folgen dieses Sieges waren für die Mexikaner von großer Wichtigkeit; denn einmahl waren sie, der gemachten Verabredung gemäß, ihrem Könige genauer verbunden, als vorher, und sodann bekam auch ihre Macht einen sehr großen Zuwachs. Aber es entstand daraus ein neuer Krieg mit den Cuyoakanern. Diese stifteten die überwundenen Tepaneker heimlich an, sich von der Macht der Mexikaner wieder los zu reissen. Diese aber waren zu schwach, etwas dergleichen zu versuchen, und blieben ruhig unter der Oberherrschaft der Mexikaner. Die Cuyoakaner suchten, aus Eifersucht über den Sieg und die steigende Macht der Mexikaner, alle Gelegenheit, an die Mexikaner zu kommen. Sie verspotteten ihre Weiber öffentlich, und thaten ihnen allerhand Verdruß an; allein die Mexikaner hielten es noch nicht für dienlich, mit ihnen anzubinden. Ihr König that weiter nichts, als daß er seinen Unterthanen alle Gemeinschaft mit den Cuyoakanern untersagte. Diese wurden dadurch immer drei-

ster, und vergingen sich bey Gelegenheit eines Festes so weit, daß sie sich einiger Mexikaner bemächtigten, ihnen Weibskleider anlegten, und sie in diesem Aufzuge zurück schickten. Sie warfen ihnen ihre Zaghaftigkeit vor, daß sie mit ihnen keinen Krieg anfangen wollten, ob sie ihnen gleich Gelegenheit genug dazu gegeben hätten. Nunmehr ließen sich die Mexikaner nicht länger verspotten, sondern der Krieg brach aus; aber auch hier siegten die Mexikaner. Sie schlugen ihre Feinde, nahmen ihre Städte ein, machten große Beute, und erweiterten ihre Herrschaft. Durch diese Siege ermuntert, griffen sie nunmehr selbst die schwächern Völker an, und ein kriegerischer Geist bemächtigte sich ihrer. Die Sulchimiker, Quitlaver, und andere Völker, mußten ihren schweren Arm fühlen. Ein einziger König, und sein General, Tlaraetlel, führten alle diese Thaten aus. Andere Völker kamen freywillig, und unterwarfen sich ihm; diesen ließ er zwar ihre Könige, machte sie aber zu den obersten Staatsräthen in seinem Reiche. Und dieses ist auch in den folgenden Zeiten zur Gewohnheit geworden. Alle diese ansehnlichen Eroberungen machte der König Jzcoalt in zwölf Jahren, und alsdann starb er.

Jedermann glaubte, daß Tlacaetel, unter dessen kriegerischer Anführung die wichtigsten Thaten unter der vorigen Regierung geschehen waren, selbst Anspruch auf die Krone machen würde; aber er that es nicht, sondern er hielt es für weit rühmlicher, Könige einzusetzen, als selbst König zu seyn. Er berathschlagte sich

also mit den vornehmsten Ständen des Reichs, und schlug ihnen seinen Vetter, Motazuma, zum Könige vor. Er hatte ihn von Jugend auf zu kriegerischen Thaten gebildet, und auch jetzt gab er ihm lauter solche Anschläge, die ihre Beziehung auf das Kriegswesen hatten, weil er dieses für das einzige Mittel hielt, einen Staat blühend zu erhalten. Die Wahlfürsten des Landes fielen seinem Vorschlage bey, und erwählten gedachten Motazuma zu ihrem Könige. Jedermann billigte diese Wahl; der neue König wurde in den Tempel geführt, und auf den Thron gesetzt; es wurden verschiedene Opfer von Tiegern und wilden Thieren gebracht; der Kaiser selbst durchstach sich die Ohren, Backen und Beine, und opferte das daraus träufelnde Blut dem Mexikanischen Götzen. Er machte, vermuthlich auf Einrathen seines Generals, des Tlacaetlels, ein Gesetz, daß der König nach seiner Krönung einen Krieg anfangen, und Gefangene zum Opfer einbringen mußte. Er bestimmte auch die Art, wie dieses Opfer geschehen mußte. Es wurde nähmlich dem Gefangenen die Brust mit einem steinernen Messer geöffnet, das Herz heraus genommen, und den Götzenbilde das Gesicht damit bestrichen.

Nunmehr machte der König Anstalt, sein gegebenes Gesetz in Ausübung zu bringen. Er wollte einen Krieg anfangen, und die Wahl fiel auf die Chalker. Diese machten ihm wirklich viel zu schaffen, und selbst der Bruder des Königs gerieth in die feindliche Gefangenschaft. Die Feinde waren darüber so erfreuet, daß sie glaubten,

sie würden den Mexikanern keinen empfindlichern Streich beybringen können, als wenn sie des Königs Bruder zu ihrem Könige machten. Ob er nun gleich diese Ehre vielfältig verbath, so blieben sie doch auf ihrem Vorsatze. Endlich erklärte er sich, wenn sie ihn ja zu ihrem Könige verlangten; so sollten sie auf dem Marktplatze eine hohe Stange aufrichten, und oben darauf ein Gerüst machen, worauf er gemächlich stehen könnte. Sie folgten seinem Befehle, und versammelten sich in großer Menge bey diesem Gerüste, in der festen Zuversicht, daß er unter dieser Ceremonie die Regierung übernehmen würde. Die gefangenen Mexikaner sollten Augenzeugen seiner Erhebung seyn. Er bestieg die Bühne, und redete seine gefangenen Landsleute also an: „Tapfere Mexikaner, dieses Volk will mich erheben, und zu ihrem Könige machen; die Götter aber werden es nimmermehr zugeben, daß ich zu einem Verräther meines Vaterlandes werde. Ich will also lieber sterben, als meinem rechtmäßigen Herrn untreu werden." Kaum hatte er dieses gesagt, so sprang er von dem Gerüste herunter, und zerschmetterte sich. Die Chalker wurden über diese That dermaßen erzürnet, daß sie über die gefangenen Mexikaner herfielen, und sie insgesammt erwürgten. So bald Motezuma Nachricht davon bekam, so brach er mit seiner ganzen Armee auf, verheerte ihr ganzes Reich, erstreckte seine Eroberungen bis an das Nordmeer, und erlangte dadurch einen großen Zuwachs zu seinem Reiche. Er machte darauf in Polizey- und andern Staatssachen allerhand Anordnungen,

bauete kostbare Palläste, vermehrte seinen Hofstaat, und führte eine große Pracht ein. Er machte auch allerhand neue Einrichtungen in der Religion, verordnete neue Gebräuche, vermehrte die Anzahl der Priester, und erweiterte den Tempel des Vitzilipußli, bey dessen Einweihung eine unzählige Menge Menschen geopfert wurde. Und überhaupt zeigte sich auch hier sein kriegerischer Geist. Alles, was man opferte, mußte jederzeit blutig seyn; und wenn es in den Tempeln an Blut der gefangenen Feinde fehlte, so war jeder Mexikaner bereit, etwas von dem seinigen herzugeben. Wenn man die Größe eines Regenten nach der Menge der eroberten Länder berechnet, so gehört Motezuma der Erste unter die vorzüglichsten. Er eroberte sehr viele Länder, und belegte sie mit großen Abgaben. Seine Nachfolger hatten eben diese kriegerischen Grundsätze, und wenn es sich fügte, daß einer zur Regierung kam, an dem man diese Eigenschaften nicht bemerkte, so schafften ihn die Mexikaner bald aus der Welt. Hiedurch geschah es, daß das Mexikanische Reich zu einer ungeheuern Größe anwuchs.

In dieser Verfassung blieb es, bis es von den Spaniern überwunden wurde. Es gehört nicht zur Absicht dieses Werks, die Regierungsfolge der Mexikanischen Kaiser anzuführen. Motezuma der Zweyte saß bey der Ankunft der Spanier auf dem Throne. Er stammte vom königlichen Geblüte ab, wurde aber, wie alle seine Vorgänger, durch eine freye Wahl zu dieser Würde er-

hoben. Er hatte sich durch große Thaten und hervorleuchtende Eigenschaften dieser Ehre würdig gemacht. Sein Betragen war, ehe er Kaiser wurde, bescheiden und vernünftig, seine Handlungen und Worte ausgesucht, und seine Lebensart ernsthaft. Er war ein sehr strenger Eiferer über seine Religion, und wußte sich ungemein zu verstellen. Kaum aber hatte er den Thron bestiegen, so hörten alle seine Vorstellungen auf, und er ließ so viele Fehler und Laster blicken, als er bisher anscheinende Tugenden von sich merken ließ. Er wurde hochmüthig, grausam, ließ sich sehr selten von seinen Unterthanen sehen, er erfand neue und ungewöhnliche Ceremonien, die diejenigen, die sich seiner Person näherten, beobachten mußten, er führte neue Kopfsteuern ein, und forderte sie mit solcher Strenge, daß auch sogar die Bettler durch Abgabe einiger alten Lumpen ihre Unterwürfigkeit bezeigen mußten. Vierzehn Jahre wüthete er mehr, als er regierte, da Cortez die Küsten seines Reichs betrat, und solches über den Haufen warf. Das Mexikanische Reich hatte damahls den größten Gipfel seiner Größe erreicht. Gegen Norden erstreckte es sich von Panuco bis an Yucatan, auf der Abendseite war das Asiatische Meer seine Gränze von dem Vorgebirge Mindorin, bis an das äußerste von Neu-Gallizien; die mittägliche Seite bestand aus der weitläufigen Küste zwischen Acapulco und Guatimala, woran die Südsee, und bey Nicaragua die Darische Landenge stößt. Zu dieser Größe war es in einer Zeit von hundert und dreyßig Jahren gestiegen; und in einer Zeit

von drey Jahren wurde es von den Spaniern erobert, die es hernach in verschiedene Statthalterschaften eintheilten, und noch bis diese Stunde besitzen.

So hatte die Vorsehung die Schicksale eines Reiches bestimmt, welches gleich wie viele andere, einen geringen Anfang gehabt, und mit der Zeit zu einer ungemeinen Macht und Hoheit gestiegen war. Die Mexikaner waren ein streitbares Volk, und aus natürlichem Antriebe zum Kriege geneigt. Ihr erster Feldherr war klug und tapfer, der gute Soldaten aus ihnen machte. Nachher erwählten sie einen König, und gaben die oberherrliche Gewalt demjenigen, den sie für den Tapfersten hielten. Sie beobachteten die Gewohnheit unverletzlich, den Streitbarsten zu ihrem Oberhaupte zu wählen, ohne auf die Erbfolge zu sehen. Auf solche Art, erweiterte der Krieg, der ihnen ihre Könige gab, auch ihr Reich. So wie ihre Macht anwuchs, so entsagten ihre Beherrscher der Gerechtigkeit; sie wurden Tyrannen, und fielen.

Zweyter Abschnitt.

Religion der Mexikaner.

Wenn wir jetzt bey Untersuchung der Sitten und Meinungen der Mexikaner auf die besonderen Stücke kommen, aus welchen ihr Charakter zusammen gesetzt ist; so finden wir in ihren bürgerlichen Gewohnheiten vieles, das mit der Vernunft ziemlich überein kommt; aber in ihrer Religion verläugnen sie die Natur, die ihnen sonst zur Wegweiserinn diente, dermaßen, daß sie in die abscheulichste Unvernunft und Abgötterey verfielen. Ein Gewebe von lauter viehischen und abgeschmackten Ausschweifungen macht das Wesen derselben aus. Man würde dieses unmöglich zusammen reimen können, wenn uns nicht andere Nationen ein ähnliches Beyspiel von der Schwäche des menschlichen Verstandes gäben, die bey einer aufgeheiterten Erkenntniß in bürgerlichen Dingen gleichwohl die abscheulichsten Dinge in der Religion glaubten und thaten. Griechenland und Rom diente in Ansehung der Gesetze und vieler guten Kenntnisse andern Völkern zum Muster; wie elend aber sah ihre Religion aus! Hölzerne und steinerne Götzenbilder, Wahrsagereyen, rasende Geberden der Opferpriester, und andere Abscheulichkeiten treffen wir in der alten Welt nicht weniger an, als in der neuen, und in beyden Hemisphären bey Völkern, die in Ansehung

der bürgerlichen Einrichtung und Staatsklugheit vernünftige Grundsätze angenommen hatten. Doch ist es nicht zu läugnen, daß sich die Religion der Mexikaner vor vielen andern auszeichnet, indem sie ein Inbegriff aller derjenigen Irrthümer und Grausamkeiten ist, welche die Abgötterey in verschiedenen Theilen der Welt erfunden hat.

Dennoch aber leuchten unter ihren vielen Abscheulichkeiten, in welche sie zur Schande der Vernunft gefallen waren, einige wahre Begriffe hervor, die aber in einen solchen Nebel verhüllet waren, daß man sie kaum gewahr wurde. Sie erkannten im ganzen Reiche eine obere Gottheit, der sie die Erschaffung des Himmels und der Erde zuschrieben; allein die Idee davon war so dunkel, daß diese erste Urquelle aller vorhandenen Dinge keinen Nahmen bey ihnen hatte, und wenn sie ihn ja verehrten, so verehrten sie ihn als den unbekannten Gott. Alles, was man von einer Verehrung von der Art unter ihnen finden kann, ist, daß sie ihre Augen mit einer gewissen Ehrfurcht gen Himmel richteten. Herrera sagt, daß sie dem Himmel die Benennung Schöpfer und Bewundernswürdig beygelegt, übrigens aber nebst ihren Götzen, die Sonne, den Mond, den Morgenstern, die Erde und das Meer angebethet hätten. Ihre Begriffe waren allzu materialisch, und wenn sie auch von einer obern Gottheit redeten, so hielten sie sie für allzu eingeschränkt, als daß sie zur Regierung der Welt nicht einigen Beystand nöthig haben sollte. Sie hatten die unvernünftige Meinung, daß gewisse gutthätige Gei-

ster alsdenn erst entstünden, wenn die Menschen ihrer Hülfe nöthig hätten, und diese waren alsdenn ihre Götter. Auf diese Art wurden die vervielfältigten Bedürfnisse der Menschen der Bestimmungsgrund von der Vervielfältigung ihrer Götter. Sie hatten einen Wassergott, einen Wind- und Weingott, einen Gott der Jagd, der Kaufmannschaft, des Krieges, und dergleichen, die meisten aber wurden von ihnen für unerhebliche Wesen gehalten, und sehr nachlässig verehrt.

Sie glaubten ferner auch, daß die Seele unsterblich, und entweder zur Belohnung oder Bestrafung bestimmt sey. Sie gaben vielerley Orte an, wohin die Seelen nach dem Tode führen. Einen davon setzten sie nahe an die Sonne, und nannten ihn das Wohnhaus der Sonne selbst. An diesen Ort kam niemand, als wer ein redlicher Mann gewesen, das ist, entweder im Gefechte umgekommen, oder von den Feinden geopfert worden war. Die Bösen mußten in unterirdische Löcher kriechen. Die Kinder und Todtgebornen wohnten besonders. Auf gleiche Weise waren einige Orte für die, welche im Wasser ersoffen; für Missethäter, die wegen Diebstahl oder Ehebruch hingerichtet worden; für Bösewichter, die ihren Vater, ihre Frau, Kinder, Landesherrn, oder einen Priester ermordet hatten. Mit einem Worte, es war für einen jeden, nach Beschaffenheit seines Alters, geführten Lebens, und der Art seines Todes, ein besonderer Platz angewiesen. Allein alles dieses hatte in ihre Lebensart gar keinen Einfluß. Sie glauben, Gott sitze müssig im



Vitzliputzli, vornehmster Götze der Mexicaner.

Back of
Foldout
Not Imaged

Himmel, und bekümmere sich um das Verhalten der Menschen gar nicht. Ihre Vorstellungen von der Sittlichkeit der menschlichen Handlungen waren bey weitem nicht Bewegungsgründe, die sonst die Menschen zur Tugend antreiben können. Sie folgten dem bloßen natürlichen Instinct; was diesem gemäß war, wurde allein für gut, und der Belohnung in jener Welt würdig gehalten; vernünftige Bestimmung desselben war gar nicht unter ihnen anzutreffen. Daher kommt es, da ihre ganze Neigung auf den Krieg ging, daß nur diejenigen in jener Welt eine Belohnung zu hoffen hatten, die sich in demselben tapfer und klug aufgeführt hatten, die Zaghaften hingegen, und die, welche gegen den natürlichen Instinct handelten, in den unglückseligen Wohnungen unter der Erde ihre Bestrafung erhielten.

Der allgemeine Haufe der Mexikanischen Nation hatte bloß materielle Begriffe; deßwegen vertraten auch ihre Götzenbilder die Stelle ihrer Götter bey ihnen. Sie hatten derselben eine überaus große Menge. Wir wollen nur die vornehmsten derselben anführen; denn die Mexikaner wußten sie selbst nicht alle zu erzählen.

Der vornehmste unter ihren Götzen war Vitzilipuzli, den sie für den allmächtigen Herrn der Welt ausgaben. Es war dieses ein hölzernes Bild in menschlicher Gestalt, und saß auf einer himmelblauen Kugel, die auf einer Bahre ruhete. An jeder Ecke der Bahre kroch eine hölzerne Schlange heraus. Das Bild war auf der Stirne him-

melblau bemahlt, und ein anderer Strich von gleicher Farbe ging ihm von einem Ohr bis zum andern über die Nase weg. Der Kopf war mit großen und an der Spitze sehr schön vergoldeten Federn geziert. In der linken Hand trug der Götze einen weißen runden Schild mit fünf kreuzweise gestellten Fichtenäpfeln, und oben darüber eine Art einer goldenen Krone mit vielen Pfeilen, welches alles nach dem Vorgeben der Mexikaner vom Himmel herab gekommen war. In der rechten Hand hielt er eine blaue Schlange. Dieser war ihr Kriegsgott, welchem sie die meisten blutigen Opfer brachten, und dessen Verehrung ihrer kriegerischen Gesinnung besonders schmeichelte.

Den zweyten Rang in der Liste der Götter hatte Tescatillputza. Dieser war ihr Bußgott, oder derjenige, an den sich die Mexikaner wendete, um Vergebung der Sünden von ihm zu erhalten. Es war dieses Bild aus einem schwarzen, und so hell, als geglätteter Marmor, glänzenden Stein gehauen, aber gekleidet, und mit Bändern geziert. An seiner Unterlippe hingen goldene und silberne Ringe, ingleichen ein kristallenes Röhrchen, woraus eine grüne Feder heraus ging; manchmahl verwechselte man sie mit einer blauen. Um den Kopf war ein Haarzopf von polirtem Golde geschlungen, daran hing ein goldenes und vom Rauche etwas angelaufenes Ohr, worunter sie das Bitten der Sünder und der Betrübten vorstellen wollten. Zwischen diesem und dem andern Ohre staken Federbüsche, am Halse hing ein Gold-

blech, und bedeckte die ganze Brust. Die Arme waren mit goldenen Ketten geziert. Die Stelle des Nabels vertrat ein grüner sehr kostbarer Stein. In der linken Hand hielt das Bild einen Fliegenwedel von grünen, blauen und gelben Federn, welche in einem dermaßen hellen Goldbleche stak, daß es eben die Wirkung, als ein Spiegel, that. Die Freunde der Sinnbilder erklären dieses, als wenn Gott mit einem Blicke alles übersehe, was in der Welt vorgehe. In der rechten Hand hielt er vier Wurfspieße, worunter die Strafen, die die Sünder zu gewarten haben, vorgestellet seyn sollten. Diesen Tescatillpuza fürchteten die Mexikaner unter allen ihren Göttern am meisten; denn sie besorgten immer, er möchte ihre Sünden an das Tageslicht bringen. Man hielt ihn auch für den Gott der Unfruchtbarkeit und des Traurens. In denen Tempeln, wo man ihn unter diesem Titel verehrte, saß er mit großer Majestät auf einem Armstuhle; rings umher war ein rother mit todten Leichen und Knochen bemahlter Vorhang gezogen. Er wurde auch vorgestellt, daß er in der linken Hand einen Schild mit fünf Fichtenäpfeln, in der rechten einen zum Wurfe fertigen Spieß hatte; aus dem Schilde gingen vier andere Pfeile heraus. Allemahl aber zeigte er ein drohendes Gesicht, einen schwarzen Leib, und sein Kopf war mit Wachtelfedern gekrönet.

Man kann sich leicht einbilden, da das Mexikanische Reich aus so vielen Völkerschaften nach und nach zusammen geschmolzen ist, und eine je-

de ihre besonderen Gottheiten gehabt, daß dadurch die Menge derselben sehr vermehrt worden seyn mußte; auch machten sie sich gar kein Bedenken, manchmahl auch die Götter ihrer Nachbarn zu verehren. So hatten die Cholulaner, nahe Nachbarn der Mexikaner, einen Abgott, zu welchem, seines großen Ruhms wegen, aus allen Theilen des Reichs große Wallfahrten geschahen. Es war der Gott der Kaufleute, und sein Nahme war Quatzalcoalt. Er saß in einem sehr hohen Tempel, auf einem Haufen von Gold, Silber, seidenen Federn und anderen Waaren von großer Kostbarkeit. Er hatte zwar am Leibe die Gestalt eines Menschen, aber einen Vogelkopf mit einem rothen Schnabel, einen Hahnenkamm und viele Warzen, nebst dem einige Reihen Zähne, zwischen welchen die Zunge heraus hing. Die Beine waren beständig mit allerhand Kleinodien von Gold und Silber geziert, um die Gaben, womit er begnadigen könne, anzuzeigen.

Die Mechoakaner hatten, ehe sie von den Mexikanern unter das Joch gebracht wurden, weit richtigere Begriffe von Gott, als viele andere Völker. Sie nannten ihren Gott Tucapacha, und hielten ihn für den Urheber aller Dinge, und den einzigen Richter über Lebendige und Todte. Seine Verehrer wendeten sich in ihrer Noth allemahl an ihn, und kehrten dabey die Augen nach dem Himmel, den sie für die Grundlage seines Throns ansahen. Sie erkannten weiter keinen Gott, als ihn allein. Hingegen in der Landschaft Misteke hatte jedes Haus seine eige-

ne Gottheit. Die Tepeaken verehrten zwar ein Menschenbild, das mit Bogen und Pfeilen bewaffnet war, und den Nahmen Camatzleke trug; allein sie glaubten nichts desto weniger einen höchsten Gott, und hielten den Blitz, Donner und alle übrigen Lufterscheinungen für Geister, welche abgeschickt würden, um zu sehen, wie sich die Menschen aufführten, die Bosheit zuweilen bestraften, und übrigens für die Erhaltung der Welt Sorge trügen. Die Tlascalaner hatten, ehe sie mit den Mexkianern in Gemeinschaft kamen, eben so, wie die andern Völker, ihre eigene Religion. Sie hatten zwar einen dunkeln Begriff von einer allerhöchsten Gottheit, aber sie belegten ihn mit keinem Nahmen. Aber der Vielgötterey waren sie bis zur höchsten Ausschweifung ergeben. Außer vielen andern Göttern hatten sie auch eine Menge Göttinnen, worunter die Liebe, welcher sie zugleich die Herrschaft über die Winde zugestanden, die vornehmste war. Nach ihrer Meinung wurde sie von andern Frauenzimmern, die sie ihrer Verehrung beygesellten, bedient; sie wiesen ihr ihre Wohnung an einem sehr angenehmen Orte an, hatte zu ihrem Zeitvertreib viele Schalksnarren und Zwerge um sich, verschickte sie auch an die andern Götter, nach deren Gesellschaft sie sich sehnte. Ihr Tempel war kostbar, und ihr Fest wurde alle Jahre mit einer Pracht, die die ganze Nation herbey lockte, gefeyert. Bey ihnen hatten die Laster eben so wohl ihre Gottheiten als die Tugenden. Man verehrte die Herzhaftigkeit und Zaghaftigkeit, den Geitz und die Frey-

gebigkeit, unter wunderlichen Gestalten. Man grub die Bilder ihres Nahmens in die Felsen, und es sind viele dieser Denkmähler der blinden Abgötterey noch heutiges Tages vorhanden. Der Wasser- und Donnergott trug den Nahmen Holoc, und er genoß unter allen die allereifrigste Verehrung, und zwar aus dem Grunde, weil die Trockenheit die größte Landplage war, womit diese Gegend heimgesucht wurde. Sie glaubten auch Belohnungen und Bestrafungen in einer andern Welt; Geister, die in der Luft herum schwärmten; neun Himmel, worin sie wohnten, und wohin tugendhafte Leute nach ihrem Tode gleichfalls kämen. Sonne und Mond war der König und die Königinn des Himmels; das Feuer hielten sie für den Gott des hohen Alters, und zwar deßwegen, weil es keinen Körper gebe, den dasselbe nicht verzehrte. Der gemeine Haufe in allen den Ländern, die unter Mexikanischer Herrschaft standen, verehrte alles, was den Menschen ihrer Meinung nach nützlich oder schädlich seyn könnte, die Sonne, das Feuer, die Erde, das Wasser, Donner, Blitz, und alle Lufterscheinungen; einige Thiere wegen ihrer Sanftmuth, andere wegen ihren Grimme. Sie hatten auch Götzenbilder in Gestalt der Schmetterlinge. Die Heuschrecken und Grillen verehrten sie, damit sie die Feldfrüchte nicht abfressen möchten; die Flöhe und Läuse, damit sie des Nachts vor ihren Stichen sicher seyn möchten; die Frösche, damit sie ihnen Fische bescheren möchten. Hieraus rechtfertigt sich dasjenige zur Genüge, was wir im Anfange dieses Abschnitts gesagt haben, daß wir kein Volk



Grosser Tempel in Mexiko.

Back of
Foldout
Not Imaged

antreffen, das in eine so dumme und abscheuliche Abgötterey gefallen ist, als die Mexikaner.

Wir wenden uns nun zum äußerlichen Gottesdienste der Mexikaner, und kommen zuerst auf ihre Tempel. Es fällt freylich schwer, hiervon eine richtige und vollständige Vorstellung zu geben. Alle Geschichtschreiber stimmen darin mit einander überein, daß sie etwas ganz Besonderes, dergleichen man im ganzen Heidenthume nicht finde, gehabt haben. In der Hauptstadt Mexiko standen ihrer sehr viele, die durch alle Quartiere derselben vertheilt waren. Sie hatten alle mit einander ihre Thürme, die man vermittelst einiger Treppen besteigen konnte. Hier sah man nicht nur viele Altäre, die mit geschnitzten und gemahlten Götzenbildern geziert waren, sondern auch viele Kapellen, in welche man die Vornehmsten der Nation begrub. Die Bauart war in allen Tempeln einerley, nur war immer einer höher und geräumiger, als der andere. Wir wollen von dem vornehmsten Tempel, der dem Vitziliputzli gewidmet war, und nur insgemein Teutcalli, oder Gotteshaus, genannt wurde, eine umständliche Beschreibung geben.

Er stand auf einen großen viereckigen Platze, um welchen eine steinerne Mauer, oder vielmehr in Stein gehauene Schlangen, die auf verschiedene Art in einander geschlungen waren, herum ging. Es ist zu vermuthen, daß hierunter eine gewisse sinnbildliche Vorstellung verborgen lag. So wie man sich dem Tempel von außen zu nä-

herte, so verursachte dieses einen fürchterlichen Anblick. Vor dem Eingange stand eine Kapelle, die man nicht ohne Grausen ansehen konnte. Sie war von Stein, dreyßig Stufen hoch erhaben, und oben darauf eine Altan, worauf eine Reihe Stämme von gleich hoch gehauenen Bäumen stand, durch diese Bäume waren Löcher gebohrt, durch welche von einem Baume zum andern Stangen durchgingen, an welchen, die Hirnschädel derjenigen unglückseligen Personen hingen, die geopfert worden waren. Wenn einige derselben durch die Länge der Zeit, oder durch Wind und Wetter herab fielen, so mußten die Diener der Religion den Abgang durch neue ersetzen, so daß ihre Anzahl immer gleich blieb. Die Ringmauer um den Tempel herum, hatte vier große Thore, die nach den vier Weltgegenden angelegt waren, wovon drey gegen die Dämme des großen Sees, das vierte aber gegen die Landseite, und der breitesten Gasse der Stadt gegen über ging. Jede Thür hatte auf der Spitze vier steinerne Bildsäulen, welche durch ihre Stellung den Weg zu zeigen schienen, und gleichsam das Ansehen hatten, als wenn sie diejenigen, die nicht in rechter Zubereitung zum Tempel kämen, abweisen wollten; man betrachtete sie als die Götter der Thore, und machte ihnen im Hineingehen viele Verbeugungen. Mitten in diesem viereckigen Bezirke, welcher unbedeckt und ganz eben war, stand eine Erhöhung, und auf derselben ein steinernes, gleich dem Hofe viereckiges, und von einem Winkel zum andern funfzehn Klafter langes Gebäude, mit vielen Vorsprüngen, worauf Pyramiden von eben



Begräbnisplatz der Opfer.

Back of
Foldout
Not Imaged

solcher Gestalt, wie man die Egyptischen beschreibt, standen. Dieses Gebäude war so hoch, daß es über die höchsten Thürme der Stadt hervor ragte. Der Zwischenraum zwischen demselben und der äußern Ringmauer war so groß, daß am hohen Festtagen mehr als zehn tausend Personen bequem darauf tanzen konnten. Das Tempelgebäude ging allmählig immer spitziger zu, anstatt aber gleich einer Pyramide in einer Spitze zuzulaufen, hatte es oben eine platte ebene viereckige Fläche von sechs bis sieben Klaftern. Auf der westlichen Seite ging eine Treppe hinein, auf welcher man bis auf die oberste Fläche steigen konnte. Jede Stufe betrug acht Zoll, die ganze Zahl aller Stufen aber wird auf hundert und zwanzig angegeben. Sie waren aus einem vortrefflichen Steine gehauen, und so künstlich gemacht, daß sie in der Ferne eben so schön aussahen, als in der Nähe. Es war außerordentlich prächtig anzusehen, wenn die Priester in ihrem Amtsschmucke auf dieser Treppe auf- und abstiegen. Auf dem Raume, den diese obere Tempelfläche ausmachte, standen zwey von einander abgerückte Altäre so nahe an der Mauerlehne, daß nur ein Mensch dazwischen durchkommen konnte. Einer davon stand zur rechten, und der andere zur linken Hand. Ihre Höhe betrug nur fünf Spannen; allein es hatte jeder seine besondere Rückmauer, die einen Bogen über ihn schloß, und gleichsam eine Kapelle vorstellte. Rings um das obere Viereck herum ging eine Gallerie mit schlangenweise gedrehten Pfeilern, die oben und unten in schwarzen dem Achat gleichenden Steinen eingesetzt waren.

Sie standen in gleicher Weite von einander, und waren mit rothem und weissem Kalk eingemauert, und gaben dem ganzen Gebäude eine besondere Zierde. Oben an der Treppe bey dem Eingange der Gallerie standen auf beyden Seiten zwey Marmorbilder, die zwey Leuchter von kunstreicher und außerordentlicher Arbeit in den Händen hielten. Etwas weiter hin sah man einen fünf Fuß hohen grünen Stein, der oberwärts in Form eines Kamelrückens spitzig zuging. Auf diesen wurden die Unglückseligen gelegt, welche zum Opfer bestimmt waren, wo ihnen der Leib aufgeschnitten, und das Herz heraus gerissen wurde. Der Treppe gegen über stand eine Kapelle von dauerhafter und prächtiger Arbeit, die mit einem Dache von kostbarem und seltenem Holz versehen war; hierin stand ein Götze. Über alles dieses waren noch drey Böden angelegt, zwar nur von Zimmerwerk, aber so künstlich überkleidet und getäfelt, daß man es für Mauerwerk ansah. Dieses Übergebäude, das auf der Pyramide empor ragte, gab ihr das Ansehen eines sehr hohen Thurmes. Von hier aus konnte man nicht nur die ganze Stadt nebst dem See, sondern auch alle benachbarten Städte und Dörfer übersehen. Cortez wurde wenige Tage nach seiner Ankunft von dem Motezuma hierher geführt, und der Anblick, den er da genoß, machte ihn ganz entzückt. Er fragte seine Spanischen Gefährten, ob nicht dieser einzige Anblick alle ausgestandene Mühe reichlich vergelte. Ja es erhitzte diese Aussicht seine Einbildungskraft dermaßen, daß er an diesem Orte,

als dem Mittelpuncte eines ungeheuer großen Landes, ein Gelübde that, dasselbe zu erobern.

Auf den vorhin gemeldeten Altären standen ihre vornehmsten Götzenbilder. Das eine war Vitzliputzli, der Lieblingsgötze der Nation. Ihm gesellte man den Tlaloch bey, welche Gottheit die Ehrenbezeugung mit ihm theilte. Die Mexikaner hielten sie beyde für Brüder, und glaubten, daß sie solche gute Freunde mit einander wären, daß sie die oberste Gewalt im Kriege mit einander theilten. Sie bothen ihnen einerley Opfer an, verehrten sie gemeinschaftlich, und hielten so zu sagen die Andacht im Gleichgewichte. Die Kostbarkeiten dieser Kapellen waren unschätzbar; die Mauern und Altäre waren mit allerhand bunten und mit Edelgesteinen besetzten Federn geschmückt. Außer diesen standen noch sehr viele kleine Thürme, von verschiedener Größe, auf den vorspringenden Pyramiden. Rings um die Gallerie waren noch verschiedene kleine Götzenaltäre angelegt, deren Bauart mit der vorigen einerley, und nur darin verschieden wären, daß die Götzen ihre Gesichter nicht gegen Morgen, sondern nach einer andern Himmelsgegend richteten. Sie glaubten hierdurch dem Vitzilipuzli eine besondere Ehre zu erweisen Die Altäre, die dem Quatzalcoalt geheiligt waren, waren rund von Gestalt, und glichen dem aufgesperrten Rachen einer Schlange. Hier stand auch ein Bild eines andern Götzen, dem man aber keinen besondern Nahmen gegeben hat. Sein Bild wurde von dem

Mehle aller zum menschlichen Unterhalt dienlichen Samen und Korngattungen gemacht, nachdem dasselbe mit dem Blute der geopferten Kinder, Wittwen und Jungfern zu einen Teig geknetet worden. Diese Masse ließ man alsdenn trocknen, und weihete sie zu einen Götzen ein. An dem Tage, da es eingeweihet werden sollte, kamen nicht nur alle Einwohner aus Mexiko, sondern aus allen benachbarten Städten und Dörfern mit großen Freudensbezeugungen zusammen. Die Andächtigsten traten zu diesem Bilde, strichen allerhand Geschmeide an seine vornehmsten Gliedmaßen, und hielten es für Verwahrungsmittel gegen allerley widrige Zufälle. Hierauf wurde das Bild an einen heiligen Ort hingesetzt, den kein Weltlicher, ja nicht einmahl ein gemeiner Priester betreten durfte. Zu gleicher Zeit wurde ein großes Gefäß voll Wasser mit vielen Ceremonien geweihet, und an eben denselben Ort gesetzt. Dieses Wasser wurde in dem Tempel aufbewahrt, und nur bey gewissen sehr feyerlichen Fällen, zum Beyspiel, bey der Krönung eines Königs, oder bey der Wahl eines Feldherrn, gebraucht. Beide wurden damit besprengt, aber der Feldherr mußte auch davon trinken. Wenn dieses Götzenbild mit der Zeit oder durch einen Zufall schadhaft wurde, so wurde es zerbrochen, und die Stücke davon an die Vornehmsten des Reichs, als besondere Heiligthümer, ausgetheilt. Man machte alsdenn unter den gewöhnlichen Ceremonien ein neues, und verehrte es auf gleiche Weise.

Da die Tempel der Mexicaner mit ihren Hö-

sen einen großen Raum einnahmen; so dienten sie ihnen nicht nur zu Andachtsorten, sondern auch zu Festungen; sie wurden deßwegen zu Kriegszeiten zur Vertheidigung der Stadt mit allerhand Kriegsvorrath versehen. An den Mauern rings herum waren die Wohnungen der Priester angebauet. Man sah hier große Höfe, Deiche, Gärten und alle übrige Bequemlichkeit für die fünf tausend Personen, welche, um den Gottesdienst abzuwarten, ihren Unterhalt darin fanden. Außer diesem großen Tempel waren ihrer noch sehr viele kleinere in Mexico. Diejenigen aber, die ihre Anzahl auf zwey tausend setzen, übertreiben die Sache unfehlbar; sie verwechseln vielleicht die Götzen der Mexikaner mit ihren Tempeln, und glauben, jeder Götze müsse auch seinen besondern Tempel gehabt haben, welches doch nicht richtig ist. Andere setzen ihre Zahl nicht höher als auf acht, welche auf eben die Art, wie der Haupttempel, erbauet gewesen, doch in Ansehung der Kostbarkeit von jenem verschieden waren. Zählt man in diesen alle einzelnen Kapellen und Altäre besonders, so möchte die vorhin gemeldete Zahl vielleicht heraus kommen. Es war fast keine Gasse anzutreffen, die nicht ihren besondern Schutzgott hatte, und kein Unglück zu erdenken, das nicht seinen besondern Altar gehabt hätte, wobey die Mexikaner Hülfe dawider zu finden glauben. Überhaupt machte ihre verrückte Einbildungskraft Götzen und Altäre, wo sie kein Mensch gesucht hätte.

In ihren Tempeln hatten sie, außer den zum Opfer nöthigen Geräthschaften, wovon wir her-

nach reden werden, noch einige andere heilige Geräthe. Zum Exempel in dem Tempel Quatzalcoalt hatten sie eine heilige Trommel, welche bey Auf- und Untergang der Sonne von den Priestern gerührt wurde; in dem Tempel des Vitzilixutzli war eine Trompete, die von niemanden als von den Opferpriestern geblasen werden durfte, und dieß nur zu der Zeit, wenn sie den Krieg ankündigten, und den Muth der Soldaten aufrischen wollten. In der Provinz Yucatan fanden die Spanier viele Kreutze, die von den Einwohnern mit gewissen Feyerlichkeiten verehrt wurden. Man ist über diese seltsame Erscheinung nicht einerley Meynung. Einige glauben, daß sie von Christen, die schon ehemals in diesem Lande gewesen wären, herkämen; andere nehmen sie für ein National-Bild an, und sagen, es würde hierunter der Regengott der Mexikaner vorgestellt. Die Sache an sich betrachtet, daß Kreutze angetroffen und von den Einwohnern verehrt worden, ist richtig; aber die Erklärung davon ist noch immer zweydeutig.

Der wichtigste Theil des öffentlichen Gottesdienstes der Mexikaner betrifft ihre Opfer. Alle Geschichtschreiber gestehen einmüthig, daß man in keinem der übrigen Welttheile etwas finde, das der Menschlichkeit solches Grauen errege, als die Menschenopfer der Mexikaner. Sie schonten nur deßwegen das Blut ihrer Feinde im Kriege, und suchten recht viele Gefangene zu machen, damit sie ihren Göttern zu Ehren eine recht große Menge Menschen in aller Gelassenheit abschlachten könnten. Montezuma, der letzte Mexikanische

König, gestand dem Cortez offenherzig, ungeachtet es in seiner Gewalt stehe, die Landschaft Tlascala zu erobern, so schlage er doch diese Ehre nur deßwegen aus, damit es ihm nicht an Feinden, das ist, Schlachtopfern für seine Tempel fehlen möge. Diese Grausamkeit ist ein Hauptzug in dem Charakter der Mexikaner, und es ist allerdings der Mühe werth, umständlicher davon zu handeln.

Die Umstände, die bey diesen abscheulichen Opfern vorfielen, waren diese. Man stellte die dazu gewidmeten Personen in eine lange Reihe, und umgab sie mit einer zahlreichen Wache. Hierauf stieg ein Priester vom Tempel herab. Er war mit einem weißen Rock, dessen Saum mit dicken Zwirnfranzen bebrämt war, bekleidet, und trug ein aus Maismehl und Honig verfertigtes Götzenbild in seinen Armen. Das Bild hatte gelbe Zähne und grüne Augen; dieses waren feine grüne Steine, und jenes Maiskörner. Der Priester lief die Tempeltreppe mit großer Eilfertigkeit herab, bestieg darauf einen mitten im Hofe befindlichen großen Stein, der mit Mauerwerk eingeschlossen war, und wendete sich gegen die Gefangenen, und zeigte das Bild einem nach dem andern, mit den Worten: siehe, das ist dein Gott. Er stieg darauf von diesem Stein herab, stellte sich vor die Gefangenen, und führte sie in einem ordentlichen Zug an den Ort, wo die Opferdiener auf sie warteten. Bey dem großen Tempel waren sechs Personen zu diesem grausamen Dienst bestellt, und ihre Würde war erblich. Vier hielten dem

armen Schlachtopfer Arme und Beine, der fünfte die Kehle, und der sechste schnitt ihm den Leib auf. Derjenige, der dem Opfermenschen die Brust aufschnitt, war der vornehmste, und wurde Topilezin genannt. Er trug einen langen mit rothen Franzen bebrämten Rock. Auf dem Kopf hatte er eine Krone von grünen und gelben Federn, an den Ohren goldene mit grünen Steinen besetzte Ringe, und auf der Unterlippe ein kleines Röhrchen von einem himmelblauen Stein; sein Gesicht war kohlschwarz angestrichen. Die fünf übrigen trugen falsche sehr krause Haare, welche mit ledernen Riemen, die mitten über die Stirne gingen, aufgebunden waren. An den Riemen hingen kleine mit allerley Farben bemahlte Schilder bis an die Augen herab.

So bald die Gefangenen an den zum Opfer bestimmten Ort gekommen waren, ließ man einen nach dem andern nackend, mit ungebundenen Händen auf einer schmahlen Treppe hinauf steigen. So wie die Reihe an einen kam, wurde er auf den zu dieser Handlung bestimmten Stein gelegt, und die Opferdiener verrichteten ihr Amt. Einer legte ihm ein Halsband um, und die andern hielten ihm Arme und Beine. Der Topilezin legte ihm die linke Hand auf die Brust, schlitzte mit der rechten Hand den Leib auf, und riß ihm lebendig das Herz heraus. Dieses hielt er gegen die Sonne, um ihr den daraus aufsteigenden ersten Dampf zu opfern. Hierauf wendete er sich zu dem Götzenbilde, welches er während dieser Handlung beyseite gelegt hatte, rieb ihm das Gesicht mit dem heraus ge-

rissenen Herzen, und sprach einige geheimnißvolle Gebethe dabey aus. Die übrigen Opferpriester ergriffen hierauf den Leichnam bey den Füßen, und warfen ihn die Treppe hinab, worüber er, weil die Treppe sehr jäh war, im Augenblicke hinunter rollte. Nunmehr kamen diejenigen herbey, welche die geschlachteten Personen ehemahls zu Gefangenen gemacht, und den Priestern überliefert hatten. Diese nahmen die Leichname, ein jeder den, welchen er gefangen genommen hatte, hinweg, und theilten sie unter ihre guten Freunde aus, die sich damit etwas zu Gute thaten. Bey manchem Fest belief sich die Anzahl dergleichen Schlachtopfer auf fünf tausend, indem man sie sorgfältig dazu aufbewahrte. Geschah es, daß sie eine lange Zeit Frieden, und also auch keine Gefangenen zum Opfer hatten; so stellte der Topilezin dem Kaiser vor, die Götter litten großen Hunger, und verlangten Opfer. Sogleich machte man allen Caziken bekannt, daß die Götter Lust hätten, eine Mahlzeit zu halten. Die ganze Nation griff zum Gewehr, man brach eine Ursache vom Zaun, und fiel den Nachbarn auf allen Seiten in das Land. So zeigte sich die Grausamkeit der Mexikaner auch sogar bey ihren Religions-Handlungen.

Außer diesem gab es auch noch einige andere Opfer, die man nur an gewissen Festtagen verrichtete. Eine Gattung derselben nannte man Racaxipe Velitzli, das ist, Menschenschinderey. Die Priester lasen einige Gefangene aus, schunden sie, und behingen mit ihrer Haut einige niedrigere Opferdiener; diese liefen damit in der gan-

zen Stadt herum, sangen und tanzten vor allen Häusern. Jedermann mußte ihnen eine Gabe reichen; wer es nicht that, dem schlugen sie einen Zipfel von der Haut in das Gesicht, daß er mit Blut gefärbet wurde. Dieses Sammeln währte so lange, bis die Haut zu verderben anfing; und die Priester brachten auf diese Weise viele Güter zusammen. An einem andern Fest mußten die Priester mit einem zum Opfer bestimmten Gefangenen kämpfen. Der Gefangene wurde mit einem Fuß an ein großes steinernes Rad angeschlossen, übrigens aber mit einem Schilde und Schwerte bewaffnet. Eben dieses Gewehr hatte auch der Priester. Das Gefecht ging vor den Augen des ganzen Volks vor sich. Überwand der Gefangene, so war er nicht nur vom Opfer erlöset, sondern er bekam auch alle Titel und Rechte, welche von den Landesgesetzen den berühmtesten Kriegern bestimmt waren, und es wurde dagegen der Überwundene geopfert. Ferner wurde an jedem Haupttempel ein Leibeigener gehalten; dieser wurde ein ganzes Jahr lang gefüttert, als ein Gott verehrt und angebethet, am Ende aber geopfert. Wer empfindet nicht ein innerliches Schauern über solchen entsetzlichen Greuel, welchem man den Schein einer Religion gab?

Die Feste, an welchen diese abscheulichen Opferhandlungen vorgingen, waren nicht weniger wunderlich. Das vornehmste Fest bey den Mexikanern war dasjenige, welches dem Vitzilipuzli zu Ehren gefeyert wurde. Es fiel in unsern Maymonath, und wurde hauptsächlich durch einen

feyerlichen Umgang begangen. Einige Tage vorher machten etliche dem Tempeldienst geweihete Jungfrauen einen Teig aus Maismehle, gestampften Bledoskörnern, und Honig, und verfertigten daraus ein großes Götzenbild, welches den Vizilipuzli vorstellen sollte. Alle vornehmen Herren des Reichs waren bey Verfertigung dieses Bildes gegenwärtig. Man schmückte das Bild mit Kleidern und allerhand Kostbarkeiten. Man setzte es in einen blauen Armstuhl auf eine mit Stäben versehene Tragbahre, damit man es desto bequemer tragen könnte. Am Tage des Festes, früh vor Aufgang der Sonne, erschienen diese jungen Mädchen mit weissen Kleidern im Tempel. Sie hatten Kränze von geröstetem Mais auf dem Kopf, und um den Hals, die ihnen bis über die linke Schulter hinab hingen; um die Ärme trugen sie Armbänder von angereiheten Maiskörnern, der ganze übrige Arm bis an das Handgelenke war mit rothen Federn bedeckt, und die Wangen waren roth bemahlt. Man nannte sie an diesem Tage Schwestern desjenigen Gottes, dessen Verehrung sie feyerten. Wenn die bestimmte Zeit kam, so nahmen sie den gebackenen Götzen mit seiner Bahre, und trugen ihn in den Tempelhof. Hier hatten sich die Jünglinge versammelt, die, so wie die Mädchen, zum Tempeldienste geweihet waren; diese nahmen ihnen die Tragbahre mit dem Götzen ab, und trugen ihn bis unten an die große Treppe des Tempels So wie der Götze hier ankam, so fiel das Volk, das sich in großer Anzahl versammelt hatte, nieder, und streute sich zur Bezeugung ihrer Demuth von der Erde, die unter ihren

Füßen war, auf den Kopf. Nunmehr nahm die feyerliche Prozession ihren Anfang. Die Jünglinge liefen mit ihrem Götzen in aller Eile nach dem Berg Chapultepeque, der eine Stunde von der Stadt Mexiko lag. Eben so geschwinde eilte ihnen das Volk nach. Hier verrichtete man in aller Geschwindigkeit ein kleines Opfer, und hielt eine kurze Ermahnung an das Volk. Mit gleicher Geschwindigkeit liefen sie nach dem Flecken Atlacuya, der einer alten Sage zu Folge sehr berühmt war, von da nach Cuyoacan. An beyden Orten thaten sie eben das, was sie auf dem Berge Chapultepeque gethan hatten; und ohne sich lange aufzuhalten, liefen sie wieder nach Mexiko zurück. Diese ganze Ceremonie mußte in vier Stunden vorbey seyn, obgleich der Weg zu allen diesen Orten mehr als vier französische Meilen ausmachte; weßwegen auch dieser Umgang Ypachna Vitziliputzli, oder, der Eilweg des Vitziliputzli, genannt wurde. So wie die Jünglinge mit dem Götzen wieder in den Tempelhof zurück kamen, so setzten sie ihn wieder an den nähmlichen Ort, wo sie ihn bekommen hatten, nieder. Von hier aus wurde er unter dem Schall musicalischer Instrumente mit Seilen auf die Höhe des Tempels gezogen, und daselbst in eine Kapelle, die mit einem Gewölbe bedeckt war, auf geflochtene Schilfdecken nieder gesetzt. Indem dieses geschah, lag alles Volk auf der Erde und bethete an; die Jünglinge aber streueten außerhalb und innerhalb des Tempels Blumen aus. Unterdessen kamen die vorhin gemeldeten Jungfrauen, und brachten viele Stücke Teig, aus welchem der Götze war gebil-

det worden; diese waren in knochenähnliche Formen gebracht, und wurden das Fleisch des Vitzilipuzli genannt. Sie wurden zum Theil unter das Volk ausgetheilt, zum Theil zu dem Götzen in den Kasten geworfen. Auf der andern Seite erschienen die Priester mit Kränzen auf dem Haupte, und an den Armen geziert; sie ließen die Abbildungen ihrer Götter und Göttinnen hinter sich her tragen. Sie traten um die Stücke Teig herum, und weiheten sie mit Gesängen und Gebethen. Hierauf kamen sie wieder von der Höhe des Tempels herunter in den Hof, wo die Gefangenen, die zum Opfer bestimmt waren, standen, und weiheten sie zum grausamsten Dienste, den man je gesehen hat, ein. Nunmehr erfolgte das Opfer, nach der vorhin beschriebenen Art, welches an diesem Feste zahlreicher als an allen übrigen, war. Während dem, als dieses Schlachten vorging, tanzte das Volk im Tempelhofe, und nahm noch sonst allerhand Ceremonien vor. Die Jungfrauen und Jünglinge gingen einander in bester Ordnung entgegen, und machten einen Kreistanz. Die vornehmen Herren antworteten auf ihren Gesang, und machten gleichsam den Chor. Das gemeine Volk mischte sich weiter nicht in die Handlung, als daß es tanzte und frohlockte. Wenn das Opfer vorbey war, so kamen die Priester wieder von der Höhe des Tempels herunter, zerschnitten die vorhin genannten Teigstücke in Bissen, und theilten sie unter das Volk aus. Während des ganzen Festes durfte niemand einige andere Speise genießen, als diese Stücke; man schloß deßwegen alle Lebensmittel, ja sogar das Wasser, ein,

damit nicht etwa die Kinder, ihren Hunger zu stillen, etwas genießen möchten. Endlich begaben sich die Priester wieder in die Kapelle, wo der gebackene Götze lag, zogen ihm die Kleider aus, und zerbrachen ihn in kleine Stücke, die sie ebenfalls unter das Volk ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts austheilten. Jedermann bezahlte seinen Antheil an den Kosten dieses Festes, und nachdem der oberste Priester die Anwesenden zur Beobachtung der Gesetze und der Religions-Gebräuche vermahnt hatte, so gingen sie nach Hause, und ihr großes Fest hatte ein Ende.

Das zweyte Fest nach diesem war dasjenige, welches sie dem Abgotte Tezkatlipuca feyerten, und Toxcoalt nannten. Einige Geschichtschreiber sagen, daß es alle Jahre, andere aber, daß es alle vier Jahre wäre gefeyert worden. Dieses Fest dauerte neun Tage. Am ersten Festtage gegen Abend versammelte sich das Volk im Tempel. Die Priester zogen dem gemeldeten Götzen die alte Kleidung aus, und legten ihm eine neue an, und putzten ihn mit Edelgesteinen und einem Federbusche. Hierauf wurde der Vorhang hinweg gezogen, und zugleich trat ein Priester hervor, der eben eine solche Kleidung, als der Götze, anhatte. Dieser wendete sich nach und nach gegen alle vier Weltgegenden, blies viermahl gegen die vier Winde mit einer steinernen stark schallenden Pfeiffe, und kauete eine Hand voll Erde. Eben dieses that auch das Volk. Diejenigen, die eine Missethat begangen hatten, weineten laut; die Kriegsmänner bathen insonderheit den Gott um Sieg wider ihre

Feinde und Einbringung vieler Gefangenen, die sie den Göttern zum Opfer darstellen könnten. Diese Ceremonie wurde acht Tage lang wiederhohlet, der neunte aber war der eigentliche Festtag. Das Volk versammelte sich schon in aller Frühe, um seine Andacht zu verrichten, und insonderheit um Wasser von ihrem Gott zu erbitten. So bald die Sonne aufgegangen war, brachten vier geschwärzte Priester das Götzenbild des Tezkatlipuca auf einem Tragsessel, der rund herum mit köstlichen Tüchern behangen war, auf ihren Schultern aus dem Tempel heraus. Sie setzten ihn unten an der Treppe, die nach der obersten Capelle zuging, nieder. Hierauf traten Jünglinge und Jungfrauen mit dicken Stricken hinzu, und umringten den Tragsessel. Zwey Priester huben den Abgott wieder in die Höhe, und trugen ihn um den innern Platz des Tempels herum. Ein jeder hatte ein Rauchfaß in Händen. So oft sie nun Rauchpulver darauf streueten, so streckten sie ihre Hand nach dem Götzen aus, und bathen ihn, ihr Gebeth nach dem Himmel zu bringen. Hintenher kam das Volk, und geißelte sich dergestatt, daß das Blut häufig herabfloß. Wenn der Umgang geendigt war, so wurde der Götze mit seinem Tragsessel wieder in die Höhe gezogen, und vor seine Kapelle offen hingestellt, der Platz aber mit Blumen bestreut. Hierauf brachte ein jeder dem Götzen nach seinem Vermögen Geschenke, Edelsteine, Weihrauch, Maiskörner, Früchte; die Armen brachten Wachteln, welchen der Priester den Kopf abbiß, und sie blutig vor den Götzen

nieder warf. Um die Mittagsstunde ging jedermann nach Hause, ausgenommen die Weibspersonen, die dem Götzen diesen Tag besonders zu dienen gelobt hatten, und die gewöhnlichen Diener des Tempels, die ihre Ceremonien immer fort trieben. Die Jungfrauen schmückten den Götzen auf das herrlichste, und setzten ihm Speise vor; sie gingen paarweise, und eine jede hatte eine Rinde Brot in der einen Hand, in der andern aber andere Speisen. Der Aufträger ging voran, und hatte einen weissen Rock, über ein ledernes Camisol ohne Ärmel, gezogen; an den Schultern hingen Flügel mit breiten Riemen, mit einer Kürbispflanze voll Heiligthümer. Dieser führte die Jungfrauen bis an die Treppe voe den Götzen, woselbst sie die Speisen mit einer scheinbaren Andacht nieder setzten. Sie gingen in eben der Ordnung, wie sie hinauf gegangen waren, wieder zurück, und nun gingen einige Diener des Tempels hin, und brachten die Speisen in die Kammern der Priester, die nach einem langen Fasten sich damit herrlich belustigten. Unterdessen stellte sich das Volk wieder ein, um dem Opfer beyzuwohnen. Derjenige Leibeigene, den man, wie wir oben gemeldet haben, ein ganzes Jahr gefüttert, und göttlich verehrt hatte, wurde herbey gebracht. Seine Herrlichkeit hatte nun ein Ende: der Oberpriester riß ihm das Herz aus dem Leibe, und hielt es warm und rauchend gegen die Sonne. Jünglinge und Jungfrauen standen um den unglücklichen Menschen herum, und fingen unter Trommeln und Pfeiffen einen Tanz um seine Leichnam an. Mit dem Ende

dieses Tages hatte auch der Dienst dieser heiligen Jünglinge und Jungfrauen ein Ende. Sie konnten nunmehr nach Hause gehen, und sich, wenn es ihnen beliebte, verheurathen. Ihre Stellen waren vorher schon wieder besetzt; denn aus den übrigen jungen Leuten hatten diejenigen, die im Laufen am geschwindesten waren, die Ehre, daß sie bis zur Wiederkehr dieses Festes in dem Tempel erhalten wurden, und sonst ansehnliche Vortheile genossen.

Endlich müssen wir noch eines Festes gedenken, welches dem Gott der Kaufmannschaft zu Ehren gefeyert wurde. Vierzig Tage vor dem Feste wurde ein Sclave gekauft, der wohl gebildet seyn, und kein Gebrechen an seinem Leibe haben mußte. Dieser wurde diese vierzig Tage dem Götzen Quatzalkoalt vorgestellt. Man wusch ihn zweymahl mit heiligem Wasser, schloß ihn des Nachts in einen eisernen Kefig ein, und hing ihm Halsbänder aus Blumen um. Er wurde alle Tage mit den besten Leckerbissen gespeiset, und mit Singen und Tanzen in der Stadt herum geführt. Neun Tage vor dem Opfer wurde ihm sein Schicksal durch zwey Priester angekündigt. Wenn er sich nach dieser Zeit nicht so beherzt und aufgemuntert als vorher betrug, so wurde es als eine böse Vorbedeutung angesehen. Es wurde geschwinde ein Trank aus Wasser bereitet, in welchem die blutigen Messer der Priester abgespühlet waren, und mit einem Kraut vermischt, welches Raserey zu verursachen pflegte. Dieses mußte er trinken, und die Folge davon war, daß

er unsinnig wurde, welches man aber als eine Änderung seiner Gesinnungen ansah. Das Opfer selbst geschah an dem Festtage um Mitternacht. Alsdenn wurde er mit Weihrauch beräuchert; es wurden ihm zu Ehren Lieder gesungen; endlich wurde ihm das Herz heraus gerissen, und warm und dämpfend gegen den Mond gehalten. Sein Körper wurde, wie bey andern Opfern, die Treppe des Tempels herunter geworfen, von den Anwesenden aufgehoben, und dem vornehmsten Kaufmann gebracht, welcher ihn sodann herrlich zurichten ließ, und die andern damit tractirte. Die Gäste tanzten unter der Zeit, bis die Mahlzeit fertig war. Mit Aufgang der Sonne machten sie dem Götzenbilde ihre Aufwartung; sie verkleideten sich auf mancherley Weise, als Vögel, Schmetterlinge, Frösche, Wespen, Bucklige, Lahme, Hinkende, und dergleichen. Jeder brachte eine lustige Erzählung vor, wie es mit seiner Verwandelung zugegangen wäre, und endlich machte ein feyerlicher Tanz den Beschluß des ganzen Tages.

Nun ist noch übrig, daß wir von denen Personen, die die Mexikaner zur öffentlichen Ausübung ihrer Religion brauchten, reden: Von denen sechs Priestern, die bey dem großen Tempel die Menschenopfer verrichteten, haben wir bereits gehandelt. Ihre Würde war erblich. Außer den Opferverrichtungen wurden sie auch als Wahrsager angesehen. Es eräugnete sich nicht leicht ein bedenklicher Umstand, wobey sie nicht zu Rathe gezogen wurden, und wovon man sie

nicht wegen des Ausgangs fragte. Außer diesen hatte ein jedes Quartier der Stadt und jeder Tempel seinen eigenen Priester, welcher zu diesem Amte entweder durch die Wahl berufen wurde, oder sich durch ein freywilliges Gelübde von Jugend auf dazu widmete. Ihre gewöhnliche Verrichtung war, daß sie vor den Göttern räucherten. Es geschah dieses alle Tage viermahl, bey Aufgang der Sonne, zu Mittag, bey Untergang der Sonne, und um Mitternacht. Dabey erschalleten im Tempel jederzeit Trompeten und Trommeln, die einen sehr traurigen Klang machten. Derjenige Priester, an dem die Reihe war, kam alsdenn mit einem weissen Rock gekleidet, und mit einem Rauchfaß in der Hand. Das Rauchfaß füllte er mit Kohlen von dem Feuer, das beständig vor dem Altare braunte; hierauf warf er den Weihrauch in das Feuer, und räucherte gan allein, obgleich seine Collegen um ihn herum standen. Nachgehends gab man ihm etwas Leinwand, damit er den Altar und die Vorhänge abstäubte. Hierauf gingen die Priester an einen verborgenen Ort , wo sie einige Bußübungen vornahmen; zum Beyspiel, sie peitschten sich, oder zapften sich an einigen Orten das Blut ab. Für diese Peinigung des Leibes wurden sie von den Einkünften des Tempels reichlich bezahlt. So lächerlich und abscheulich ihre Amtsverrichtungen waren, so fürchterlich war ihr Anzug. Sie salbten sich nicht nur die Haare, sondern den ganzen Leib vom Kopf bis auf die Füße mit Fett; das Blut von den Unglücklichen, die sie ihren

Götzen opferten, schmierten sie sich aus Aberglauben in das Gesicht und die Haare, welche dadurch so steif, als Borsten, wurden. Dieses verursachte ihnen desto mehr Beschwerlichkeit, da sie solche bis an ihren Tod, oder wenigstens bis sie in ihr hohes Alter, weder abschneiden noch auskämmen durften. Ihre Haare banden sie mit einem sechs Zoll breiten baumwollenen Tuch auf. Weil sie kein anderes Rauchwerk, als Harz, brauchten; so wurde ihre von Natur gelbe Gesichtsfarbe beynahe ganz schwarz. Wollten sie diejenigen Götzen verehren, die in Kellern, dickem Gebüsch, oder auf hohen Bergen ihre Stellen hatten; so bereiteten sie sich dazu mit einer Salbe, die aus der Asche von allerley giftigen Thieren, aus Tobak und Talg verfertigt wurde. Hierdurch wurden sie, nach der Meinung des gemeinen Mannes, über andere Menschen erhoben, und des Umgangs mit den Göttern fähig gemacht; sie glaubten es endlich selbst, und in dieser Zuversicht fürchteten sie sich vor nichts, und glaubten fest, daß ihnen kein reissendes Thier, selbst in den dicksten Wäldern, einigen Schaden zufügen könnte. Ihr übriger Priesterschmuck bestand in einem schwarzen Mantel, den sie auf der Erde nachschleppten, und oberwärts zusammen gefaltet war, daß sie ihn wie eine Capuze zusammen ziehen konnten.

Es waren auch in den Ringmauern von Mexiko einige Klöster, worin junge Manns- und Weibspersonen von der Welt abgesondert lebten. Die Mädchen durften nicht älter als zwölf bis

dreyzehn Jahre seyn, wenn sie in dem Tempel aufgenommen werden wollten. Wenn sie in den Dienst der Götter traten, so wurden ihnen die Haare abgeschnitten, die sie aber nachgehends wieder wachsen lassen durften. Sie wurden Töchter der Buße genannt, und ihre Verrichtung bestand darin, daß sie die Tempel reinigen und an großen Festtagen ausschmücken, des Nachts aufstehen, und ihr Gebeth verrichten mußten; zu gewissen Zeiten spielten sie des Nachts auf Flöten und Schneckenhörnern, stimmten traurige Lieder an, geißelten sich bis aufs Blut, zerstachen ihre Ohren, und bestrichen ihre Gesichter mit ihrem Blut, welches sie aber mit einem von den Priestern geweiheten Wasser wieder abwischten. Ferner war ihr Amt, für die Götzen, das ist, für die Priester zu kochen, indem diese nichts essen durften, als was vor den Altar gebracht worden war. Diese Speisen bestanden in kleinen Kuchen, welche in Form kleiner Götzenbilder mit Armen und Beinen gebacken waren; ingleichen kochten sie allerhand Kräuter und Zugemüse. Sie mußten auch für den Tempel spinnen und weben. Ihre Kleidung war ein weisser Rock. Sie wurden sehr hart gehalten, und über den geringsten Fehler sehr hart bestraft. Wenn sie die geringste Unkeuschheit blicken ließen, so wurden sie ohne Barmherzigkeit hingerichtet. Hatten die Mäuse oder Ratten etwas im Tempel zernaget; so glaubte man, der Himmel gebe durch dieses Zeichen seinen Zorn zu erkennen, und es müßte unter diesen Jungfrauen eine Unordnung vorgefallen seyn; man forschte nach der Schul-

digen, und unglücklich war diejenige, auf welche der geringste Verdacht fiel. Es wurden keine anderen, als aus der Stadt Mexiko gebürtige Mädchen dazu genommen. Wenn sie ein Jahr ausgehalten hatten, so stand es ihnen frey, entweder im Tempel zu bleiben, oder sich heraus zu begeben, und sich zu verheurathen. Sie hatten eine Aufseherinn aus ihrem Geschlechte, welche sie in einer strengen Zucht hielt.

Nächst diesem waren auch junge Mannspersonen in einem Kloster, die das Gelübde der Keuschheit hatten. Sie wohnten den Mädchen gegen über, durften aber mit ihnen nicht zusammen kommen. Bey ihrem Eintritt mußten sie achtzehn bis zwanzig Jahre alt seyn; man schor ihnen eine Krone auf dem Kopfe, und auf der Seite trugen sie die Haare nicht länger, als bis an die halben Ohren, am Hinterhaupt aber so lang, daß man sie in einen Zopf flechten konnte. Sie hatten die Aufsicht über die heilige Kleidung, Rauchfässer, und den immer glühenden Feuertopf vor dem Vitzilipützli. Sie mußten den Priestern bey allen zum Gottesdienst gehörigen Verrichtungen an die Hand gehen, die heiligen Örter auskehren, Blumen und Kräuter im Tempel ausstreuen, und den Priestern die Werkzeuge schärfen, womit diese in der Mitternacht Blut aus den Beinen zapften. Die Sittsamkeit wurde ihnen so scharf eingeprägt, daß sie in Gegenwart einer Weibsperson nicht einmahl die Augen aufschlagen durften. Sie sammelten Almosen von Haus zu Haus in der Stadt, und gingen bey dieser

Gelegenheit, allezeit vier oder sechs mit einander, in sehr demüthiger Stellung. Bekamen sie in einem Hause nichts, so war ihnen erlaubt, so viel zu nehmen, als sie essen konnten: denn weil sie die Armuth gelobt hatten, so wurden ihre Bedürfnisse jederzeit als sehr dringend angesehen. Bey der Nacht mußten sie aufstehen, und die Trompeten zum Räuchern der Priester blasen; an dem heiligen Feuer mußten sie wechselsweise Wache halten; bey dem Räuchern der Priester mußten sie gegenwärtig seyn, und wenn sich diese an einen geheimen Ort begaben, so mußten sie mit ihnen gehen, und sich mit Pfriemen blutig stechen. Ihr Gewand war ein härener, aber sehr rauher Sack. Die Zeit ihres Dienstes dauerte gleichfalls ein Jahr, nach dessen Verlauf sie wieder aus dem Tempel heraus gehen durften. Zu gewissen Jahresfesten kamen sie mit den Priestern an einem Ort zusammen, wo sie sich mit spitzigen Kieselsteinen und andern Instrumenten in der Gegend zwischen dem Schienbein und der Wade eine Menge Blut abzapften; die blutigen Messer steckten sie hernach in runde Strohwische, und legten das blutige Stroh zwischen die Zinnen des Tempelhofes, damit das Volk ihren Eifer in den Bußübungen daraus erkennen konnte. Weil nun keines von diesen Messern mehr als einmahl gebraucht werden durfte, so hatten sie jederzeit eine große Menge derselben in Vorrath. Sie beobachteten oft fünf bis sechs Tage lang ein strenges Fasten, und peinigten ihren Leib durch öfteres Geißeln. Diese Geißeln wurden aus dem Garn von Maguey geflochten, waren eine Klaf=

ter lang, und hatten am Ende Knoten, damit sie desto tiefer in die Haut eindrangen.

In den andern Provinzen des Mexikanischen Reichs traf man eine Menge solcher Klöster an, die man als die einzige Quelle des Gottesdienstes ansah. Der älteste Sohn in einer Familie hatte zwar das Recht zur Erbschaft seines Vaters, aber er mußte zuvor in ein Kloster gehen, und das Ordenskleid ein ganzes Jahr tragen. Von diesem Gebrauche waren nicht einmahl die Söhne der Cazikeu befreyet. So bald der von ihnen bestimmte Tag erschien, wurden sie von den vornehmsten Einwohnern ihres Bezirks unter dem Schall ihrer musicalischen Instrumente abgehohlt, und nach dem Kloster geführt. Hier kamen ihnen die Priester entgegen, zogen ihnen ihre Kleider aus, hingen ihnen dafür alte, mit Harz eingeschmierte Lumpen um. Man reichte ihnen ein Messer von Kieselstein, womit sie sich blutig ritzen mußten, und man rieb sie im Gesicht, auf der Brust, und an den Schultern mit giftigen Kräutern, welches gleichsam das Siegel ihrer Einweihung war. In dem Kloster gewöhnte man sie zur Enthaltung, ließ sie allerhand harte Arbeit verrichten, und bestrafte sie wegen des geringsten Verbrechens mit aller Strenge. Wenn das Jahr ihres Dienstes verflossen war, so wurden sie von ihren Verwandten mit eben solcher Pracht, als sie in das Kloster geführt worden waren, wieder zurück gehohlt; vier junge Mädchen badeten sie alsdenn mit wohlriechendem Wasser, und wuschen ihnen den Ruß vom Harz ab, der

sich von dem vielen Räuchern vor den Götzen angehängt hatte. Wenn jemand dieses Prüfejahr so lange verschob, bis sein Vater gestorben war, so konnte er die ihm zugefallene Erbschaft nicht eher antreten, als bis er es ausgestanden hatte. Bey der Krankheit eines Caziken stellten die Klöster für seine Genesung Wallfahrten an, und thaten allerhand Gelübde. Sie standen bey dem Volke deßwegen in dem größten Ansehen.

So sah die Religion der Mexikaner aus. Als die Spanier in das Land kamen, und die Abscheulichkeit dieses Götzendienstes sahen; so entflammte ihr Eifer dermaßen, daß sie ungesäumt anfingen ihre Götzen zu zerstören. Der gemeine Haufe hing zwar stark an seinen Götzen; als sie aber sahen, daß ein Götze nach dem andern zerstückt wurde, ohne daß den Spaniern etwas übels deßwegen begegnete, so fingen sie an, selbst ein Mißtrauen darein zu setzen, zumahl da sie bisher die abscheulichen Menschenopfer bloß aus Furcht gebraucht hatten.

Dritter Abschnitt.

Staatsverfassung der Mexikaner.

Wir haben bereits oben angemerkt, auf welche Art die Mexikaner sich nach und nach in eine bürgerliche Verfassung begaben, und wie sie nach und

nach ihrenStaat eingerichtet haben. Der gezähmte und zur Unterordnung gebeugte Geist der Mexikaner war durch den Lauf verschiedener Zeiten vorbereitet, sich zu einer monarchischen Regierungsart zu schmiegen. Allein die Beschreibung ihrer Staatsverfassung durch die Spanier, die sie umstürzten, ist viel zu mangelhaft und widersprechend, als daß wir ihre Regierungsform genau abschildern könnten. Bald stellen sie die Mexikanischen Monarchen als unumschränkt vor, als ob sie in allen Staatsgeschäften bloß nach ihrem Willen verfahren hätten; bald entdecken wir Spuren eingeführter Gebräuche und Gesetze, welche auf die Einschränkung derMacht der Krone abzielten: bald treffen wir Recht und Freyheiten des Adels an, welche den Anmaßungen des Kaysers Schranken setzten. Dieser anscheinende Widerspruch rührt daher, daß man die Neuerungen des Montezuma von der vorherigen Regierungsart nicht genug unterschieden hat. Seine kühne Herrschsucht stürzte die Regierungsform um, und führte einen gänzlichen Despotismus ein. Er kehrte sich an keine Gesetze, und erniedrigte seine Unterthanen von allen Ständen bis zum Sclavenstande. Die Standespersonen vom ersten Range unterwarfen sich diesem Joch sehr ungern. Es ist also offenbar, daß wir nur unter der Regierung der alten Mexikanischen Könige ihre eigentliche Staatsverfassung entdecken. Es scheint von der Stiftung der Monarchie an der Adel gewisse Rechte gehabt zu haben. Ihre Anzahl scheint sehr groß gewesen zu seyn. Nach dem Berichte des Herrera gab es im Mexikanischen Reiche dreyßig Standes-

personen, deren jede ungefähr hundert tausend Mann in ihrem Gebiethe hatte; und diesen dreyßigen waren ungefähr drey tausend Edle von niedrigerm Range untergeordnet. Wir finden in der Mexikanischen Staatsverfassung ein sichtbares Bild der Lehensverfassung in ihrer strengsten Gestalt, und wir erkennen ihre drey Unterscheidungsmerkmahle; einen Adel in einer fastunabhängigen Gewalt; ein in die tiefsteUnterwürfigkeit herabgedrucktes Volk, und einen Monarchen, dem die vollziehende Macht des Staats anvertraut ist. Die Gewalt der Krone war vor den Zeiten des Montezuma sehr eingeschränkt; der Adel hatte sich alle Gewalt vorbehalten, und dem Kaiser nur den Schatten gelassen. Kraft eines Grundgesetzes durfte der Kaiser keinen für den ganzen Staat wichtigen Punct ohne die Genehmhaltung seinesStaatsraths entscheiden; ohne ihre Einwilligung durfte er die Nation nicht in Krieg verwickeln; auch konnte er über den wichtigsten Zweig der Staatseinkünfte nicht nach eigenem Belieben verfügen, denn dieser war gewissen Bestimmungen gewidmet, denen er durch die königliche Gewalt nicht entzogen werden durfte.

Um nun dieser Reichsverfassung und den dadurch verordneten Einschränkungen ihre ganze Wirkung zu versichern, ließ der Mexikanische Adel die Krone nicht erblich werden, sondern Mexiko war ein Wahlreich, und die Thronfolge keines Weges erblich. Einige der vornehmsten und mächtigsten Fürsten lenkten meisten Theils die

Sache so, daß die Wahl nach ihrem Willen ausfiel. Der neue König, oder Kaiser, mußte sich gewissen Bedingungen unterwerfen, außerdem aber regierte er unumschränkt, ohne daß er besorgen durfte, daß ihn jemand zur Rechenschaft darüber ziehen würde. Diese Gewalt stieg stufenweise zu ihrer Höhe, und kam endlich zu einer solchen despotischen Macht, daß der letzte Kaiser Montezuma seine Unterthanen mit aller ersinnlichen Tyranney drückte, und sie als Sclaven behandelte. Es glimmte deßwegen das Feuer der Unzufriedenheit schon in der Asche, und würde unfehlbar in eine offenbare Empörung ausgebrochen seyn, wenn nicht die Spanier dem ganzen Mexikanischen Reiche ein Ende gemacht hätten. Unfehlbar unterstützte das allgemeine Mißvergnügen der Nation die Unternehmung der Spanier; und erleichterte ihnen die Eroberung dieses weitläufigen Reichs, welche sonst doch wohl nicht so geschwinde erfolgt seyn würde.

Wenn ein Kaiser gewählt wurde, so war die erste und Hauptbedingung diese, daß er sich an die Spitze der Armee stellen, die Feinde des Reichs bekriegen, von ihnen einiges Land erobern, und Gefangene einbringen mußte. Ehe wurde seine Wahl nicht für gültig gehalten, als bis er diese Bedingung erfüllt hatte, und man sah es als eine göttliche Bestätigung seiner Wahl an, wenn der Ausgang des Kriegs glücklich gewesen war. Es war dieses eine der Haupt-Staatsmaximen, wodurch das Mexikanische Reich in so kurzer Zeit zu einer so erstaunlichen Größe angewachsen war.

So bald nun der Sieg die Verdienste des neuerwählten Kaisers hinlänglich bestätigt hatte; so schritt man unverzüglich zur Krönung. Er hielt einen prächtigen Einzug in die Stadt, worin alle Anstalten zum herrlichsten Triumphe gemacht waren. Der ganze Adel, die Staatsbedienten, die Opferpriester begleiteten ihn bis an den Tempel des Kriegsgottes. Hier wurden zuerst die Gefangenen vor seinen Augen geopfert. Alsdenn stieg er von seinem Tragesessel herunter, und die Krönungs-Ceremonien nahmen ihren Anfang. Man legte ihm den kaiserlichen Mantel um; in die rechte Hand gab man ihm ein goldenes Schwert, das mit Feuersteinen besetzt, und ein Zeichen der Gerechtigkeit war, in die linke aber Bogen und Pfeile, wodurch man die unumschränkte Gewalt über das Kriegsheer anzeigte. Hierauf setzte ihm der Cazike von Tezeuco, aus einem besondern Vorrechte, die Krone auf. Diese bestand in einer goldenen Mütze, die vorwärts spitzig zuging, hinterwärts aber sich herab bog. Man entkleidete ihn hierauf wieder, und trug ihn ganz nackend und in aller Stille in den Tempel. Hier fiel er zur Erde nieder, und küßte das Pflaster vor dem Götzenbilde des Vitzliputzli. Hierauf erschien der hohe Priester in seinem Amtsschmucke, und in Begleitung vieler anderen Priester in langen Röcken, und bestrich ihn am ganzen Leibe mit einer kohlschwarzen Farbe. Sodann sprach er einige Gebethe über ihn, und besprengte ihn mit Wasser, das man im Tempel verwahrte, und worunter Cederblätter gemischt waren. Sodann deckte er ihm einen weissen Mantel, der überall mit Todtenköpfen

bemahlt war, über den Kopf, über diesen noch einen schwarzen, und über diesen den dritten von himmelblauer Farbe. Um den Hals band er ihm gewisse rothe Nesseln, woran die Kennzeichen der königlichen Würde hingen, und auf die Achseln ein kleines mit einem gewissen Pulver angefülltes Muschelchen, das ihn vor Bezauberung, Pest und allem übrigen Unheil bewahren sollte. Endlich band man ihm ein Säckchen voll Weihrauch an den linken Arm, und gab ihm ein Rauchfaß voll glühender Kohlen in die rechte Hand. Der Kaiser stand sodann auf, beräucherte das Götzenbild, und setzte sich hernach nieder. Hierauf stellte sich einer von den Großen des Reichs gegen ihn über, wünschte ihm im Nahmen aller seiner Unterthanen Glück, und stellte ihm die damit verknüpfte Schuldigkeit vor. Endlich näherte sich ihm der Hohepriester, und nahm ihm einen Eid ab, worin er sich anheischig machte, die Religion seiner Voráltern zu erhalten, die Gesetze und Gewohnheiten des Reichs zu beobachten, und seine Unterthanen mit Sanftmuth und Gelindigkeit zu regieren; gleichfalls schwur er, daß, so lange er regieren würde, es zur rechten Zeit regnen sollte, daß die Flüsse nicht aus ihren Ufern treten und eine Überschwemmung anrichten, daß die Felder nicht durch Unfruchtbarkeit, und die Menschen nicht von schädlichen Einflüssen der Sonne und der Luft geplaget werden sollten. Ein solcher Eidschwur scheinet außerordentlich wunderlich zu seyn. Entweder haben die Erfinder desselben dadurch den Regenten bey seinen Unterthanen in ein desto

größeres und beynahe göttliches Ansehen setzen wollen; oder, wie es einige erklären, dem Regenten nur zu Gemüthe führen wollen, mit Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren, damit dergleichen Unglücksfälle weder für eine Folge seiner Unvorsichtigkeit, noch für eine Strafe seines übeln Lebens angesehen würden. Nachdem diese feyerliche Handlung geendigt war, so wurde er in einen großen Sal des Tempels geführt. Jedermann entfernte sich von hier, und der Kaiser setzte sich auf ein Bett, und brachte vier ganzer Tage mit Bethen, Bußübungen und Opfern zu. Er aß des Tages nur einmahl, badete sich des Nachts in fließendem Wasser, und ließ Blut aus seinen Ohrläppchen hinein tropfen. Alles, was er den Göttern an Brot, Blumen und Früchten opferte, das mußte mit Blut aus seiner Zunge, Nase, Händen und andern Gliedern befärbt seyn. Wenn diese vier Tage zu Ende waren, so hohlte man ihn wieder ab, und führte ihn mit großen Freudenbezeugungen in seinen Pallast.

Wenn sich der Kaiser im Staat sehen ließ, so trug er einen feinen baumwollenen Mantel, der auf beiden Schultern fest gemacht war, den größten Theil des Leibes bedeckte, und hinten bis auf die Erde hinunter hing. Dieser Mantel war mit vielerley Arbeit von Gold, Perlen und kostbaren Steinen besetzt, die ihm mehr zur Last, als zur Zierde dienten. Die Krone, die er trug, war eine goldene Mütze; an den Füßen trug er goldene Sohlen, wovon die Riemen, die

mit kleinen goldenen Nägeln besetzt waren, über den Fuß gingen, ungefähr so, wie die alten Römer ihre Schuhe trugen. Insgemein ließ er sich von seinen Lieblingen auf einem goldenen Tragsessel tragen. Dieser prächtige Sessel war mit den kostbarsten und seltensten Federn auf allen Seiten bedeckt, welche dermaßen künstlich zusammen gefügt waren, daß dessen Reichthum und Kostbarkeit unter den Federn hervor leuchtete. Auf den Seiten des Sessels gingen insgemein vier der vornehmsten Herren, die einen Himmel über ihn trugen. Dieser Himmel war aus grünen Federn zusammen gesetzt, und sah wie eine mit silbernen Blumen gezierte Decke aus. Vor dem Sessel gingen zwey Marschälle mit goldenen Stäben her, die sie bisweilen in die Höhe huben, um die Ankunft des Kaisers anzuzeigen; worauf sogleich ein jeder von den Anwesenden auf die Knie fiel, sich aber nicht getrauete, den Kaiser anzusehen. Wer dieses Ceremoniell nicht beobachtete, wurde als ein Missethäter angesehen.

Die Art, mit welcher sich ehemahls die Asiatischen Könige bedienen ließen, war nicht mit mehr Stolz und Eitelkeit verknüpft, als die Bedienung des Mexikanischen Kaiser, kurze Zeit vor der großen Staats-Revolution. Montezuma der Zweyte suchte die Majestät seines Reichs durch äußerliche Pracht mehr zu erheben, als irgend einer seiner Vorfahren. Er fand zu diesem Ende viele neue Ceremonien, oder er schrieb doch wenigstens die Ehre der Erfindung seinem Verstande zu. Er

vermehrte die Anzahl seiner Bedienten, und schloß davon Personen von geringerem Stande ganz und gar aus. Niemand als nur Herren von vornehmer Abkunft durften sich seiner Person nähern. Als daher Cortez bey seiner ersten Zusammenkunft dem Kaiser mit eigenen Händen eine emaillirte und mit falschen Steinen besetzte Kette um den Hals hing; so wollten ihn die Günstlinge des Kaisers, die an seiner Seite stunden, zurückweisen, indem sie ihm zu verstehen gaben, diese Galanterie wäre zu frey. Sie konnten überhaupt nicht begreifen, warum sich der Kaiser wider seine Gewohnheit so weit zu den Spaniern herab ließ. Er äußerte beständig, daß es seine Hauptmaxime sey, daß ein Regent niedrige Leute niemahls seines Zutrauens würdigen dürfe, als welche wegen ihrer schlechten Umstände weder eine Erhabenheit der Gedanken, noch eines Vermögens sich dankbar zu erzeigen, fähig wären; solche Leute müsse ein Regent nur von weitem begnadigen. Er ertheilte deßwegen sehr selten öffentliche Audienz, und wenn es geschah, so wurde solche mit der größten Pracht vollzogen, und dauerte einen großen Theil des Tages. Alle Großen, die in den Pallast kommen durften, mußten alsdenn zugegen seyn; die Staatsräthe und Günstlinge stellten sich neben dem Thron in Ordnung, damit sie bey schweren und wichtigen Vorfällen den Kaiser mit ihrem Rathe unterstützen könnten. Auch waren eine Menge Personen da, die das Verlangen der Anwesenden, und die Antwort des Kaisers vermittelst gewisser Zeichen bemerkten. Wer Gehör haben wollte, mußte zuerst seinen Nahmen ange-

ben, alsdenn wurde einer nach dem andern hin-
ein gerufen. Wer zur Audienz kam, mußte bar-
fuß und mit nieder geschlagenen Augen erschei-
nen, und drey Verbeugungen machen: bey der
ersten sagte er: Herr! bey der andern, gnädi-
ger Herr! und bey der dritten, großer Herr!
Er mußte hierauf sein Anliegen kurz vorbringen,
und wenn er Antwort darauf erhalten hatte, so
durfte er weiter nichts vorbringen, sondern mußte
sogleich wieder rücklings zum Zimmer hinaus ge-
hen. Der Kaiser beobachtete in seinen Reden
Kürze und Ernsthaftigkeit, doch ließ er sich so
weit herunter, auch die lächerlichsten Bitten sei-
ner Unterthanen anzuhören, ja er suchte sogar
eine gewisse Ehre darin. Wer an diesen Cere-
monien das geringste versah, der wurde nach
aller Schärfe gestraft, ja man sagt, daß der
Scharfrichter jederzeit vor der Thüre gestan-
den habe.

Zur Pracht des Mexikanischen Kaisers gehör-
ten auch seine Leibwachten. Er hatte deren zwey;
die erste war so zahlreich, daß sie alle Höfe sei-
nes Pallastes einnahm, die andere aber bestand
aus lauter Edelleuten, und war erst vom Mon-
tezuma errichtet worden. Ihre Anzahl erstreckte
sich auf zweyhundert, und jeder stammte aus ei-
nem berühmten Geschlecht ab. Jene begaben sich
täglich in den Pallast, und theilten sich in zwey
Haufen, wovon der eine die Person des Kaisers
im Pallast, die andere aber auswärts beschützen
mußte. Sie wechselten im Dienste mit einander
ab. Das übrige ganze Corps war in verschiede-

ne Regimenter getheilt, und begriff den Adel des ganzen Reichs in sich. Die Kaiser mochten daher in eine Stadt kommen, in welche sie wollten, so fanden sie überall Edelleute, die zu ihrer Leibwacht gehörten. Ihre Posten hatten sie allemahl in dem Vorzimmer; daselbst speiseten sie auch von den Gerichten, die von der Tafel ihres Herrn weggetragen wurden. Zuweilen erlaubte ihnen der Kaiser in das Zimmer zu treten. Es geschah dieses nicht so wohl, ihnen eine Gnade zu erweisen, sondern vielmehr um zu sehen, ob sie auch ihren Dienst in Person verrichteten. Überhaupt rühmte sich Montezuma, daß er diese Garde aus Staatsklugheit errichtet habe, um den Gehorsam des Adels in beständiger Übung zu erhalten, und um den besten Theil seiner Unterthanen genau kennen zu lernen.

Bey der Tafel zeigte der Mexikanische Kaiser ebenfalls seine Hoheit. Sein Tisch war gemeiniglich mit mehr als zweyhundert Schüsseln besetzt, worin die schmackhaftesten Speisen aufgetragen wurden. Man darf nicht glauben, daß nur allein die Europäer die Kunst verstanden haben, den Gaumen zu kitzeln; die Mexikaner verstanden sie auch, und zwar in solcher Maße, daß nicht nur die Spanier an ihren Gerichten Geschmack fanden, sondern auch die Weise, sie zuzubereiten, in Spanien einführten. Auch bey wilden Völkern ist der Geschmack sinnreich, auf allerhand Mittel zu denken, sich zu befriedigen. Montezuma, der auch in diesem Stück den Mexikanischen Hof glänzend machte, setzte sich nie-

mahls zur Tafel, als bis er alle Gerichte nach der Ordnung besehen hatte. Nachdem er seine Augen an ihrer Mannigfaltigkeit gesättigt hatte, so setzte er sich erst zu Tische, und zwar ganz allein. er aß aber nur von denen Speisen, die ihm bey der Musterung die besten geschienen hatten; die übrigen wurden unter seine adelige Leibwacht ausgetheilt. Die Tafel kostete den Kaiser außerordentlich viel; denn nicht allein diejenigen, die in seinem Pallaste wohnten, sondern alle diejenigen, die Amts und Pflicht halber am Hofe gegenwärtig seyn mußten, wurden auf seine Kosten gespeiset. Wir wollen die Art, wie der Kaiser zu speisen pflegte, nach den Worten eines Augenzeugen beschreiben. Die Tafel war sehr groß, und mit rothem Leder bedeckt; der Stuhl, worauf der Kaiser saß, war ein Schemel, oder vielmehr ein Kloß, der an dem Orte, worauf der Kaiser saß, etwas ausgehöhlet, übrigens aber zierlich ausgearbeitet, und schön bemahlet war; seine Höhe war nach der Höhe des Tisches verhältnißmäßig eingerichtet. Die Tafel- und Handtücher waren von Baumwolle, ungemein zart und weiß; sie wurden von dem Kaiser nicht mehr als ein einziges Mahl, nachher aber von seinen Hofbedienten gebraucht. Die Speisen wurden von Edelknaben aufgetragen, und in einem Sal nach der Ordnung hingesetzt. Hier besah sie der Kaiser, und bemerkte diejenigen mit einem Stäbchen, welche er auf seinen Tisch wollte gebracht haben. Ehe sich der Kaiser zu Tische setzte, so kamen zwanzig der schönsten Frauenzimmer, und reichten ihm das Handwasser. Wenn er sich zu



Zeitvertreib des Kaisers nach der Tafel.

Back of
Foldout
Not Imaged

Tische gesetzt hatte, so zog einer der vornehmen Herren, die bey ihm waren, ein hölzernes Geländer quer über den Sal, damit diejenigen, die dem Kaiser bey der Tafel sehen wollten, nicht zu nahe an ihn kommen möchten; und auf diese Weise wurde der Speisesal in zwey Galerien getheilt. Innerhalb dieser Galerie standen drey bis vier der ältesten Staatsräthe, und einer von ihnen empfing die Speisen an dem Geländer, und setzte sie auf die Tafel. Jedermann beobachtete ein tiefes Stillschweigen; diejenigen, die ihn bedienten, waren barfuß, denn niemand durfte anders als mit bloßen Füßen vor ihn kommen; sie verrichteten ihr Amt kniend, und mit niedergeschlagenen Augen. Nicht weit von seiner Tafel saßen sechs vornehme Herren, die ihm bey Tische Gesellschaft leisten mußten. Die Schüsseln, die aufgesetzt wurden, waren von feiner Thonerde, die Trinkgeschirre aber von Gold, oder Muscheln, die ungemein reich gezieret waren. Seine Getränke waren von verschiedener Gattung; einige waren wohlriechend, andere bestanden aus dem Saft gewisser heilsamer Kräuter; er bediente sich auch eines Getränks, das, so wie das Bier, aus Mais zubereitet war. Unter dem Essen ergetzte sich der Kaiser an den Reden der Stocknarren, oder an einer Tafelmusik, die aus Pfeifen, Dudelsäcken, Schalmeyen, und kupfernen Trommeln gemacht wurde: ingleichen waren Zwerge, Bucklige und andere Mißgeburten vorhanden, die dem Kaiser allerhand Narrenspossen vormachen mußten. Diese Kerl suchten ihr Glück damit zu machen, daß sie andere zum Lachen

reitzten, und alle Ehrerbiethung und Bescheidenheit aus den Augen setzten. Montezuma sagte, daß er dergleichen Leute deßwegen gern um sich hätte, weil sie ihm manche Wahrheiten, die ihm sonst niemand sagen würde, bekannt machten; eine scheinbare Entschuldigung, seiner Schwachheit einigen Anstrich zu geben! Unter den Musikanten waren auch Sänger, die die Thaten der alten Mexikanischen Könige besangen. Ihre Lieder wurden auch in den Tempeln musicirt, und die Kinder lernten sie auswendig, damit ihre alte Geschichte nicht in Vergessenheit gerathen möchte. Wenn der Kaiser von der Tafel aufgestanden war; so trank er Chocolade, rauchte Tobak mit Ambra vermischt, und alsdenn hielt er Mittagsruhe. Wenn er ausgeruhet hatte, so kamen die Großen des Reichs, und beredeten sich mit ihm über Staatsgeschäfte; alsdenn traten die Musikanten in das Zimmer, und sangen so, wie über der Tafel, unter dem Klang der Instrumente, einige Lieder ab; und zuletzt ließ sich der Kaiser von seinen Stocknarren noch ein Schauspiel vorstellen. Dieses war die gewöhnliche Lebensart und der Zeitvertreib des Kaisers.

Zur äußern Pracht des Kaisers von Mexiko gehörten auch seine Palläste und Lusthäuser. Der Hauptpallast lag mitten in der Stadt Mexiko, und es ist in der That zu verwundern, da den Mexikanern viele Dinge, die wir zur Aufführung eines Gebäudes unumgänglich nöthig haben, ganz und gar unbekannt waren, wie sie den Zusammenhang und die Befestigung der einzelnen Thei-

le haben bewerkstelligen können. Da ihn die Spanier das erste Mahl zu Gesicht bekamen; so konnten sie sich über die Größe und Schönheit desselben nicht genug verwundern. Er bestand in einem Gebäude von außerordentlicher Größe, und hatte dreyßig Eingänge, die auf eben so viel Gassen stießen. Über dem Hauptthore war das Mexikanische Wapen angebracht. Es bestand solches in einem Greif, dessen halber Leib einen Adler, die andere Hälfte aber einen Löwen vorstellte. Die Flügel waren ausgebreitet, und in seinen Klauen hielt er einen Tieger. Die Vorderseite des ganzen Gebäudes war von sehr großer Länge, und war von vielerley hellgeschliffenem, schwarzem, rothem und weissem Jaspiß aufgeführt. Man mußte durch drey Vorhöfe durchgehen, ehe man zu den Zimmern kam, die der Kaiser bewohnte. Diese bestanden aus mehr als hundert Gemächern von fünf und zwanzig bis dreyßig Schuhen in der Länge, und hundert Bädern. In jedem Vorhof war ein schöner Springbrunnen, und andere Verzierungen. Die Wände bestanden aus einer Vermischung von Marmor, Jaspiß und Porphyr, und aus allerley schwarzen und rothgestreiften, auch weissen Steinen, die einen prächtigen Glanz von sich warfen; in einigen Zimmern waren sie mit Baumwolle, die mit den Haaren von Kaninchen künstlich vermischt war, geschmückt; der Grund bestand aus Federn, die wegen der Schönheit ihrer Farben und Mannigfaltigkeit ihrer Bilder gut in das Auge fielen. Die Decken bestanden aus Cedern, Cypressen und anderm wohlriechenden Holze, und waren mit Laub-

werk und anderer erhabener Arbeit ausgeleget. Mit dieser Verzierung stimmten freylich die Betten nicht allzu wohl zusammen; denn sie bestanden nur aus einer Decke, die man über eine Matte herbreitete.

Außer diesem Hauptpallast hatte der Kaiser in der Stadt noch mehrere andere, und in einem jeden derselben war etwas Besonderes zu sehen. Einer, den sein Vater Axayka erbauet hatte, gab dem vorhergehenden an Größe nichts nach; er hatte das Ansehen einer starken Festung, und war mit starken und dicken Mauern umgeben, auch mit Thürmen versehen, die im Falle der Noth zur Vertheidigung dienen konnten. Die Pracht des letzten Mexikanischen Kaisers war nicht allein in seinen kaiserlichen Sitz eingeschränkt, sondern er hatte auch in und außerhalb der Stadt verschiedene Lusthäuser, welche von seinem Stolz und Eitelkeit eine deutliche Probe ablegten. Eines dieser Schlösser hatte viele große auf Jaspißsäulen ruhende Gänge, nebst allen im Mexikanischen Reich vorhandenen Gattungen von Vögeln, wovon entweder der Gesang oder das Gefieder etwas Besonderes an sich hatte. Die Meervögel wurden in einem Deiche von gesalzenem Wasser, die Flußvögel hingegen in süßem Wasser gehalten; die Gänge waren bloß für Feld- und Waldvögel bestimmt. Weil ihre Federn bey den Mexikanern für eine sehr kostbare Ware gehalten wurden, so pflückte man sie ihnen zu gewissen Zeiten aus, und machte daraus allerhand Zeuge, Gemählde und andere Zierathen. Es wurden dieser Thiere eine so ungeheure Menge ge-

halten, daß drey hundert Personen zu ihrer Wartung erfordert wurden. In einem andern Lustschloß hatte der Kaiser sein Jagdzeug, wozu eine große Anzahl Raubvögel gehörten, die zur Beitze sehr wohl abgerichtet waren; in einem besondern Behältnisse wurden allerhand wilde Thiere, Löwen, Tieger, Bären, und dergleichen, in großen hölzernen Kefigen aufbewahrt; noch in einem anderen wurden Stocknarren, Gaukler, Zwerge, Bucklige, Blinde, und überhaupt solche Leute aufbehalten, die eine merkliche Ungestalt mit auf die Welt gebracht hatten. Es geschah dieses nicht, sie aus Erbarmen zu verpflegen, oder ihren unangenehmen Anblick der Welt nicht darzustellen; sondern der uncultivirte Geschmack des Mexikanischen Hofs fand sein Vergnügen daran. Diese Mißgestalten hatten ihre Lehrmeister, die ihnen allerley zu ihren natürlichen Gebrechen schickliche Künste beybringen mußten. Sie wurden sehr gut gehalten, und mancher Vater machte sein Kind mit Fleiß zum Krüppel, damit es für seine ganze Lebenszeit gut versorgt seyn möchte. Das Wunderbarste dabey ist, daß der Kaiser in diesem Hause auch eine Kapelle hatte, worin er seine Religionsübungen für sich allein beobachtete. Hierher begab er sich alle Nächte, und fragte mitten unter dem Geheule und Geschrey der wilden Thiere seine Götter um Rath. In der Stadt war noch ein anderes Haus, welches man das Trauerhaus zu benennen pflegte. Hierher begab sich der Kaiser, wenn er eine Gemahlinn, oder einen Anverwandten, den er besonders hoch schätzte, verlor; oder wenn eine

allgemeine Landplage ein öffentliches Merkmahl seiner Betrübniß erforderte. Schon die Einrichtung dieses Hauses war im Stande, einem jeden eben die Empfindung, die der Kaiser mit sich brachte, einzuflößen. Wände, Dach, und alles Geräthe war schwarz, und von einem traurigen Anblicke; die Fenster waren klein, und mit einem dermaßen engen Gitterwerk verwahrt, daß dem Lichte kaum einiger Durchgang übrig blieb. In diesem traurigen Aufenthalt blieb der Kaiser so lange, als seine Betrübniß dauerte.

Sollte aber diese Beschreibung der Mexikanischen Palläste, die wir aus Spanischen Schriftstellern genommen haben, nicht übertrieben seyn? Hätte es wirklich so zierliche und bequeme Palläste, bey denen Plan und bequeme Anordnung der Zimmer nebst der äußern Pracht anzutreffen gewesen wäre, gegeben, so würde man vermuthlich auch noch jetzt einige Überbleibsel derselben entdecken. Da aber seit der Eroberung von Mexiko erst drittehalbhundert Jahre verflossen sind; so scheint es etwas Unglaubliches zu seyn, daß in einem so kurzen Zeitraume alle Spur dieser gerühmten Zierlichkeit verschwunden seyn soll, zumahl, da man auch in denen Städten, welche die zerstörende Wuth der Eroberer nicht erfahren haben, keine Ruinen dieser alten Herrlichkeit mehr findet. Es scheint also sehr wahrscheinlich zu seyn, daß die Spanischen Berichte etwas übertrieben sind. Es gibt keine häufigeren, noch reicheren Quellen von Täuschungen bey der Beschreibung der Sitten roher und

noch nicht ganz gesitteter Völker, als die, wenn man ihnen Nahmen und Redensarten beylegt, welche eigentlich nur den Anstalten einer verfeinerten Lebensart zukommen. Beehret man den Anführer eines kleinen Stammes, oder das Oberhaupt eines rohen Volks, mit dem Titel eines Königs, oder Kaisers, so kann man seine Wohnung wohl nicht anders, als einen Pallast nennen, und unter diesem Nahmen erlangt er ein Ansehen, das ihm nicht gehört. Es gibt ja in den Dörfern der rohesten Indianer Gebäude, die geräumiger und höher sind, als die gemeinen Wohnhäuser. Diejenigen, worin sich das Volk zu Berathschlagungen oder Lustbarkeiten versammelt, zeichnen sich vor den andern aus, und man kann sie in Vergleichung mit denselben prächtige Gebäude nennen. Da nun die Mexikaner nicht nur einen Unterschied der Stände kannten, sondern auch vor andern Indianern in der Cultur vieles voraus hatten; so mußte die Anzahl vorzüglicher Gebäude natürlicher Weise bey ihnen größer seyn, als in den übrigen Theilen von Amerika. Vermuthlich waren sie zierlicher und größer, als die andern. Die Spanier verglichen sie mit andern Amerikanischen Wohnungen der so genannten Könige, und fanden einen merklichen Unterschied darunter. Sie hatten so etwas nicht erwartet; und nun wird man sich nicht wundern, wie sie die Beschreibung ihrer Einrichtungen so sehr haben übertreiben können. Sie fanden eine frühzeitige und unerwartete Pracht, und ihre Bewunderung kleidete sie in eine Sprache ein, die wir nach diesen Grund-

sätzen beurtheilen müssen. Doch wir gehen in unserer Erzählung weiter.

Viele von den Amerikanischen Königen, so wie auch Morgenländischen, suchten in einem zahlreichen Harem einen besondern Vorzug, und diese Galanterie treffen wir auch an dem Mexikanischen Hofe an. Die Kaiser vermählten sich gewöhnlich mit den Prinzessinnen ihrer zinsbaren Könige. Montezuma hatte deren zwey, die den Titel Kaiserinn führten, ihren besondern Hofstaat hatten, und mit vieler Pracht und Vorzügen unterhalten wurden. Außer diesen aber war die Anzahl seiner Kebsweiber unzählig; ja er soll nach dem Vorgeben einiger Schriftsteller auf drey tausend derselben gehabt haben: und diese mußten insgesammt in dem kaiserlichen Pallaste wohnen. So bald ein Frauenzimmer in seinem Reiche ausfündig gemacht wurde, welche eine besonders reitzende Schönheit hatte, so konnte sie seinen unreinen Begierden nicht entgehen. Seine Emissarien der Wollust waren bemühet, die Schönheiten aller Orten auszuspüren, und wenn sie eine antrafen, die sie dem Kaiser nach Geschmack zu seyn glaubten, so forderten sie solche als einen Tribut ein, indem sie die unordentliche Liebe des Kaisers unter die größten Staatsangelegenheiten rechneten. Er wurde aber einer solchen Person bald überdrüssig, und verschaffte ihr eine anständige Gelegenheit, sie zu verheurathen. Die vornehmen Indianer waren auch nicht ekel hierin, sondern schätzten es sich für eine Ehre, eine Beyschläferinn des Kaisers zu

heurathen. So lange sich diese Personen am Hofe befanden, mußten sie eine sittsame Lebensart führen; es wurden ihnen gewisse Matronen zu Aufseherinnen gegeben, welche über ihre Aufführung wachen mußten, und nichts, was wider die Ehrbarkeit lief, gestatten durften. Bey aller Wollust ist die Eifersucht ein starker Zug in dem Charakter aller wilden Nationen; sie zielt auf nichts mehr, als die Sättigung der unordentlichen Begierden, und entsteht aus einem wilden Instinct, nicht aber aus Empfindung des Wohlstandes und Rechtmäßigkeit.

Zu der Personal-Schilderung des Mexikanischen Kaisers gehören auch noch die letzten Auftritte des menschlichen Lebens. Verfiel der Kaiser in eine gefährliche Krankheit, so bedeckte man dem vornehmsten Götzen das Gesicht mit einer Larve, nahm sie auch nicht eher wieder ab, als bis entweder seine Genesung, oder sein Tod erfolgte. Starb er, so wurde unverzüglich die Nachricht von seinem Tode an die Landschaften des Reichs berichtet, damit nicht nur Anstalten zur Trauer gemacht würden, sondern auch die Vornehmen sich, dem Leichenbegängnisse beyzuwohnen, anschicken könnten. Diejenigen, welche nicht über vier Tagreisen von Mexiko entfernt waren, mußten am ersten dabey erscheinen, und so die übrigen nach Verhältniß. So bald der Kaiser verschieden war, wurde der Leichnam gewaschen, und mit wohlriechenden Spezereyen gegen die Fäulniß verwahrt, sodann in Gegenwart der Vornehmen des Reichs in einer sitzenden Stellung auf eine

Matte gebracht, wo er unter großem Heulen und Schreyen vier Nächte lang bewacht wurde. Man schnitt hierauf dem Todten eine Hand voll Haare ab, und ließ sie durch eine Wache bis zum künftigen Gebrauche verwahren. Man legte ihm einen großen Smaragd in den Mund, und deckte ihm siebenzehn kostbare Decken, wovon jede ihre besondere Bedeutung hatte, über die Knie. Oben darauf heftete man ein Sinnbild derjenigen Gottheit, die er in seinem Leben besonders verehret hatte. Sein Gesicht wurde mit einer Larve bedeckt, die mit Perlen und Edelgesteinen besetzt war. Hierauf wurde zu allererst derjenige Hofbeamte geopfert, welcher die Sorge für die Lampen und das Räucherwerk im Pallast gehabt hatte; denn es sollte der Monarch die Reise nach der andern Welt nicht im Dunkeln verrichten, noch unter Weges vom übeln Geruch einige Beschwerlichkeiten empfinden. Sodann trug man die Leiche in den großen Tempel, und es mußte jeder, der sie begleitete, seine Betrübniß entweder durch Heulen, oder durch traurige Gesänge an den Tag legen. Die Herren und Ritter begleiteten die Leiche in ihrer Waffenrüstung, und die sämmtlichen Hofbedienten trugen Streitkolben, Fahnen und Federbüsche. So ging der Zug bis in den großen Tempelhof, wo ein großer Scheiterhaufen in Bereitschaft stand. Die Priester steckten ihn in Brand, und unterdessen, bis die Flamme ihn auf allen Seiten ergriff, sagte der hohe Priester mit kläglicher Stimme einige Gebethe und Segenssprüche her. Endlich, wenn der Scheiterhaufen in voller Flamme war,

warf man die Leiche mit allem an sich habenden Schmuck hinein. Jeder der Umstehenden warf sein Gewehr, oder was er sonst bey der Procession in der Hand getragen hatte, gleichfalls in das Feuer; nicht weniger wurde auch ein Hund mit verbrannt, damit er durch sein Gebelle, überall wo der Kaiser durchreisen würde, seine Ankunft bekannt machen möchte. Hierauf schritten die Priester zum großen Opfer. Die Anzahl der Schlachtopfer mußte wenigstens bis auf zwey hundert steigen. Man öffnete ihnen die Brust, riß ihnen das Herz heraus, und warf es ebenfalls in das Feuer; die Leiber aber wurden in Grüften beygesetzt, und durften nicht gegessen werden. Es wurden hier nicht nur Leibeigene, sondern auch Hofbeamte, nebst einigen Frauenzimmern geopfert. Der Scheiterhaufen wurde die ganze Nacht bewacht, und am folgenden Morgen sammelte man die Asche der verbrannten Leiche, und legte sie nebst den Zähnen des Verstorbenen, und dem Smaragd, den man ihm in den Mund gegeben hatte, in ein Gefäß zusammen, und brachte es mit großem Gepränge nach Chapultepeque. Hier setzte man sie nebst den Haaren, die man dem Kaiser so wohl bey seiner Krönung als nach seinem Tode abgeschnitten, und bis zu dieser Ceremonie verwahrt hatte, in ein kleines mit wunderlichen Figuren bemahltes Gewölbe, und verwahrte den Eingang dazu auf das sorgfältigste; oben darüber wurde ein hölzernes Bild gesetzt, das dem Verstorbenen einiger Maßen ähnlich sah. Die vier Tage, die das Leichenbegängniß dauerte, kamen seine

Weiber, Töchter und getreuesten Unterthanen, und legten dem Bilde kostbare Geschenke für das Gewölbe hin; am fünften Tag opferten die Priester funfzehen Leibeigene, am zwanzigsten fünf, am sechzigsten drey, und am achtzigsten neun, welches die letzte Ehre war, die man dem Verstorbenen erwies.

Nachdem wir nun diejenigen Stücke umständlich beschrieben haben, die die Person des Mexikanischen Kaisers betreffen; so wollen wir nunmehr von der Regierung des Landes so wohl in Staats- und Polizey-, als Cameral- und ökonomischen Sachen reden. Es waren in dem ganzen Reiche hin und wieder verschiedene Tribunale errichtet, denen die Besorgung der Geschäfte aufgetragen war. Das oberste Collegium, unter welchem die übrigen standen, war die Ober-Rentkammer, nächst dieser hatten sie einen Obergerichtshof, einen Kriegsrath, ein Handlungs-Collegium, und eine Regierungskammer. Hier wurden nicht nur alle wichtigen Sachen unmittelbar angebracht, sondern man konnte sich von den Urtheilen der geringern Gerichtshöfe auf den Ausspruch des höchsten Gerichtshofes berufen. Jede Stadt hatte ihre besonderen Beamten, welche unter der Aufsicht der dasigen Gerichtshöfe alles, was eine geschwinde Erörterung erforderte, besorgten. Diese Beamten gingen zu gewissen Zeiten mit einem Stabe in der Stadt herum, und hatten einige Häscher bey sich. Ihre Gewalt betraf bloß das Polizeywesen, und die Processe in der ersten Instanz. Sie verfuhren summa-

risch, und ohne etwas nieder zu schreiben. Beyde Parteyen, Kläger und Beklagte, erschienen mit ihren Zeugen und Beweisen, und die Sache wurde auf der Stelle entschieden; doch blieb ihnen bey wichtigen Gegenständen die Berufung an einen höhern Gerichtshof übrig. Es geschieht oft, das zanksüchtige Menschen aus bloßem Eigensinn sich der Rechtswohlthaten bedienen, und wider besseres Wissen einen Gerichtshof nach dem andern durchlaufen, und ohne Noth den Ausgang der Sache verzögern, und die Geschäfte häufen. Dem Eigensinn solcher Zankgeister einen Zaum anzulegen, hatten die Mexikaner die Gewohnheit, daß, wenn sich einer von den Streitenden auf höhere Gerichtshöfe berief, aber seine Sache in allen Instanzen verlor, sie seine Strafe vermehrten. Der Grund der richterlichen Aussprüche war die Gewohnheit, die von ihren Vorfahren auf sie war gebracht worden. Dieses Herkommen diente ihnen anstatt der Gesetze, doch gab ein Machtspruch des Regenten den Sachen oft ein ganz anderes Ansehen, als sie dem Herkommen nach hatten. Zu der Stelle solcher Richter erwählte man Personen von Erfahrung und Einsicht, Verdienste zu belohnen, und Laster zu bestrafen. Die Hauptverbrechen, über welche den Unterrichtern die Erkenntniß zukam, waren Todtschläge, Räubereyen, Ehebruch und die geringste Verabsäumung der Ehrfurcht wider die Person des Kaisers und die Religion. Die andern Fehler wurden leichtlich verziehen, indem ihre Religion selbst durch Gestattung der Laster die Gerechtigkeit entwaffnete. Die Untreue

eines Bedienten wurde mit dem Tode bestraft; und diejenigen, welche in öffentlichen Ämtern etwas versahen, konnten sich in keinem Falle Verzeihung versprechen. Unter der Regierung des Montezuma wurde mit aller Strenge darauf gesehen. Dieser Regent stellte geheime und sichere Kundschafter aus, die ihm von der Aufführung seiner Bedienten Nachricht geben mußten. Er ließ oftmahls unter der Hand ihre Uneigennützigkeit durch Anbiethung wichtiger Geschenke auf die Probe stellen, und dieses geschah durch solche Personen, die ihm vollkommen ergeben waren, und auf deren Treue er sich gewiß verlassen konnte. Derjenige nun, der sich hintergehen ließ, wurde ohne alle Barmherzigkeit mit dem Tode bestraft.

Diejenigen Beamten, die von der Oberrentkammer abhängig waren, und die Abgaben eintreiben mußten, verrichteten ihr Amt mit aller Strenge. Alle Unterthanen mußten so wohl an die Caziken, als an den Kaiser eine gewiße Steuer bezahlen; ja es waren davon nicht einmahl diejenigen Herren, die ihre Güter nicht erblich, sondern als ein kaiserliches Geschenk besaßen, nicht ausgenommen. Die Beamten bezahlten eine Steuer von ihrem Amte, und Kaufleute von ihrer Handlung; hingegen waren sie von persönlichen Lasten, als Schanzen, Frohnen, und dergleichen befreyet. Am allerschlimmsten unter allen steuerbaren Unterthanen waren diejenigen Ackersleute daran, welche keine eigentlichen Grundstücke besaßen. Man nannte sie Mayecken. Alle übrige Unterthanen konnten entweder für sich, oder in Ge-

meinschaft mit andern gewisse Grundstücke besitzen; nur die Mayecken durften sie nichts anders, als pachtweise bearbeiten. Die gepachteten Äcker durften sie weder mit andern verwechseln, noch ungebauet liegen lassen; den Pacht entrichteten sie vermöge eines alten Vergleiches, wovon niemand den Ursprung wußte. Ihre Pachtherren hatten die hohe und niedere Gerichtsbarkeit über sie; zu Kriegsdiensten waren sie ebenfalls verpflichtet, weil kein Mensch davon ausgenommen war, unterdessen wurde doch sehr sorgfältig darauf gesehen, daß ihre Zahl nicht allzu sehr möchte vermindert werden. Von der allgemeinen Steuer war niemand befreyet, als die Kinder, so lange sie noch unter älterlicher Gewalt standen, ingleichen Wittwen, Waisen, Greise, und solche, welche im Kriege gelähmt worden waren. Die gemeinsten Abgaben bestanden in Mais, Faseolen und Baumwolle. Die Kauf- und Werkleute erlegten solche Dinge, womit sie handelten, und die sie verarbeiteten. Man forderte die Abgabe nicht von jedem besonders, sondern es war jeder Innung etwas Gewisses auferlegt; dieses vertheilten sie unter ihre Mitglieder, und jedermann machte sich eine Hauptschuldigkeit daraus, seinen Antheil abzuführen. Die Abgaben an Getreide wurden nach der Ärnde bezahlt, die Kauf- und Handwerksleute im Gegentheile bezahlten ihre Steuer alle Monathe. Eben diese Regel wurde in Ansehung des Obstes, des Fisch- und Vogelfanges, der Federn und des irdenen Geschirres beobachtet; daher die Haushaltungen der Landesherren be-

ständig und ohne die geringste Verwirrung wohl versorgt waren. Bey einem Mißwachse oder ansteckenden Seuchen, wurden nicht nur gar keine Steuern erlegt, sondern die Unterthanen wurden sogar, wenn es nöthig war, aus den Vorraths-Häusern versorgt; den Armen reichte man Lebensmittel, und den Begüterten Saatkorn. Was die persönlichen Dienste anbelangt, so mußten die Geringen der Cazikẽn Gebäude aufführen, alle Tage Holz und Wasser zutragen u. s. w. Diese Arbeit wurde unter die Dörfer vertheilt, daher die Reihe sehr selten an einen kam. Die Gebäude führten sie mit Geschicklichkeit und Eifer auf. Männer und Weiber hatten ihre gesetzten Stunden zur Arbeit und zum Essen. Man hat bemerkt, daß bey den Mexikanern die Arbeit weniger von Statten ging, wenn sie einzeln an eine Arbeit gestellt wurden, hingegen keinen Augenblick versäumten, wenn man sie in Gesellschaft mit einander arbeiten ließ. Der Tribut der Adeligen bestand darin, daß sie der Person des Kaisers zur Leibwache dienen, und mit einer Anzahl ihrer Zinsleute unter der Armee dienen mußten. Sie brachten dem Kaiser auch von Zeit zu Zeit Geschenke, die er zwar als freywillige Gaben annahm, ihnen aber doch zu verstehen gab, daß er solche als Kennzeichen ihrer Schuldigkeit ansähe. Ingleichen wurden ihm die schönsten Frauenzimmer in seinem ganzen Reiche als ein Tribut überlassen. Unter der Regierung des Montezuma wurden diese Abgaben merklich erhöhet. Jeder Bauer mußte den dritten Theil von dem Ertrag seines Landes abgeben; eben so viel mußte jeder Handwerksmann von seinem Ver-

dienste bezahlen; ja sogar die Armen mußten etwas Gewisses, es mochte nun erbettelt, oder mit sauerer Mühe verdient seyn, erlegen.

Diejenigen, welche diese Gefälle einzutreiben hatten, mußten so wohl ihre Nachlässigkeit, als Untreue mit dem Leben bezahlen. Hieraus entstanden unerhörte Gewaltthätigkeiten, die bey der Eintreibung der Gefälle ausgeübt wurden. Barmherzigkeit und Mitleiden wurde in der Person dieser Finanz-Bedienten für ein eben so unverzeihliches Verbrechen gehalten, als der Straßenraub. Die Beschwerden des Volks waren daher groß, und Montezuma wußte es wohl; allein er hatte einmahl als eine Staats-Maxime angenommen, sein Volk zu unterdrücken; denn er sagte, weil ihm die nichtswürdigen Neigungen seiner Unterthanen bekannt wären, so sey er genöthigt, ihnen so harte Lasten aufzulegen, um sie in Ruhe zu erhalten, denn er könnte sich im Geringsten keinen Gehorsam von ihnen versprechen, wenn er sie zu Kräften kommen ließ. Wie sehr er sich aber durch diese Staats-Maxime betrogen habe, hat sich bey der Ankunft der Spanier gezeigt; denn die Abneigung der Mexikaner gegen ihren Landesherrn öffnete den Spaniern gleichsam Thür und Thore zur Eroberung dieses weitläufigen Reichs. Die Einkünfte der Krone wurden dadurch außerordentlich vermehrt. Die Natural-Lieferungen wurden zu Gold gemacht, als welches Metall bey den Mexikanern in hohem Werthe war, ob es gleich nicht als Geld gebraucht wurde. Hierzu kam noch die Ertrag der Gold- und Sil-

bergruben, ingleichen der Salzquellen, welche alle ein Eigenthum des Kaisers waren. Alle diese Einkünfte liefen in das oberste Rechnungs-Tribunal zusammen, aus welchem hernach die Ausgaben des Hofs und der Armee besorgt wurden.

Wir wollen hier das Steuerregister einer mittelmäßigen Stadt in den warmen Gegenden mittheilen, woraus man sich einigen Begriff von den gemeinen Abgaben, die ein ganzes Korps liefern mußte, machen kann. Eine solche Stadt lieferte jährlich zwey tausend vier hundert Hände voll blaue, rothe, türkisfarbige und grüne Federn, hundert und sechzig todte Vögel mit türkisfarbigen Federn auf dem Rücken und braunen am Bauche; acht hundert Hände voll auserlesene gelbe Federn; acht hundert Hände voll grüne Federn von Quezaly; zwey Becoten Ambra mit Gold geziert; zwey hundert Lasten Cacao, vierzig Tiegerhäute; acht hundert Becher zum Chocolate trinken, zwey Stücke hellen Ambra in der Größe eines Ziegelsteines, u. s. w.

Außer den bereits beschriebenen Landes-Collegien hatte der Kaiser von Mexiko noch einen besondern Staatsrath, welchen die Prinzen vom Geblüte und einige der vornehmsten Fürsten, oder Caziken des Landes, ausmachten. Unter diesen hatten die Caziken von Tepcuco und Tacuba, vermöge eines alten Vorrechts, den obersten Rang. Ihre Würde war erblich. Die vier ersten Mitglieder des Raths hatten ihre Wohnung und Tafel bey Hofe, damit sie der Kaiser sogleich bey der

Hand haben möchte, wenn er sie nöthig hatte, indem er nicht leicht etwas vornahm, ohne sie um Rath zu fragen. Sie führten sehr seltsame Titel, einer hieß der Wurfspießfürst, der andere Menschenhauer, der dritte Blutvergießer, der vierte Beherrscher des schwarzen Hauses. Unter diesen standen alle übrigen Gerichtshöfe; alles, was im ganzen Reiche vorging, mußte an sie berichtet werden. Besonders mußten sie auf die Todesurtheile Acht haben, und es wurde niemahls eines, ohne ihren besondern Befehl, vollzogen. Zu gewissen Zeiten mußten auch die übrigen, die nicht in dem Pallaste des Kaisers wohnten, nach Hofe kommen, und das nicht allein bey außerordentlichen Vorfallenheiten, sondern auch, damit der Kaiser seinen Landesverordnungen desto mehr Nachdruck geben möchte. Wenn der Thron erledigt war, so hatte dieser Staatsrath das Recht, einen neuen Kaiser zu wählen.

Zu dem Mexikanischen Staatsrecht gehört auch die Art, wie die Gesandten tractirt wurden. Wenn eine im Reiche Mexiko gelegene, dem Kaiser aber nicht unmittelbar unterworfene, sondern nur zinsbare Landschaft, mit einer andern von gleicher Beschaffenheit ein Handlungsgeschäft, oder eine andere Angelegenheit in Richtigkeit zu bringen hatte, und deßwegen Gesandte an den Kaiser schickte; so bestanden die Kennzeichen ihres Charakters in einem kurzen baumwollenen Mantel, der rings herum mit knotigen Franzen besetzt war. In der rechten Hand hielten sie einen breiten Pfeil, dergestalt, daß die Federn oberwärts gekehrt waren,

in der linken Hand eine große Muschelschale, in Form eines Schildes. Aus der Farbe der an dem Pfeile befindlichen Federn konnte man sogleich die Absicht ihrer Gesandtschaft erkennen: waren sie roth, so bedeuteten sie Krieg, alle übrigen Farben weissageten den Frieden. So bald man unter Weges die Kennzeichen der gesandtschaftlichen Würde erblickte, so wurden sie überall mit der größten Ehrerbiethung empfangen; sie durften sich aber nicht von der Heerstraße entfernen, weil sie sonst das Gesandtschaftsrecht, welches unter ihnen für heilig und unverbrüchlich gehalten wurde, verloren hätten. Die öffentliche Sicherheit war auch in dem Völkerrechte dieses barbarischen Volkes einer der Hauptgrundsätze. So bald sie an den Ort ihrer Bestimmung angelangt waren, so wurden sie an denjenigen Ort gebracht, der zur Wohnung der Gesandten bestimmt war. Den folgenden Tag versammelten sich alle Rathsglieder, und setzten sich auf niedrige Sessel, die auf eine besondere Art gemacht waren. So bald die Gesandten in das Audienz Zimmer geführt wurden, so erhoben sich die Rathsglieder ein wenig von ihren Sitzen, und empfingen sie auf eine Art, worin sie durch Bezeugung der Höflichkeit ihrem Ansehen nichts vergaben. Die Gesandten hielten ihre Pfeile in die Höhe, und schlugen ihre Mäntel über den Kopf, welches nach dem bey ihnen eingeführten Ceremoniell eine besondere Ehrerbiethung anzeigte. Sie gingen hierauf mit gravitätischen Schritten mitten in den Sal, knieten nieder, und warteten bis sie Erlaubniß zu reden bekamen. So bald sie diese erhalten hatten, so setzten sie sich auf

ihre kreutzweise untergeschlagene Beine, und der erste Gesandte that seine Anrede. Man berathschlagte sich darauf über ihr Anbringen, und ertheilte ihnen die Antwort. Sie wurden darauf mit eben den Ceremonien, wie sie angekommen waren, wieder zurück begleitet, und, wenn gleich der Krieg erklärt worden war, so gingen sie doch in völliger Sicherheit wieder zurück nach ihren Wohnungen.

Da der ganze Mexikanische Staat auf den Krieg gegründet war, so hatte auch dieses einen starken Einfluß auf ihre bürgerliche und Staatsverfassung. Das größte Glück, wonach man in Mexiko trachtete, war des Kaisers Gnade, und das einzige Mittel, solche zu erhalten, war die Tapferkeit, wodurch allein ein gemeiner Mann sich zu dem Adelstande empor schwingen, und zu den größten Reichswürden gelangen konnte. Weil nun der Regent wohl einsah, daß die Dauer seiner Größe auf den Meinungen seiner Unterthanen von ihm beruhete, so hatte er für diejenigen, die sich im Kriege besonders hervor thaten, einige besondere Ehrenbezeugungen erfunden. Sie bestanden in einer Art von Ritterorden, womit eine besondere Kleidung nebst andern Vorzügen verbunden waren. Die Mexikanischen Geschichtschreiber reden von drey dergleichen Orden, die vom Adler, vom Löwen, und Tieger ihre Benennung bekommen hatten, weil die Ritter die Bildnisse dieser Thiere am Halse trugen. Montezuma stiftete noch einen für die Großen des Reichs, und wurde selbst ein Mitglied desselben.

Die Ritter knüpften, außer den vorhin gemeldeten Bildnissen, ein rothes Band und einige dicke Schnüre von gleicher Farbe in ihre Haare, und ließen sie zwischen den Federn, womit ihr Kopf geschmückt war, herab hangen; diese Schnüre waren länger oder kürzer, je nachdem die Thaten des Ritters größer oder kleiner waren, so wie auch die Anzahl der Schnüre ihre Beziehung auf ihre Thaten hatte. That sich der Ritter durch neue Thaten hervor, so wurde auch die Anzahl der Schnüre vermehrt. Es war dieses eine gute Erfindung um den kriegerischen Geist in einer beständigen Thätigkeit zu erhalten.

Diese höhere Ritterwürde, war die nächste nach der kaiserlichen, und wurde niemanden, als nur den Söhnen der Vornehmsten im Reiche, die sich durch tapfere Thaten hervor gethan hatten, ertheilt. Die Einkleidung selbst geschah mit dem feyerlichsten Ceremoniell. Drey Jahre vor der Einkleidung mußte der künftige Ritter seine Anverwandten, guten Freunde, die Vornehmen in seiner Heimath, und alle übrige Tecuilles, so hießen diese Ritter, zu seinem Ehrentage einladen. So wunderbar diese Gewohnheit scheinen möchte, so wurde sie deßwegen eingeführt, damit jedermann Zeit genug haben möchte, sich nach dem Verhalten des neuen Ritters, und seiner Thaten zu erkundigen; auch die Verwandten des neuen Ritters gaben während dieser Zeit, vermöge ihrer abergläubischen Denkungsart, Acht, ob nicht etwas, das eine schlimme Vorbedeutung haben könnte, vorfiel. Wenn der bestimmte Tag erschienen war, so

kamen alle eingeladenen vornehmen Gäste in ihrem besten Schmucke zusammen, und führten den neuen Ritter in den Tempelhof vor den Altar. Hier kniete er nieder, und nahm so wohl eine andächtige als großmüthige Stellung an. Hierauf erschien ein Priester, durchbohrte ihm die Nase entweder mit einem spitzigen Tiegerknochen, oder mit einer Adlersklaue, und steckte kleine Stückchen Ambra in die Löcher. Diesen Schmerz mußte er, ohne einige Empfindlichkeit merken zu lassen, ausstehen. So wie sie die Unempfindlichkeit seines Körpers auf die Probe gestellt hatten, so mußte er auch eine harte Prüfung in Absicht auf seinen Geist aushalten. Ein Priester hielt eine lange und zu seiner Beschimpfung gereichende Rede an ihn, die er mit der größten Gelassenheit anhören mußte; ja er fiel sogar über ihn her, prügelte ihn herzhaft ab, und riß ihm alle Kleider vom Leibe. Nach dieser ausgestandenen Probe ging der neue Ritter in einen Sal des Tempels, setzte sich auf den Boden nieder, und brachte den übrigen Tag mit Bethen zu. Während dem, daß sich der Ritter mit Andachtsübungen beschäftigte, brachten seine Gäste den Tag mit Schmausereyen zu, und er mußte fasten; niemand redete mit ihm, ja sie sahen ihn nicht einmahl an. Des Abends gingen sie nach Hause, ohne einmahl Abschied von ihm zu nehmen. Nunmehr kamen die Priester, und gaben ihm einen groben Mantel, um sich darein zu wickeln, Stroh, um darauf zu liegen, und einen harten Kloß, anstatt des Kopfküssens. Man gab ihm auch Farbe, um sich den Leib damit zu bestreichen, Pfriemen, um sich nach Belieben Oh=

ren, Arme und Beine damit zu zerstechen, und endlich ein Rauchfaß nebst etwas gemeinem Pe- che, um die Götzenbilder zu beräuchern. Zur Ge- sellschaft blieben drey alte abgehärtete Soldaten bey ihm, welche ihn nicht nur unterweisen, son- dern auch am Schlafe hindern mußten; denn vier Tage lang durfte er nicht anders als sitzend, und nur wenige Stunden schlafen. Wollte ihn die Na- tur überwältigen, so stachen ihn seine Gesellschaf- ter so lange mit Pfriemen, bis er aufwachte. Al- lemahl um Mitternacht mußte er den Götzen räu- chern, und einige Tropfen von seinem Blute ver- gießen, er mußte auch einige Mahle in der Nacht in dem Tempelhofe herum gehen, die Erde an vier Orten aufgraben, und in die Gruben eini- ge mit Blut aus seinen Ohren, Füßen, Händen und Zunge gefärbte Röhre und Blätter verschar- ren. Wenn er diesen Spatziergang gemacht hatte, alsdenn erst durfte er seine Mahlzeit zu sich neh- men, die in vier Maisähren und einem Glas Wasser bestand. Wer außerordentlichen Muth und Standhaftigkeit beweisen wollte, enthielt sich diese vier Tage über aller Speise. Wenn nun diese verdrießliche Probezeit vorbey war, nahm der Ritter von den Priestern seinen Abschied, und ging in andere Tempel, um auch hier seine Pro- ben abzulegen. Diese waren nun zwar nicht so scharf und beschwerlich, als wie diejenigen, die er in dem Haupttempel ausstehen mußte; doch mußte er hier ein ganzes Jahr aushalten, ohne nach Hause zu gehen. Gegen das Ende des Jah- res suchte er sich einen Tag aus, den er für den glücklichsten hielte. Sie gaben hierbey eben so ge-

nan auf die Vorbedeutungen Acht, als bey dem Anfange der Prüfungszeit. Er machte sogleich seinen Entschluß seinen Freunden bekannt, und diese kamen mit Anbruche des Tages, und hohlten ihn ab. Man badete und säuberte ihn auf das Beste; man führte ihn mit großem Frohlocken unter dem Klange musikalischer Instrumente, in denjenigen Tempel, wo er zuerst gewesen war; man nahm ihm das grobe Kleid, das er bisher getragen hatte, ab, und zog ihm ein kostbares an; man band ihm das Haar mit einem rothen Bande, und schmückte es mit Federn; man gab ihm einen Bogen in die linke, und einen Pfeil in die rechte Hand, der oberste Priester hielt eine lange Anrede, nicht, wie das erste Mahl zu seiner Beschämung, sondern er lobte seinen Muth, und ermunterte ihn zur Tapferkeit, empfahl ihm die Beschützung der Religion und des Vaterlandes, hieß ihn beständig daran gedenken, daß seine Nase mit einem Tiegerknochen und Adlersklauen durchbohret sey, legte ihm einen neuen Nahmen bey, und ließ ihn von sich. Nunmehr war er ein rechtmäßiger Ritter, und aller der Würdem theilhaftig, die mit diesem Stande verbunden waren; er durfte Gold und Silber und andere kostbare Kleider tragen, er hatte bey Hofe seine besondere Wohnung, und zeichnete sich vor allen Einwohnern durch prächtige Geräthschaften aus. In den Ohren- und Nasenlöchern trug er Goldkörner, Perlen, Türkisse, und andere Kleinodien. Es ist zu verwundern, daß dieses barbarische Volk in der äußern Pracht so viel Geschmack zeigte, dermassen, daß wenn sie auch nicht so viel Gold hatten, als die Perua-

ner, sie doch dieses Volk an Pracht und Schönheit weit übertrafen.

Diese Verfassung der Mexikaner belehrt uns, wie schwer es sey, wenn ein Volk, durch sich selbst ohne fremde Beyhülfe aus dem rohen Zustande der Natur in einem Staate formirt, die vernünftige Mittelstraße halten soll. Im Anfange unmäßige Freyheitsliebe und Neigung zur allgemeinen Gleichheit, nachher unterdrückende Grausamkeit; anfangs Armuth und Sparsamkeit, nachher ausschweifender Luxus. In beyden ist so viel Gutes und Böses vermischt, daß es schwer ist, ein allgemeines Urtheil zu fällen.

Vierter Abschnitt.

Kriegswesen der Mexikaner.

Krieg war die herrschende Neigung der Mexikaner, und nach diesem Tone war die ganze Nation gestimmt. Die Regenten hielten ihn für die stärkste Stütze ihrer Krone, und die Unterthanen für eine National-Tugend. Durch die Waffen konnten sich Personen von geringem Stande bis zur Würde des Adels erheben, und diese hatten Hoffnung, zu den größten Würden des Reichs zu

gelangen. Sie munterten sich wechselsweise auf, im Kriege zu dienen; wer nur einen Funken von Ehrgeitz und Herzhaftigkeit hatte, sah den Krieg als die einzige Laufbahn der Ehre an. Mit dem Stande eines Soldaten waren die ansehnlichsten Vorzüge verbunden. Die Mexikaner hatten bey ihren Kriegen nicht bloß die Absicht, Beleidigungen zu rächen, sondern vornehmlich ihr Gebieth zu erweitern. Hierzu kam noch eine besondere Ursache des Krieges, die von der Religion hergenommen war. So bald der Aberglaube die Menschenopfer eingeführt hatte, so wurden diese für hinlänglich angesehen, einen Krieg deßwegen anzufangen. Man brauchte Leibeigene, die man den Göttern opfern wollte, und nirgends waren sie zu bekommen, als durch die Gewalt der Waffen. Die Erfahrung aller Zeiten bestätigt es, daß nichts einen größern Einfluß in die Anfeurung des Muths hat, als die Vorstellung der Religion. Der Wilde, der nicht einmahl wußte, was Religion war, ergriff die Waffen mit einer brennenden Begierde, so bald er glaubte, das Interesse seiner Götter erfordere es. Es mag nun bey den Mexikanern Aberglaube, oder ausgedachte List gewesen seyn, so war der Krieg durchaus mit ihren Religionsmeinungen verbunden. Daher kam es, daß jeder Kaiser bey dem Antritte seiner Regierung ein Gelübde thun mußte, einen Krieg anzufangen; der Vorwand war, um Gefangene zum Opfer zu bekommen, die wahre Absicht aber, ihrer Eroberungssucht einen scheinbaren durch ihre Religion gerechtfertigten Anstrich zu geben. Es fehlte ihnen daher niemahls an Soldaten. Die Ca-

ziken, oder Amtleute in den Provinzen, hatten jederzeit eine starke Anzahl bey sich, und waren im Stande, auf den gegebenen Befehl sie sogleich auf den allgemeinen Sammelplatz zu führen. Ein jeder Vasall konnte eine zahlreiche Armee ins Feld stellen, so daß es dem Kaiser nur ein Wort kostete, ein Heer von etlichen hundert tausend Mann in das Feld zu stellen. Diese Kriegsmacht der Mexikaner stand unter der Oberaufsicht des General-Hauptmanns, der in Abwesenheit des Kaisers eine unumschränkte Macht hatte; allein selten geschah es, daß sich der Kaiser von der Armee entfernte, weil er es für nachtheilig hielt, seine Macht der Anführung eines andern anzuvertrauen.

Die gewöhnlichen Waffen, deren sich die Mexikaner bedienten, waren Bogen und Pfeile. Die Sehnen ihrer Bogen bestanden aus den Spannadern gewisser Thiere, oder aus Schnüren, die aus Hirschhaaren dicht geflochten waren. Ihre Pfeile waren an der Spitze, in Ermangelung des Eisens, mit einem spitzigen Knochen, oder mit einer starken Fischgräte zugespitzt. Nebst diesen führten sie eine Art von Wurfspießen, die sie bey Gelegenheit entweder warfen, oder als einen Faustspieß gebrauchten. Einige hatten breite Schlachtschwerter, oder breite Säbel, von einem sehr harten Holze, daß auf beyden Seiten mit Feuersteinen geschärft war; diese führten sie wie die Spadone mit beyden Händen, und hieben herzhaft damit herum. Die stärksten unter ihnen führten Streitkolben, in welche am äußer-

sten Ende eckige und spitzige Feuersteine fest gemacht waren. Endlich führten sie auch einige Schläudern, womit sie große Steine mit Geschicklichkeit und Gewißheit unter die Feinde zu werfen wußten. Schutzwaffen, wodurch sie ihren Körper vor Hieb und Stich sicher setzen konnten, führte niemand, als die Befehlshaber. Es waren dieses Bruststücke, oder Jopen von Baumwolle, und runde, theils von Holz, theils von Schildkrötenschalen gemachte Schilde; diese waren da, wo sonst Eisen dazu gebraucht wird, mit Gold beschlagen. Die übrigen Kriegsleute fochten ganz nackend; doch hatten sie sich, um ein schreckliches Ansehen zu haben, das Gesicht und den ganzen Leib mit allerhand Farben bemahlt. Die meisten trugen eine hohe Krone von Federn auf dem Kopfe; theils zur Zierde, theils, um desto größer zu scheinen. Der Gebrauch der Pferde im Kriege war ihnen vor der Ankunft der Spanier gänzlich unbekannt. Als sie deßwegen die ersten Reiter zu Gesicht bekamen, hielten sie sie für Ungeheuer mit einem Menschen- und Thierkopf, und glaubten, daß sie alles, was ihnen im Wege kommen würde, zerreissen würden. Der bloße Anblick benahm auch den Tapfersten den Muth. Wenn sie mit ihnen in ein Gefecht kamen, so fochten sie auf eine solche Weise, als ob sie sich von hinten des Auffressens besorgten, und mehr für ihre Sicherheit als den Sieg besorgt waren. Die Spanier machten sich dieser Vorurtheile vortrefflich zu Nutze.

Wenn eine Armee in das Feld rückte, so fand

man weiter keine Abtheilung unter ihnen, als nur in so fern sich diejenige, die von einer Nation, oder aus einer Provinz waren, zusammen hielten. Jeder Haufe hatte seine eigene Standarte, welches unförmliche Bilder von einigen Thieren, z. B. Löwen, Tieger, Adler, u. dgl. waren. Der kommandirende General aber führte die kaiserliche Standarte, die aber niemahls, als nur bey sehr wichtigen Angelegenheiten, mit in das Feld genommen wurde. Sie war von dem feinsten Golde als ein Netz gewirkt, hing auf einer langen Stange, und war umher mit vielen Federn von allerhand Farben geziert: auch fanden sich allerhand hieroglyphische Bilder daran, die ihre geheime Bedeutung hatten, die aber nicht jedermann bekannt gemacht wurde. Auf diese Fahne setzten sie ein solches Vertrauen, daß sie glaubten, wenn sie bey einem Kriegsheer wäre, so würde solches unüberwindlich seyn. Allein der Erfolg zeigte ihnen, daß sie diese Fahne eben so wenig vor ihren Feinden in Sicherheit setzte, als die Türken die Fahne Mahomeds. Die Spanier schlugen nicht nur ganze Armeen, sondern eroberten endlich die geheimnißvolle Standarte selbst. So tumultuarisch auch der Aufzug der Mexikaner war, so hatten sie doch ihre Feldmusik. Sie gebrauchten diese sowohl ihren Kriegern Muth zu machen, als auch sie, wenn sie sich zerstreuet hatten, wieder zusammen zu bringen. Es waren dieses Pfeiffen von Rohr, Seemuscheln, und gewisse aus einem ausgehöhlten dicken Baume verfertigte Trommeln, auf welche man mit Stecken

schlug, und die einen sehr dumpfen Laut von sich gaben.

Von einer ordentlichen Stellung der Armee wußte man bey den Mexikanern nichts. Sie rückten zwar in unterschiedenen Haufen aus, aber ohne eine Linie zu formiren, noch weniger Evolutionen zu machen. Mitten im Heer befand sich der oberste Feldherr auf einem Tragsessel, stützte das kaiserliche Panier auf seine Schenkel, und gab Befehle. Hinter dem Haupttreffen stand noch ein anderes zur Unterstützung, wenn das erstere zum Weichen sollte gebracht werden. Den Anfang des Treffens machten sie mit einem fürchterlichen Geschrey, wodurch sie ihre Feinde in Verwirrung zu bringen suchten. Sie warfen dabey ihre Wurfspieße ab, und suchten sobald als möglich mit den Feinden handgemein zu werden. Hier richteten sie mit ihren Schwertern und Streitkolben große Verwüstung an. Doch war es ihnen nicht so wohl darum zu thun, das Schlachtfeld mit dem Blute ihrer Feinde zu färben, als vielmehr Gefangene zu machen, die sie hernach in dem Tempel als Opfer mit kaltem Blute schlachteten. Nach der Menge der eingebrachten Gefangenen wurde die Tapferkeit beurtheilt.

Damit wir die Kriegsverfassung der Mexikaner desto besser mögen kennen lernen, so wollen wir einige einzelne Vorfallenheiten erzählen. Parteyisch werden die Nachrichten zwar immer seyn, so lange man sie nicht mit den Er-

zählungen der Mexikaner vergleichen kann; sie dienen aber doch dazu, das Kriegswesen der Mexikaner einiger Maßen kennen zu lernen. Die Spanier hatten bereits einen großen Theil des Landes eingenommen, und sich mit den Einwohnern schon manches Mahl gemessen. Die Mexikaner verließen sich gemeiniglich auf ihre Menge, und ihre Hauptmaxime ging dahin, sich so auszubreiten, daß sie die Spanier in die Mitte bekamen. Als die Spanier in die Landschaft Tlascala einrückten, so hatten die Mexikaner alle Anhöhen, welche die Ebene bestrichen, besetzt. Sie bestanden aus allerley Völkern, die sich durch die Farben ihrer Federn unterschieden. Jedes Volk wurde von seinem eigenen Caziken angeführt; alle zusammen aber standen unter dem Befehlshaber von Tlascala, der dieses Mahl die Stelle des obersten Generals bekleidete. Sie waren von der Ankunft der Spanier benachrichtiget, und hatten sich mit Fleiß zurück gezogen; sie lockten sie durch Hohlwege an einen andern Ort, wo sie sie leicht überflügeln konnten. Die Spanier hatten nicht geglaubt, daß die Mexikaner einer solchen List fähig gewesen wären, und geriethen so wohl über die Stellung derselben, als über die Größe der Gefahr in Erstaunen. Sie sahen sich in einer Falle, und wußten keinen Weg, wie sie wieder heraus kommen konnten. Cortez verließ sich auf den Muth seiner Spanier, und rückte gegen die Ebenen hinab. Es fiel schwer, die Mexikaner zum Weichen zu bringen, denn die Spanier konnten ihre Reiterey nicht gebrauchen. Sie richteten

zwar durch das grobe Geschütz eine grose Verwüstung unter ihnen an; allein sie waren desselben schon gewohnt, daß sie nicht mehr, wie ehemahls, vor dem bloßen Knallen davon liefen. Sie rückten vielmehr den Spaniern mit einem fürchterlichen Geschrey und vielen Drohungen entgegen; Cortez ließ seine Leute gegen sie anrücken, aber die Mexikaner zogen sich aus verstellter Furcht zurück, um die Spanier näher an sich zu locken, um sie hernach zu umringen. Die Erfahrung überzeugte die Spanier gar bald von der Absicht der Indianer; denn kaum hatten sie sich genähert, so machte ein Theil des Mexikanischen Heers eine Schwenkung, und schloß um den Cortez und alle seine Leute einen Kreis, der andere Theil rückte dem ersten nach, und zog sich immer enger zusammen. Cortez mußte seine Maßregeln ändern, und jetzt mehr auf seine Sicherheit bedacht seyn, als einen Angriff zu wagen. Er stellte seine Leute in ein Viereck, und befahl ihnen, fest geschlossene Glieder zu halten; denn dadurch wußte er, daß er ihnen allein überlegen seyn könnte. Die Mexikaner schossen eine solche Menge Pfeile ab, die, wie man sagte, die Luft verfinsterte. Pfeile, Wurfspieße, Steine, flogen wie ein Regen durch eine dicke Wolke herunter. Hierauf griffen sie zu ihren Schwertern und Streitkolben. Nun machten so wohl das grobe Geschütz als auch die Kugelbüchsen der Spanier große Lücken in dem Heer der Mexikaner, und es fiel eine große Anzahl derselben. Die Mexikaner suchten eine besondere Ehre darin, daß ihre Feinde die Anzahl ihrer

Todten und Verwundeten nicht erfahren möchten; sie waren deßwegen unaufhörlich bemüht, solche bey Seite zu schaffen. Diesen Zeitpunct erwählte Cortez, sie vollends in Unordnung zu bringen, sich durchzuschlagen, und, wo möglich, einen Platz zu gewinnen, wo er seine Leute der Länge nach ausdehnen könnte. Den ersten Angriff hielten die Indianer standhaft aus; als aber die Reiterey Platz gewann, unter die Indianer einzufallen, so setzte sie das Toben der Pferde in solches Schrecken, daß sie ihnen mit Zittern Platz machten. Bisher hatten sie die Reiter für unüberwindlich gehalten; aber nunmehr eräugnete sich der Umstand, der in die Anfeurung ihres Muths einen starken Einfluß hatte. Ein Reiter hatte sich so weit ins Gedränge gewagt, daß er von seinen Leuten ganz abgeschnitten wurde; einige Mexikaner faßten den Muth, ihn zu umringen, und mit zusammen gesetzten Kräften anzugreifen. Sie gaben dem Pferde so viele Stiche, daß es zu Boden fiel. Sie hieben ihm den Kopf ab, steckten ihn auf einen Spieß, und ermahnten ihre Landsleute, sich vor diesen Ungeheuern nicht weiter zu fürchten, indem sie der Spitze ihrer Waffen nicht gänzlich zu widerstehen vermöchten. Dieser Anblick machte einen solchen Eindruck auf die Mexikaner, daß sie Anstalten machten, das Treffen von neuem anzufangen; allein sie hatten so viele von ihren vornehmsten Befehlshabern verloren, daß sie von ihrem Vorsatze abstanden, stillschweigend abzogen, und den Spaniern die Wahlstatt überließen. Dennoch schrieben sie sich den Sieg zu,

und der abgehauene Pferdekopf schien ihnen so wichtig, daß ihn der oberste Befehlshaber mit eigener Hand gleichsam im Triumph trug, und ihn an den Staatsrath überschickte.

Man siehet hieraus, daß man den Mexikanern Unrecht thut, wenn man glaubt, daß sie, wie andere Indianer, ihre Kriege gleich wüthenden Bestien ohne Überlegung nur durch rasenden Angriff geführt hätten. Man findet allerdings manche listige Anstalten bey ihnen. Freylich diente ihnen oft der Aberglaube anstatt der Vernunft. Verschiedene Niederlagen, die sie von den Spaniern erlitten hatten, hatten das ganze Land in Bestürzung gesetzt, so daß sie größten Theils allen Muth verloren. Der hohe Rath versammelte sich, um zu überlegen, wie dem allgemeinen Unglück abzuhelfen wäre; das Resultat ihrer Überlegung war: weil diese Ausländer so ganz übernatürliche Thaten verrichteten, so müßten sie nothwendig Hexenmeister seyn; und aus diesem Grunde beschloß man, bey den einheimischen Zauberern Hülfe zu suchen, damit eine Zauberey durch die andere vernichtet werden möchte. Man rief also die Betrüger herbey, und befragte sie über die gegenwärtigen Umstände. Ihre Antwort war: was dem hohen Rath dunkel vorkäme, das zeige sich ihnen in vollem Lichte; sie hätten durch die Macht ihrer Künste entdeckt, die Spanier wären Kinder der Sonne, und durch die Einflüsse derselben in dem Erdboden der Morgenländer hervor gebracht worden; ihre stärkste Bezauberung bestehe in der Gegenwart ihres Va-

ters, dessen gewaltige Hitze ihnen eine der Natur überlegene Stärke einflöße, und sie beynahe den Unsterblichen gleich mache; dieser Einfluß vermindere sich, wenn die Sonne dem Abend nahe komme; sie würden sodann matt und welk, wie das Gras auf dem Felde: man müsse sie also bey der Nacht angreifen, ehe die Wiederkunft der Sonne sie von neuem unüberwindlich mache. Der hohe Rath legte dieser Entdeckung das größte Lob bey, und abergläubisch gewiß, glaubte man, der Sieg könne ihnen nicht fehlen. Es war zwar gegen die Landesgesetze, den Feind bey Nacht anzugreifen; aber der Ausspruch der Zauberer machte die Ausnahme von der Regel gültig. Der General bekam Befehl, das Spanische Lager nach Untergang der Sonne anzugreifen, und die Zurüstungen dazu wurden in aller Stille gemacht. Allein Cortez war bey Nacht eben so schwer zu überrumpeln, als bey Tage; er stellte beständig Feldwachen aus, schickte Patrouillen herum, die Pferde standen die ganze Nacht gesattelt, und der Soldat schlief unter dem Gewehre. Die Indianer rückten in der Nacht mit einer ungewöhnlichen Stille an, und es wurde solches sogleich dem Spanischen General gemeldet. Er machte die nöthigen Vertheidigungsanstalten, befahl aber, daß man sich ganz stille halten sollte. Der Indianische General zweifelte nicht im geringsten an der Richtigkeit der Aussage der Wahrsager, weil er bey seiner Annäherung im Spanischen Lager keinen Lärmen hörte; er glaubte gewiß, die Spanier empfänden die Abwesenheit ihres Vaters. Voll guter Zu-

versicht rückte er bis an den Wall, und ließ den Angriff auf drey Seiten zugleich thun. Sie kletterten den Wall hinauf, wurden aber mit stärkern Kräften bewillkommet, als sie sich eingebildet hatten, und ihre Nachfolger wurden sehr bestürzt, als ihnen ihre Vorgänger todt auf den Leib stürzten. Nunmehr merkte der Indianische General, daß es mit der Aussage der Zauberer so gar richtig eben nicht seyn müßte; gleichwohl fuhr er fort, das Lager zu stürmen. Seine Indianer gaben Proben einer ungemeinen Herzhaftigkeit. Einer stieg dem andern auf die Schultern, um die Höhe des Walls zu erreichen, ließ sich die Piken durch den Leib rennen, fiel herunter, ohne daß die andern überdrüssig wurden, gleiches Schicksal zu versuchen. Endlich gab der General seinen Anschlag verloren, und sah, daß ihn seine abergläubische List betrogen hatte.

Nicht besser ging es ihnen mit ihrem Vertrauen auf die kaiserliche Fahne, von der wir bereits geredet haben. Die Mexikaner standen in den Gedanken, daß der Sieg eines Treffens auf dieser Hauptfahne beruhe; es durfte sie deßwegen niemand in der Hand führen, als der oberste General, der die Person des Kaisers vorstellte. So wie Cortez von diesem Vorurtheil Nachricht bekam; so machte er sich dasselbe zu Nutze. Vier der kühnsten Spanier stürmten in einer Schlacht gerade auf den Mexikanischen Feldherrn loß; ihre Pferde raunten alles, was ihnen im Wege war, über den Haufen, drangen bis zum Feldherrn vor, stürzten ihn

mit einem Lanzenstoß herunter, nahmen ihm das Reichspanier ab, machten sich wieder einen Rückweg durch die Feinde, und brachten sie zu dem Spanischen Heere. So wie die Mexikaner diesen kostbaren Schatz in der Feinde Händen sahen, warfen sie das Gewehr weg, und flohen. So that ein blindes Vorurtheil mehr Wirkung, als die Vernunft.

Wir können jedoch nicht in Abrede seyn, daß auch die Mexikaner solche Kriegslisten erfunden haben, die von einer klugen Überlegung der Vernunft, und weisem Gebrauche der vorliegenden Umstände ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Eine Probe davon gaben sie, als die Spanier die Stadt Tacuba angriffen, die der Schlüssel zu dem Wege war, auf dem man sich der Hauptstadt Mexiko nähern konnte. Da Cortez Anstalten machte, diese Stadt anzugreifen, kam eine große Anzahl Völker aus Mexiko unter der Anführung des Kaisers heraus, und es hatte das Ansehen, als wenn sie sich in die Stadt Tacuba werfen wollten. Die Spanier erwarteten sie stehendes Fußes, und ließen sie ungestört anrücken, um sie alsdenn zwischen der See und der Stadt anzugreifen. Allein sie hatten etwas ganz anderes im Sinn, und setzten es auch mit großer Geschicklichkeit ins Werk. Einige von ihnen trennten sich von den andern, als wenn sie schlechte Lust hätten, mit den Spaniern anzubinden, und stellten sich in solcher Unordnung, daß Cortez auf die Gedanken gerieth, es mache sie die Furcht verwirrt: in dieser Meinung ließ er ei-

nen Theil seiner Völker vor der Stadt stehen, und rückte mit den übrigen gerade auf den Damm los, wo sie standen. Diejenigen Mexikaner, die bereits auf dem Lande waren, stellten sich, als ob ihnen bey der Annäherung der Spanier aller Muth entfallen wäre, und zogen sich zu ihrer Hauptarmee zurück, und diese fing nun auch an, sich allmählig zurück zu ziehen. Die Spanier glaubten nicht, daß ihnen hierdurch eine Falle gelegt würde, und folgten ihnen in aller Geschwindigkeit nach. So bald sie auf dem schmahlen Damm waren, machten die Mexikaner auf einmahl Halte, und bothen ihnen die Stirne. Die Spanier ließen sich mit ihnen in ein Gefecht ein, und den Augenblick kamen eine Menge Canots aus der Stadt zum Vorschein, und besetzten die beyden Seiten des Dammes. Die Spanier bereueten nunmehr ihre Unvorsichtigkeit; sie mußten weichen, weil sie dem Anfall auf beyden Seiten nicht widerstehen konnten. Sie mußten ihren Rückweg mit Gewalt suchen. Zu einer andern Zeit ließ der Kaiser aussprengen, Cortez habe auf der Flucht sein Leben eingebüßet, und diese falsche Nachricht hatte die gute Wirkung, daß seine Unterthanen wieder neuen Muth bekamen. Zugleich schickte er in alle Städte Köpfe von geopferten Spaniern, die ihm seit einiger Zeit in die Hände gerathen waren. Man sah sie als unfehlbare Zeichen eines erhaltenen Sieges an. Endlich, um die Sache noch mehr zu bekräftigen, versicherte er sie, der Kriegsgott sey durch das Blut der geopferten Spanier besänftiget worden, und habe ihm mit vernehm-

licher Stimme den Sieg über die Spanier versprochen. Diese ausgesprengten Nachrichten hatten die Wirkung, daß Cortez von vielen Mexikanischen Völkern, die sich mit ihm verbunden hatten, auf einmahl verlassen wurde. Aber die List wurde bald entdeckt, und die abgewichenen Bundsgenossen kamen wieder häufig in dem Spanischen Lager an. Noch eine Kriegslist der Mexikaner verdient angeführt zu werden. Bey der Belagerung von Mexiko hatten sich eine große Menge Einwohner in die Gräben, die durch die Stadt durchgingen, versteckt. Die Belagerten thaten einen Ausfall, zogen sich aber bald wieder zurück; die Spanier verfolgten sie über die Gräben, und augenblicklich wurden die Brücken hinter ihnen abgeworfen; die flüchtigen Mexikaner stellten sich wieder, die in den Gräben verborgen gewesen waren, kamen zum Vorschein, von den Häusern und Thürmen der Stadt wurde mit Steinen auf sie geworfen, Cortez selbst wurde verwundet, und mußte seinen Rückzug mit vielem Blute erkaufen. Auch hieraus bestätigt sich zur Genüge, was wir oben gesagt haben, daß die Mexikaner ihre Kriege nicht allein mit Brutalität, sondern auch mit List geführt haben.

Eigentliche Festungen treffen wir in dem Mexikanischen Reiche nicht an. Bey den großen Städten des Reichs lag der Hauptpunct ihrer Sicherheit in den Dämmen, auf welchen der Zugang zu denselben mit weniger Mannschaft gegen viele vertheidiget werden konnte. Auf diese

Art war Mexiko, Tezcuco und noch einige andere Städte gebauet. Durch die Anlage dieser Städte konnte die ganze Gegend umher ohne viele Mühe unter Wasser gesetzt, und vertheidigt werden. Bey der Belagerung der Stadt Iztacpalapa erfuhren es die Spanier mit großem Schaden. Ein großer Theil dieser Stadt war in die See hinein gebauet, und in dem andern Theil konnte das Wasser durch viele mit Schleußen versehene Kanäle in die Stadt geleitet, und nach dem Belieben der Einwohner zu- und abgelassen werden. Cortez näherte sich dieser Stadt, und sah an den Ringmauern derselben ungefähr sieben bis acht tausend Mexikaner stehen, die zur Vertheidigung derselben ausgerückt zu seyn schienen. Sie erwarteten die Spanier stehenden Fußes, nach einem kurzen Gefecht aber zogen sie sich bis an die Thore zurück. Zu großer Verwunderung der Spanier sprangen sie, ohne die Thore zu verschliessen, in das Wasser, erhoben dabey ein großes Geschrey, und schwangen ihr Gewehr mit eben solchen drohenden Stellungen, als sie bey einem Handgemenge zu thun pflegten. Als Cortez die Stadt offen fand, zog er in dieselbe hinein, nachdem er sie vorher mit aller möglichen Vorsichtigkeit hatte auskundschaften lassen. Alle Häuser standen leer, und nur noch in einer weiten Entfernung hörte man einen verwirrten Lärmen auf der See. Cortez entschloß sich, die Nacht in der Stadt zuzubringen. Nach Verlauf einiger Stunden aber trat das Wasser mit einem solchen Ungestüm aus den Kanälen, daß die untersten Gegenden der Stadt in einem

Augenblick überschwemmt waren. Die Spanier mußten in aller Eile ihren Rückzug nehmen, und bis über die Knie im Wasser waden. Und auf diese Art wurde die Stadt für dieses Mahl in Sicherheit gesetzt.

Kleinere Städte und Flecken wurden mit Ringmauern, oder Umpfählungen verwahrt. Sie rammelten nähmlich eine Art von Palisaden in die Erde ein, die sich rund um den Flecken herum zogen. Beyde Linien, welche den Kreis formirten, schlossen an ihrem Ende über einander, doch so, daß zwischen ihnen ein schmahler Eingang mit vielen Wendungen offen blieb; dabey standen einige hölzerne Häuschen für die Schildwachen. Auf gleiche Art waren auch die Gassen mit Pfählen gesperrt, dergestalt, daß wenn auch die äußere Umpfählung von den Feinden erobert war, ihnen gleichwohl noch jeder Schritt streitig gemacht werden konnte. Feuer und Steine waren die gewöhnlichen Werkzeuge, deren man sich bediente, die Umpfählungen zu vernichten, und die Belagerten auf das freye Feld zu treiben.

Als die Spanier ihre Lager nach Europäischer Art befestigten, mußten auch die Mexikaner ganz andere Anstalten machen, theils zu ihrer Vertheidigung, theils zum Angriffe, als sie gegen die Amerikanischen Völker gewohnt gewesen waren. Anfänglich konnten sie gegen das Europäische Schießgewehr gar nichts ausrichten, getraueten sich auch nicht, einen Angriff zu thun, sondern verhielten sich größten Theils nur ver-

theidigungsweise. Allein sie lernten gar bald die Kunst, auch die Europäer in ihren Verschanzungen anzugreifen. Nach verschiedenen kriegerischen Auftritten, worin ihnen das Glück günstig gewesen war, kamen sie einst auf den Einfall, einen Hauptsturm auf das Spanische Lager zu wagen. Sie ließen sich durch das Knallen der Stücke nicht mehr, wie zuvor, abschrecken. Ihre Pauken und Krummhörner gaben das Zeichen zum Angriff, und in dem Augenblick liefen sie mit ungeheurer Wuth Sturm. Die Vordersten schossen ihre Pfeile häufig, und so geschwind nach einander ab, da unterdessen andere, die hinter den Bogenschützen standen, hervor kamen, und den Wall bekletterten, daß den Spaniern nicht allzu wohl zu Muthe dabey war. Sie waren genöthiget, sich gegen die Pfeile zu beschirmen, und doch zugleich auch dem Feind das Eindringen zu verwehren; sie mußten auch die herein geschossenen Pfeile auflesen, damit sie Platz bekamen. Zwar würgte das grobe und kleine Geschütz erstaunlich unter den Indianern; allein sie waren wie rasend, und wollten entweder siegen, oder sterben. Die Lücken, welche die Kugeln unter ihnen machten, waren im Augenblick wieder ausgefüllt; sie schlossen sich allemahl mit gleichem Muth wieder zusammen, und fragten wenig darnach, ob sie ihre Verwundeten vollends todt traten oder nicht. Sie drangen so gar bis an die Kanonen durch, und wollten auf eine unglaubliche hartnäckige Weise mit ihren steinernen Äxten die Thore einhauen, und die Mauern durchbrechen. Andere stiegen ihren Ge-

fährten auf die Schultern, und suchten ihr Faustgewehr zu gebrauchen. Noch andere versuchten durch Hülfe ihrer Wurfspieße hinauf zu klettern. Sie banden eine brennende Materie an ihre Pfeile, und schossen sie in das Spanische Lager, wodurch auch wirklich an einigen Orten Feuer entstand. Die Spanier mußten dem Feuer Einhalt thun, und die Lücken im Wall zustopfen. Die Nacht machte endlich ihrer Wuth ein Ende. Sie kamen den folgenden Tag wieder, und warfen den Spaniern ihre Feigheit vor, indem sie sich nicht wehren könnten, als wenn sie hinter einer dicken Mauer ständen. Indessen hatten die Spanier die nöthigen Anstalten getroffen, und rückten in verschiedenen Haufen aus. Ungeachtet die Indianer wie verzweifelte Leute fochten, so mußten sie doch endlich weichen, und die Spanier in Ruhe lassen.

Auch von der Geschicklichkeit der Mexikaner in den Vertheidigungsanstalten müssen wir eine Probe anführen. Die Spanier hatten die Belagerung von Tacuba mit abwechselndem Glücke vorgenommen. Sie hatten bereits die Gräben ausgefüllt, und sich einige Mahle so weit gewagt, daß sie die äußersten Häuser der Vorstadt in Brand steckten; aber sie hatten auch verschiedene Leute eingebüßt, und dieser Verlust kam den erhaltenen Vortheilen bey weitem nicht bey. Die Indianer beunruhigten sie besonders durch ihre Canote. Der Spanische General entschloß sich also, den Angriff so lange aufzuschieben, bis er selbst eine Flotte von Canoten ausgerüstet, und sich der Herrschaft über

die See bemächtiget haben würde. Er brachte in wenig Tagen eine große Anzahl derselben zusammen. Sie wurden mit Indianern besetzt, von eben dergleichen Hauptleuten angeführt, und in drey Geschwader vertheilt. Jedes bekam vier Brigantinen zum Beystand. Und nun sollte der Angriff von neuem angehen. Man streifte Tag und Nacht auf der See herum, um die Ausfälle der Mexikaner zu hindern, und die Belagerung bekam nunmehr eine ganz andere Gestalt. Unterdessen fehlte es den Belagerten weder an Fleiß, noch an Geschicklichkeit. Anfänglich nahmen sie, um die Spanier in beständiger Unruhe zu erhalten, und durch unablässiges Wachen abzumatten, ihre Ausfälle nur bey Nachtzeit vor. Darauf schickten sie Canote mit Schanzgräbern ab, welche beym Auslaufen einen sehr weiten Umfang nahmen, hernach aber, wenn die Spanier mit Ausfällen beschäftiget waren, quer über den See herbey eilten, und die ausgefüllten Gräben in einem Augenblicke reinigten, welche hernach die Spanier mit neuer Mühe wieder ausfüllen mußten. Doch was ihrer Erfindungskraft am meisten Ehre bringt, war ihre gegen die Brigantinen der Spanier ausgedachte Kriegslist. Sie baueten in der Stadt dreyßig große Barken, und versorgten sie mit dicken Bretern, als mit einer Brustwehre, dahinter sie sicher seyn konnten. Hierauf begaben sie sich in einer dunkeln Nacht in eine mit dichtem Geröhrig bewachsene Gegend des Sees, und schlugen daselbst sehr starke spitzige Pfähle ein, so daß die Spitzen dem Wasser gleich waren, und die größten Schiffe

beym Anstoß hätten schadhaft werden müssen. Ihre Hoffnung war, von den Brigantinen, welche wechselsweise herum streiften, irgend eine oder die andere in diesem Wald von Rohr und Pfählen zu locken. Zu diesem Ende befrachteten sie einige Canote mit Lebensmitteln, und gebrauchten sie anstatt einer Lockspeise. Es rannten auch wirklich vier Brigantinen in diese Falle. Die Canote der Mexikaner wußten sich sehr schicklich zu zeigen, und stellten sich, als ob sie die Flucht ergriffen. Die Spanier wurden hierüber so hitzig, daß sie mit aller Macht auf das Geröhrig los ruderten; aber im Augenblicke saßen sie auch zwischen den Pfählen fest, so daß sie weder hinter sich, noch vor sich konnten. Die Mexikaner kamen mit ihren Barken herbey, und fielen als verzweifelte Leute auf sie los; die Brigantinen konnten sich nicht wenden, noch weniger sich mit Hülfe der bloßen Ruder aus dieser Stellung retten. Die Spanier ergriffen also die kurze Entschliessung, die eingerammelten Pfähle durch Täucher Theils heraus ziehen, Theils mit Äxten entzwey hauen zu lassen, indessen, daß sie dem Feinde durch ein hitziges Gefecht genug zu thun machen wollten. Sie bekamen nunmehr Luft, und konnten ihr grobes Geschütz brauchen, doch erlitten sie einen starken Verlust, indem wenig Spanier mit heiler Haut davon kamen. Ungeachtet dieses sinnreichen Einfalls waren die Mexikaner doch so dumm, daß sie glaubten, die Spanier würden sich wieder in diese Falle locken lassen. Nachdem sie ihre Barken wieder ausgebessert hatten, so kamen sie etliche Tage hernach

wieder in dieses Geröhrig, und machten die nähmlichen Anstalten, wie zuvor; allein die Spanier fingen sie in ihrem eigenen Netze. Der General schickte sechs Brigantinen, eine nach der andern ab, und ließ sie die folgende Nacht in eine andere Stellung setzen, wodurch die Barken der Mexikaner alle mit einander zu Grunde gerichtet wurden.

Damit die Mexikaner mit allen Nothwendigkeiten, die der Krieg erforderte, versehen seyn möchten, so hatten sie besondere Werkstätte zur Verfertigung der Waffen, und Zeughäuser zu deren Verwahrung angelegt. In jenem arbeiteten alle geschickten und vortreflichen Arbeitsleute, die nach Verschiedenheit ihrer Arbeiten, in verschiedene Classen getheilt waren. In einer Werkstätte machte man die Stiele eben und glatt, die zu den Pfeilen gebraucht werden sollten; in einer andern wurden die Feuersteine geschliffen, und die Spitzen dazu gemacht. Jede Art von Waffen, so wohl diejenigen, die zum Angriffe, als die zur Vertheidigung gebraucht wurden, hatte ihre besondere Meister und Werkstätte, und über alle waren gewisse Oberaufseher bestellt, welche über den verfertigten Kriegsvorrath eine genaue Rechnung führen mußten. Das Zeughaus war von schönem Ansehen, und dahin wurden die Waffen, so bald sie fertig waren, gebracht. Wenn ein Krieg entstand, so wurde hieraus das ganze Heer mit allem, was es nöthig hatte, versehen, auch wurde der nöthige Vorrath davon in die Gränzstädte geschickt. Die für die Person des

Kaisers bestimmten Waffen, waren in dem höchsten Zimmer in der schönsten Ordnung längs den Wänden aufgehängt. Auf der einen Seite sahe man die Bogen, Pfeile und Köcher, die insgesammt mit Gold und kostbaren Steinen gezieret waren; auf der andern Schwerter und Keulen von außerordentlichem Holz, die mit Feuersteinen schneidend gemacht, und eben so schön, als die Köcher ausgelegt waren; in einer andern Reihe standen die Lanzen und Wurfspieße, die eben so, wie die Schläudern, ungemein kostbar gearbeitet waren. Nicht weniger bemerkte man unterschiedene Arten von Panzern und Brustschildern, welche von geschlagenem Golde gemacht waren; vielerley Wämser aus doppeltem Kattun, mit Baumwolle ausgestopft, damit sie den Pfeilen widerstehen konnten; mancherley Erfindungen von Schildern, wovon die eine Art von undurchdringlichem Leder gemacht, und so groß war, daß sie den ganzen Leib bedeckte; man rollte sie bis zum Anfange des Treffens über die Schultern, alsdenn wickelte man sie aus einander, und brauchte sie. Als die Spanier diese Kriegsrüstungen sahen, konnten sie sich nicht genug darüber verwundern, und machten daraus auf den kriegerischen Geist der Nation einen ganz natürlichen Schluß.

Die meisten Amerikanischen Völker hatten eine wüthende Grausamkeit gegen ihre Kriegsgefangenen, und die Mexikaner gaben hierin keinem Volk etwas nach. Wir haben ihre Gesinnungen und die Art sie zu behandeln, bereits oben ken-

nen gelernt. Sie fingen ihre meisten Kriege bloß in der Absicht an, um Gefangene zu haben, die sie ihren Göttern opfern konnten. In dem Treffen schonten sie das Blut ihrer Feinde, so viel als möglich war, um es hernach in dem Tempel mit mehrerer Gelassenheit zu vergießen. Der Aberglaube machte sie so unmenschlich, das Opfer selbst zu verzehren, weil sie sich einbildeten, dadurch mit den Göttern in eine Gemeinschaft zu kommen. Es ist daher nicht glaublich, daß die Mexikaner aus bloßer Lust sich anderer Menschen zur Speise bedient haben sollten; sondern wenn sie es gethan haben, so wollten sie ihren jungen Leuten den natürlichen Abscheu an der Vergießung des Blutes abgewöhnen, und sie durch das Betragen gegen ihre Feinde Muth und Standhaftigkeit lehren, damit sie den Tod bey Zeiten verachten lernen möchten. Aberglaube und Grausamkeit macht mit ihren übrigen kriegerischen Anstalten einen ziemlichen Contrast.

Fünfter Abschnitt.

Privat-Leben der Mexikaner.

Wir machen hier mit den drey großen Perioden des menschlichen Lebens, geboren werden, heurathen und sterben, den Anfang der Schilderung der häuslichen Lebensart der Mexikaner.

Wenn sich eine Mexikanische Frau in gesegneten Leibesumständen befand, so hatte sie die Gewohnheit, viele Arzneyen zu gebrauchen. Eine Matrone vertrat bey der andern die Stelle eines Arztes, und rieth ihr den Gebrauch gewisser Kräuter an. Es hatte dieses oft die schlimmsten Folgen so wohl für die Mutter, als das Kind. Wenn das Kind zur Welt gekommen war, so drückten sie ihm das Genicke stark gegen die Schultern, und suchten es auf diese Art zu verkürzen; sie brauchten auch allerley Binden, um das Wachsthum desselben zu verhindern. Sie wußten von dieser widersinnigen Gewohnheit keine andere Ursache anzugeben, als ein verjährtes Vorurtheil, welches diese Unförmlichkeit für Schönheit hielt. Die glatte Stirn der Caraiben, die aufgeritzte Lefze der Brasilianer, die eingezwängten Füße der Chineser haben mit dieser Gewohnheit einerley Ursprung. So bald das Kind zur Welt gekommen war, so badete man es in kaltem Wasser, und sagte dabey: du bist deßwegen da, daß du viel ausstehen sollst; gewöhne dich dazu. Hierauf wurde das neugeborne Kind in den Tempel getragen, und der Opferpriester, der es empfing, that einen kurzen Vortrag von dem Elend und der Mühseligkeit, die ein jeder, der geboren wird, ausstehen müßte. Er nahm hierauf einen spitzigen Feuerstein, ritzte dem Kinde damit die Ohren und das heimliche Glied, und zapfte ihm auf diese Art einige Tropfen Blut ab; er sprengte hierauf einige Tropfen Wasser auf das Kind, und badete es unter gewissen Anrufungen. War der Vater des

Kindes von Adel, oder ein Kriegsmann, so gab man dem neugebornen Knaben in die rechte Hand einen Degen, und in die linke einen Schild, und weihete es damit zur Lebensart seines Vaters ein; war der Vater ein Handwerksmann, so gab man ihm die Werkzeuge seiner Hanthierung in die Hand; den Töchtern aber gab man ohne Unterschied des Standes allerley Werkzeuge zum Spinnen, Nähen, und andern weiblichen Verrichtungen.

Jede Mutter war verbunden, ihr Kind selbst zu säugen; wurde sie aber durch einen Zufall gehindert, dieses Geschäft selbst über sich zu nehmen, so durfte sie zwar ihr Kind einer Amme anvertrauen, aber diese mußte sich bequemen, erst einige Untersuchung, ob ihre Milch gesund sey, auszustehen. Die Mutter ließ sich einige Tropfen von der fremden Milch auf den Nagel am Finger tropfen; blieb nun diese wegen ihrer Dicke darauf stehen, so wurde sie für gesund gehalten, und der Amme das Kind anvertrauet. So lange eine Mutter ein säugendes Kind hatte, so pflegte sie einerley Nahrungsmittel zu gebrauchen, und sich des Umganges mit ihrem Manne zu enthalten. Gewöhnlich ließen sie ihre Kinder bis in das vierte Jahr an der Brust trinken. Dieß ist etwas lange, dürfte mancher sagen. Wurde sie während dieser Zeit eine Wittwe, so durfte sie nicht wieder heurathen. Übrigens beobachteten sie bey ihren neugebornen Kindern allerley abergläubische Gebräuche; man stellte Wahrsagungen über ihr künftiges Glück oder Unglück

an; man hängte ihnen Zettel und Amulete an, auf welchen allerley Götzenbilder und geheimnißvolle Züge zu sehen waren, u. dgl.

So wild und grausam auch die Mexikaner in andern Dingen immer mögen gewesen seyn; so verdient doch die Art, wie sie ihre Kinder erzogen haben, um so viel mehr Gerechtigkeit, je schlechter es in diesem Stücke bey den übrigen Amerikanern aussieht. Ihre Hauptabsicht ging dahin, die Neigungen ihrer Kinder auszuforschen, und nach dem National-Charakter zu bilden. Bey einem jeden Tempel war eine Schule, worin die Priester der Jugend gute Unterweisungen geben mußten. Hier wurden die Kinder gemeiner Leute nicht nur in ihren Religionsgebräuchen und Gesetzen, sondern auch in allen Leibesübungen unterrichtet, welche der Nation nützlich und unter ihnen üblich waren. Hier lernten die Söhne tanzen, singen, mit dem Bogen schiessen, den Wurfspieß und die Hassegay zu gebrauchen; sie mußten öfters auf hartem Boden schlafen, wenig essen, und sich stark bewegen, u. s. w. Sie hatten aber auch Schulen für Kinder von Stande, worin die adelige Jugend von ihrem zartesten Alter an so lange bis sie fähig waren, selbst ihr Glück zu machen, unterrichtet wurden. Sie mußten sich beständig hier aufhalten, und das Essen wurde ihnen von ihren Eltern hierher geschickt. Ihre Lehrmeister und Aufseher waren alte Ritter, die sie nicht nur zu den härtesten Leibesübungen anhielten, sondern auch ihren Unterricht durch ihre eigenen Beyspiele belebten. Sie hatten eben das An-

sehen, als die Bedienten des Landesherrn; und diese Einrichtung war sehr billig, weil sie den Grund zu denjenigen Übungen legten, welche dereinst zum Vortheile des Staats gereichen sollten. Außer den vorhin gemeldeten Unterweisungsstücken lehrten sie auch die Kunst, ihre Charaktere und Bilder, woraus ihre Schreiberey bestand, zu verstehen; sie bereicherten ihr Gedächtniß durch Auswendiglernen der Lieder, worin die Thaten ihrer Voraltern, und das Lob ihrer Gottheiten besungen wurde. Nachdem dieser erste Grund der Unterweisung gelegt war, so gingen sie weiter, und gaben ihnen Unterricht, wie sie sich mit Bescheidenheit und Höflichkeit betragen sollten. Hier war das Hauptaugenmerk der Lehrer, die Neigungen der jungen Leute zu erforschen, und sie auf bessere Wege zu leiten. Man lehrte sie hier die Beschaffenheit und Gefährlichkeit des Kriegs kennen, ihre Leibeskräfte prüfen und geschickt anwenden. Dieses gab ihnen oft in der Jugend schon Mittel an die Hand, eine vortreffliche That zu thun, und es kam mancher, der mit einem Bündel auf dem Rücken abgereist war, als Hauptmann wieder nach Hause. Nach dieser Unterweisungszeit wählten sie sich eine Lebensart, welche sie wollten. Diejenigen, welche Lust zum Tempeldienste hatten, gingen in das für die Mannspersonen errichtete Kloster, und ließen sich in den Geheimnissen und Ceremonien der Religion weiter unterrichten. Andere widmeten sich dem Kriege, auf welchem Wege sie hernach zu den andern Staatsgeschäften fortschritten.

Es waren auch Schulen angelegt, die zum Unterrichte des weiblichen Geschlechts bestimmt waren. Hier vertraten die Weiber, die zum Dienste des Tempels bestellt waren, die Stelle der Lehrmeisterinnen. Diese Schulen aber waren bloß für das Frauenzimmer von Stande bestimmt. Schon vom vierten Jahre ihres Alters an gewöhnte man sie in der Einsamkeit zu allerley Arbeiten, die dem Frauenzimmer anständig sind. Sie kamen sehr selten zum Vorscheine, und dieß nur alsdenn, wenn sie zu gewissen Zeiten in den Tempel geführt wurden. Auch dieses geschah bloß, um etwa ein Gelübde ihrer Mütter zu erfüllen, oder, wenn sie in eine Krankheit gefallen waren, den Beystand der Götter zu erbitten. Man gab ihnen alsdenn alte Weiber zur Gesellschaft mit; sie selbst aber mußten mit nieder geschlagenen Augen, und geschlossenem Munde über die Straße gehen. Ein lediges Mädchen aß niemahls mit einem Junggesellen. In den Häusern der Vornehmen hatte das Frauenzimmer seine besondere Wohnung, wobey allerhand Blumen- und Baumgärten angelegt waren. Setzte ein Frauenzimmer den Fuß aus dem ihr angewiesenen Bezirke, so wurde sie scharf gezüchtiget; ging sie ohne Erlaubniß ihrer Vorgesetzten von ihrer Arbeit, so geschah das Nähmliche; betraf man sie auf einer Lüge, so gab man ihr zur Strafe einen kleinen Schnitt in die Lippe. Würde diese wilde Gewohnheit in Europa eingeführt, wie manches gesittete Frauenzimmer würde ein zerfetztes Gesicht haben!

Die Söhne erbten nach dem Recht der Bluts-

freundschaft das hinterlassene Vermögen ihrer Väter. Bey den Vornehmen trat der älteste Sohn in alle Rechte seines Vaters, wofern er anders im Stand war, solche zu behaupten; wo nicht, so trat der zweyte Sohn an seine Stelle. Waren gar keine Söhne da, so fiel die Erbschaft an die Enkel, und in Ermanglung derselben an des Vaters Brüder. War gar kein naher Verwandter mehr übrig, so wählte man einen Fremden, der an die Stelle des Blutsverwandten trat, der aber um dieses Vorzugs willen eine strenge Probe aushalten mußte. Man stellte ihn auf öffentlichen Markt, und that ihm alle möglichen Beschimpfungen an, die er mit der größten Gelassenheit ertragen mußte. Er wurde hierauf in alle Tempel geführt, und mußte einige Zeit mit strengen Übungen zubringen, und sein ganzes Thun und Lassen war gerade das Gegentheil von dem, was die gemeine Gewohnheit erforderte. Wenn das Volk in den Tempel zum Opfer ging, so ging er weg; er aß zu ganz anderer Zeit, als man pflegte; wenn es Zeit zum Schlafen war, so wachte er, und umgekehrt, wenn jedermann wachte, so legte er sich schlafen. War er eingeschlafen, so stach man ihn mit Pfriemen. Nach ausgestandener Probe, trat er die Erbschaft wirklich an. Man stellte einen Schmaus an, und die Priester ernannten die Gäste. Konnte einer nicht erscheinen, so wurde nichts desto weniger sein Stuhl, an eben die Stelle, die der Gast einnehmen sollte, gesetzt, und der Antheil an Speisen, die er beytragen mußte, nebst seinen Geschenken dahin gelegt. Der neue Erbe mußte seines Orts dem Stuhle

eben die Höflichkeit, und eben die Danksagung bezeigen, als wenn er selbst zugegen wäre. Anstatt dieser Ceremonie mußte in der Provinz Guatimala der neue Erbe gewisse Gebethe und Fasten verrichten; die Allerandächtigsten schliefen mit kreutzweise geschränkten Beinen, um sich auch im Schlafe abzumatten. Hinterließ ein Vater einen allzu jungen Sohn, so gab man ihm den nächsten Anverwandten zum Vormunde; war in seiner Familie niemand, auf den man dieses Vertrauen setzen konnte, so wählte man unter den guten Freunden des Verstorbenen einen klugen und rechtschaffenen Mann. Der Mündel mochte so vornehm seyn, als er immer wollte, er mochte noch so gute Eigenschaften haben; so mußte er bis in sein dreyßigstes Jahr unter der Vormundschaft bleiben.

Dieses hinderte ihn deßwegen doch nicht, während der Minorennität zu heurathen. Das Alter bey Mannspersonen war das zwanzigste, bey Weibspersonen das funfzehnte Jahr. Die Heurathen der Mexikaner hatten einiges Ansehen eines Bündnisses und einige Religions-Gebräuche in sich. Nachdem man über die Heuraths-puncte einig geworden war, so begaben sich beyde Theile in den Tempel, wo einer von den Opferpriestern ihre Neigung durch gewisse zu diesem Gebrauche bestimmte Fragen prüfte. Hatten beyden Theile ihre Erklärung vor dem Priester gethan, so ergriff dieser den Bräutigam bey dem Saum seines Mantels, und die Braut bey dem Zipfel ihres Schleyers, und nähete sie an

einem Ende zusammen, um dadurch die innerliche Verknüpfung ihres Willens anzuzeigen. Hierauf führte sie der Priester in dasjenige Haus, das sie bewohnen sollten, und führte sie siebenmahl um den Feuerherd herum. Und nun war die Trauung vollzogen. Sie setzten sich darauf beyde zum Feuer, wodurch sie ihre wechselsweise Theilnehmung an allen Zufällen des Lebens anzeigen wollten. Der erste Punct, der bey ihren Heurathen zu berichtigen war, betraf die Einwilligung ihrer beyderseitigen Ältern, und des Hauptmanns von demjenigen Stadtviertel, worin sie wohnten. In einem gerichtlichen Instrumente wurde das eingebrachte Vermögen aufgezeichnet; nur der Mann war gehalten, im Fall einer Ehescheidung solches wieder zu erstatten. Waren die Ältern arm, so versprachen die Neuvermählten, von ihren Erwerbnissen ihren Ältern etwas zukommen zu lassen; reiche Ältern aber thaten außer dem Heurathsgute noch das Versprechen hinzu, im Fall einer dringenden Noth, noch eine außerordentliche Beysteuer hinzu zu fügen. Jeder Mann hatte zwar die Erlaubniß, mehrere Weiber zu nehmen, aber sie bedienten sich derselben sehr selten. Von verbothenen Graden im Heurathen wußte man nichts, außer daß die Ehe zwischen Bruder und Schwester verbothen war.

Es sind unter allen Amerikanischen Völkern keine, die in Absicht auf die Jungfrauschaft ihrer Bräute so eifersüchtig waren, als die Mexikaner. Bey dem geringsten Verdachte hierin schickte man

die Braut am andern Hochzeittage wieder nach Hause. Hatte hingegen der Mann seine Braut als Jungfrau erfunden, so machte er dieses mit großem Freudensbezeugen bekannt, und die junge Frau bekam deßwegen viele Ehrenbezeugungen und Geschenke. Der Bräutigam bemerkte bey dem Verlöbniß alles dasjenige, was er seiner Braut geschenkt hatte, damit er im Fall einer Verstossung alles wieder fordern könnte; denn wenn die Keuschheit seiner Braut nicht mit seiner Hoffnung überein stimmte, so nahm er alles wieder zurück. Die Mittelspersonen bey Heurathen waren gemeiniglich alte Weiber. Der Wohlstand erforderte, daß der Vater seine Einwilligung nicht so gleich gab, sondern die Verliebten einige Zeit warten ließ. Während der Zeit der Unterhandlung mußte das künftige Ehepaar fasten, und sich in der Einsamkeit aufhalten. Oft geschahe es, daß ein Mann einen Vater um seine Tochter nur zur Beyschläferinn ansprach, um Kinder mit ihr zu zeugen. Brachte sie nun einen Sohn zur Welt, so mußte er sie alsdenn entweder ordentlich heurathen, oder wieder nach Hause schicken: im letzten Fall durften sie nicht den geringsten Umgang mehr mit einander haben. Wenn eine Braut aus dem Hause ihrer Ältern ging, so empfahl ihr die Mutter besonders die Reinlichkeit, Verehrung der Götter, und Sorge für das Hauswesen; der Bräutigam im Gegentheil bekam von seinem Vater den guten Rath, seinem Weibe wohl zu begegnen, mit den Nachbarn Frieden zu halten, und den Vorgesetzten die gehörige Ehrerbiethung zu erweisen. Jedes Ge-

schlecht hatte seine besondere Ermahnungsformeln für die Ältern, und Regeln für die Aufführung der Kinder. Ungeachtet die Nation sehr zur Wollust geneigt war, so wurde ein Ehebruch dennoch allemahl mit dem Tode bestraft. Hingegen waren sie desto geneigter, die Ehen durch eine Scheidung zu trennen. Es war hierzu bloß die beyderseitige Einwilligung hinreichend, und die Sache kam selten vor den Richter, sondern die beyderseitigen Verwandten machten sie unter sich aus. Waren Kinder vorhanden, so behielt die Mutter die Töchter, der Vater aber die Söhne. So bald die Ehe getrennt war, so durften sie bey Lebensstrafe nicht wieder zusammen, sonst aber durften sie sich wieder verheurathen, wie sie wollten; und es gab immer Männer, die sich kein Bedenken machten, eine abgeschiedene oder verstoßene Frau zu heurathen.

Wir wollen nunmehr auch die Mexikaner in ihrem Hauswesen kennen lernen. Sie waren größten Theils Leute von mittelmäßiger Größe, mehr von dicker als hagerer Leibesgestalt. Sie gaben ihrem Gesichte eine solche Farbe, wie die Löwen Haare zu haben pflegen; sie hatten große Augen, eine breite Stirn, sehr weite Nasenlöcher, dicke, glatte, und auf mancherley Art gestutzte Haare, keinen oder doch einen sehr dünnen Bart, weil sie die Haare entweder ausrauften, oder die Haut mit einer Salbe, die das Wachsthum derselben hinderte, beschmierten. Einige waren so weiß, wie die Europäer. Es war eine allgemeine Gewohnheit unter ihnen, sich am Leibe

zu bemahlen, ingleichen den Kopf, die Arme und Beine, entweder mit Vogelfedern und Fischschuppen, oder mit Tieger- und andern Haaren zu bedecken. Sie bohrten sich weite Löcher durch die Ohren, durch die Nase, ja sogar durch das Kinn, und trugen Edelsteine, Gold, oder auch allerhand Knochenstücke darin. Einige gingen mit einer Klaue oder mit dem Schnabel von einem Adler darin herum, andere mit dem Backenzahn eines Thieres, oder mit der Gräte eines Fisches. Die Weibspersonen waren weder an Größe noch Farbe von den Männern unterschieden; nur ließen sie die Haare lang wachsen, und suchten sie mit allerhand Salben und Pulver so schwarz zu machen, als es möglich war. Die Frauen schlangen ihre Haare um den Kopf, und machten vorn an der Stirne einen Knoten daran. Die Jungfrauen hingegen ließen die ihrigen über die Brust und Schultern fliegen. Wenn sie Mütter geworden waren, so wuchsen ihre Brüste so stark, daß sie das Kind auf dem Rücken tragen, und ihm zugleich die Brust reichen konnten. Das Hauptstück ihrer Schönheit suchten sie in einer kleinen Stirn; sie gebrauchten deßwegen gewisse Salben, wovon die Haare weit in das Gesicht, und sogar an den Schläfen wuchsen. Sie befleißigten sich der Reinlichkeit über alle Maßen; sie badeten sich oft, und konnten ihrer Gesundheit unbeschadet, sogleich aus einem warmen in ein kaltes Bad steigen. Nach dem Bade schminkten sie sich mit einer aus allerhand Körnern zubereiteten Milch; sie thaten dieses aber nicht so wohl zur Vermehrung ihrer Schönheit, als sich vielmehr

gegen die Stiche der Mücken und des andern Ungeziefers zu beschützen.

Die gemeinen Mexikaner gingen größten Theils nackend, und geben uns wenig Materie von ihrer Kleidertracht. Nur allein die Soldaten schlugen, um sich ein desto fürchterlicheres Ansehen zu geben, die völlige Haut eines Thieres um sich, ja sie machten sich den Kopf desselben über den ihrigen zurechte. Zu diesem Schmuck kam noch ein Gehänge von Menschenherzen, Nasen und Ohren, nebst einem unten daran hangenden Todtenkopfe. In den ältesten Zeiten gingen sie, wie jetzt die auf den Gebirgen lebenden Wilden, ganz nackend; selbst ihre Regenten hatten kein anderes Gewand um sich, als ein viereckigtes baumwollenes Stück Zeug, das über der rechten Achsel zusammengeknüpft war; auf dem Kopf hatten sie nichts als Federn, und einige Riemen, womit jene befestigt waren. Die Weibspersonen hatten ein Hemd mit kurzen Ärmeln, das bis an die Knie reichte, aber so dünn war, daß man es manchmahl kaum von der Haut unterscheiden konnte. In den spätern Zeiten, da sie anfingen, ihren wilden Zustand einiger Maßen zu verbessern, trugen sie auf dem Kopf eine Mütze von rothen Federn, aus welcher ein anderer Federbusch hervor ragte; um den Hals trugen sie einen Kragen, der ebenfalls aus Federn gemacht war, welcher Schultern, Brust und Rücken bedeckte. An den Armen trugen sie Armringe, und um die Hüfte eine breite Binde, wovon ein Zipfel zwischen den Beinen herabhing; die Vornehmen

trugen goldene und silberne Sohlen, die gemeinen aber von Holz und anderer schlechten Materie. Diejenigen, die noch heut zu Tage von den alten Mexikanern übrig sind, tragen keine Schuhe, sondern nur Socken; die Haare schneiden sie niemahls ab, und hüllen sich in alte Lumpen. Die Weibspersonen behängen sich mit Stücken von Kattun, haben enge Röcke, die mit allerley Figuren von Thieren und Blumen gezieret sind; die meisten aber haben nunmehr die Spanische Kleidung angenommen.

Wenn wir oben von der Pracht der kaiserlichen Palläste geredet haben; so darf man ja nicht glauben, daß die ganze Nation an schönen Gebäuden einen Geschmack gehabt habe; sie wohnten meisten Theils mehr in elenden Hütten, als eigentlichen wohl eingerichteten Häusern. Zwar stand es den vornehmen und reichen Personen frey, in ihren Gebäuden die Pracht ihrer Herren nachzuahmen; es war auch wirklich, außer den vielen Wohnungen der Großen in Mexiko, der Pallast, worin jeder Cazike in seiner Provinz wohnte, von den kaiserlichen Pallästen wenig unterschieden; allein der gemeine Mann durfte nicht über ein Stockwerk hoch bauen, noch auch Fenster und Thüren an seinem Hause haben. Weil die meisten Häuser nur von Erde gebauet, und mit Bretern bedeckt waren; so ist leicht zu erachten, daß man eben so wenig Bequemlichkeit als zierliche Einrichtung darin antraf. Doch waren auch die Häuser der ärmsten Mexikaner inwendig mit Matten, die sie aus Blättern und Laubwerk

verfertigten, behängt. Sie hieben Bäume ab, rammelten sie in die Erde, beflochten sie mit Palmblättern, und machten das Dach auf eben die Weise. Auf diese Art konnten sie in kurzer Zeit ein Haus aufführen. Ihr übriges Hausgeräthe war eben so sparsam. Ungeachtet Mexiko einen Überfluß von Wachs und Öhl besaß, so war ihnen doch der Gebrauch der Lichter unbekannt; sie brannten bloß Fackeln von Tannenholz. Ihre Betten bestanden aus Matten, ja gar nur aus bloßem Stroh, und einem Paar baumwollenen Decken. Die Stelle des Hauptküssens vertrat ein großer Stein oder Klotz. Ihre Stühle waren kleine mit Palmblättern angefüllte Säcke; sie hatten auch hölzerne Stühle, mit einer aus den stärksten Blättern geflochtenen Rückenlehne. Man bediente sich derselben aber selten, sondern man pflegte sich meistens auf die bloße Erde zu setzen.

Die äußere Einrichtung ihrer Städte und Dörfer war sehr verschieden. Sie hatten Städte, die mit dicken Mauern befestigt, und mit hohen Wachtthürmen versehen waren. In den Mauern waren hier und da Öffnungen, wodurch sie ihre Pfeile schiessen konnten. Wenn es die Noth erforderte, so konnten sie ihre Dörfer eben so geschwinde befestigen, als sie ihre Häuser aufbaueten. Sie umgaben das Dorf mit einer Art von Mauer, die aus großen Baumstücken bestand, die in Form der Pallisaden in die Erde gerammelt, und dermaßen zusammen gefügt waren, wodurch sie ihren Feind mit ihren Waffen versteckt Abbruch thun konnten. Sie baueten oft-

mahls hinter der äußersten Mauer noch eine andere, und ließen zwischen beyden einen schmahlen Gang. Ihre Dörfer waren gemeiniglich in die Ründe angelegt, deren Eingang einer Wendeltreppe nicht sehr ungleich war. An diesem Eingange standen hölzerne Thürme, worein die Schildwachten gestellt wurden; und diese waren ihrer Einfalt ungeachtet dennoch zu ihrer Sicherheit hinlänglich.

Ihre gewöhnliche Nahrung war Brot aus Mais gebacken. Die Körner dieser Frucht wurden zwischen Steinen zermalmt, und wenn sie zu Mehl geworden, ein Teig daraus gemacht, ohne daß Sauerteig dazu nöthig war. Dieser Teig wurde alsdenn in einen Tiegel gethan, und über Kohlen gebacken. Sie genossen wenig Fleisch; insonderheit hatten sie einen großen Ekel vor dem Schöpsen- und Ziegenfleisch; sonst aber verschmäheten sie keine Gattung lebendiger Thiere. Sie sollen sogar Läuse gegessen, und sie der Gesundheit sehr zuträglich gehalten haben; wenn es nicht ein Mißverstand ist. Da Cortez nach Mexiko kam, und ihm von dem Kaiser ein Pallast eingeräumet wurde; so fand man eine Menge zugebundener Säcke. Einer von den Spaniern war so neugierig, und wollte sehen, was darin wäre; und zu seiner Verwunderung fand er sie voll von diesem Ungeziefer. Man sagte ihm, daß es ein Theil der Steuer wäre, welche die Bettler liefern müßten; daraus entstand vielleicht der Gedanke, daß sie gefressen würden; vielleicht aber war nichts anders die Absicht davon, als

die Reinlichkeit im Lande zu befördern. Indessen ist nichts so widersinnig, das nicht in einem Winkel auf dem Erdboden angetroffen wird. Herrera und Gomara schreiben den Mexikanern einen solchen ekelhaften Appetit zu.

Die Getränke, deren sich die Mexikaner bedienten, waren nach der Verschiedenheit des Standes verschieden. Einige wurden aus Mais zubereitet, und hatten zum Theil die Eigenschaft zu berauschen; andere bestanden aus verschiedenen abgekochten Kräuterwässern, die zum Theil wohlriechend und schmackhaft, insgesammt aber der Gesundheit zuträglich waren. Alle starken Getränke waren verbothen, und ohne besondere Erlaubniß des Landesherrn durfte sie niemand trinken. Ihr liebstes Getränk aber bestand aus Wasser mit Cacaomehl und Honig vermischt. Nachdem sie die Cacaobohne getrocknet hatten, so zermalmten sie sie zwischen Steinen, und vermischten sie mit Piment, oder auch nur mit schwarzem Pfeffer, einige thaten auch etwas Maismehl darunter; überhaupt richtete sich ein jeder nach seinem Geschmacke. Die Spanier lernten dieses Getränk von den Mexikanern, verfeinerten es, durch Zumischung mehrerer Gewürze, und brachten es unter dem Nahmen der Chocolate nach Europa. Sie hatten außer diesem noch ein anderes Getränk, das sie Pulque nannten. Es wurde aus einer Pflanze, Meth genannt, zubereitet. Wenn diese Pflanze sechs Jahr alt war, so schnitt man die innern Blätter aus, und dieses verursachte eine Höhlung, die sich nach und nach mit einem

Saft erfüllte, der, wenn er frisch aus der Pflanze kam, wie Honig schmeckte. Die Indianer schöpften ihn alle morgen aus, bewahrten ihn auf, und dann bekam er den Geschmack wie Meth. Sie warfen eine gewisse Wurzel hinein, wodurch er anfing zu gähren. Sie brauchten ihn nicht eher, als bey außerordentlichen Gelegenheiten, wo sie ihn aus einer besondern Erlaubniß trinken durften. Ungeachtet die Trunkenheit bey den meisten wilden Völkern angetroffen wird, so sind doch die Mexikaner hiervon ausgenommen. Unter allen Lastern war keines so verhaßt bey ihnen, als dieses. Wenn sich jemand berauschte, so wurden ihm zur Strafe vor jedermanns Augen die Haare abgeschoren, und unter der Zeit, als dieses geschah, wurde sein Haus nieder gerissen, gleichsam um dadurch anzuzeigen, daß ein Mensch, der sich durch den Trunk um den Gebrauch seiner Vernunft gebracht hat, nicht werth sey, unter der menschlichen Gesellschaft zu leben. Trug der Thäter ein öffentliches Amt, so wurde es ihm genommen, und er blieb Zeitlebens abgesetzt. Nach der Eroberung des Landes aber wurde dieses Gesetz abgeschafft, und jetzt sind in ganz Amerika keine größeren Säufer, als die Mexikaner.

Bey aller ihrer ehemahligen Mäßigkeit im Essen und Trinken waren sie dem Tanz und Spiel außerordentlich ergeben. Wir wollen einige derselben beschreiben. Eines war dasjenige, welches sie Tlachtli nannten. Die Bühne, wo dieses Spiel vorging, war einem Ballhaus ähnlich, und das Werkzeug eine Kugel von dem Harze eines gewissen Baums.

In denselben machte man Einschnitte, woraus ein dicker Saft heraus tröpfelte, aber sogleich geronn, und so schwarz ward als Pech. Ungeachtet nun dieser Ball von Harz hart und schwer war, so flog er doch eben so leicht in die Luft, als einer unserer aufgeblasenen Bälle. Dieser Ball wurde wider die Mauer geschlagen. Die eine Parthie suchte diesen Zweck zu erreichen, und die Gegenparthie, solche zu vereiteln. Oftmahls wurde er lange Zeit in der Luft herum getrieben, ehe er entweder an die Mauer kam, oder auf die Erde herab fiel. Im letzten Fall wendeten sich beyde Parteyen den Rücken. Zum Gewinnst setzte man allerhand Preise aus, Gold, Teppiche, Federarbeit, und dergl. So wie die eine Partey einen Vortheil erhielt, so bemerkte man es mit Strichen; mancher setzte sogar seine eigne Person aufs Spiel. Der Ort, wo sie spielten, war ein großer Sal auf ebener Erde; er war hoch, lang, schmahl, oben breiter als unten, die Wände waren glatt und getüncht. An beyden Seiten lagen einige große, den Mühlsteinen ähnliche, und in der Mitte durchbohrte Steine, nur war das Loch nicht größer, als der Ball Platz darin hatte. Wer den Ball in dieses Loch brachte, der hatte den größten Preis davon getragen. Man suchte einander diesen Sieg mit allen Feyerlichkeiten streitig zu machen, und sogar fanden sich die Opferpriester dabey ein, und trugen ihren Gott des Ballspiels herum. Dieser wurde mit gewissen Gebräuchen ersucht, alles blinde Glück zu vertreiben, und den Ausgang unter den Spielern gleich zu machen. Vermöge eines

alten Herkommens gehörten die Röcke der Zuschauer dem Sieger, und dieses gab dem Spiel eine desto größere Fröhlichkeit, indem jeder, der einen guten Rock an hatte, so gleich davon lief, der Sieger aber ihn aus allen Kräften verfolgte. Das Andenken einer solchen wichtigen Begebenheit wurde, so lang als möglich war, erhalten. Wer seinen Sieg mehr dem blinden Glück, als seiner Geschicklichkeit zuzuschreiben hatte, der mußte dem Götzen des Spiels eine Gabe bringen. Es standen allemahl zwey geschnitzte Bilder der Spielgottheit auf den beyden niedrigsten Orten der Wände, und das Spielhaus wurde so in Ehren gehalten, wie ein Tempel; man bauete keines ohne Beyseyn der Priester, die es mit gewissen Gebethen einweiheten, und den Ball viermahl im Spiele warfen. Der Hauptmann spielte niemahls mit, ohne vorher allerley andächtige Ceremonien zu beobachten, und den Göttern einige Gaben zu bringen. Montezuma sah diesem Spiel gern zu, und hielt es für seinen angenehmsten Zeitvertreib.

Die Mexikaner liebten außer diesem auch die Musik. Ungeachtet solche nicht nach dem Europäischen Geschmack war, viel weniger mit der heutigen Art derselben verglichen werden kann; so diente sie doch bey ihnen zu eben der Ergetzlichkeit, als bey uns die schönste Musik zu verursachen pflegt. Ihre Instrumente waren Flöten und Muschelschalen, und ihre Gesänge brauchten sie auch beym Tanz in Form einer Rede. Sie hatten eine solche Neigung dazu, daß sie fast alle

Abende dergleichen Lustbarkeiten anstellten. Bald machte sich der Adel, bald der gemeine Mann einen solchen Zeitvertreib. Es geschah auch aus Gefälligkeit gegen den Kaiser, der auch an diesen Lustbarkeiten ein besonderes Vergnügen fand, ob er gleich sonst das Ansehen einer großen Ernsthaftigkeit haben wollte. Sie machten deßwegen oft in dem großen Hof seines Pallastes eine Musik, die ihnen recht schön vorkam, von den Europäern aber verlacht wurde.

Unter ihren Tänzen bemerken wir hier zuvörderst denjenigen, den sie in ihrer Sprache Neotilitzle nannten. Sie hielten ihn meisten Theils nach Tische. Man breitete zwey große zarte Matten auf den Boden, und stellte zwey Trommeln darauf, eine kleine, die Teponatzle hieß, und aus einem bloßen aber ungemein gut ausgearbeiteten hohlen Klotz bestand, äußerlich nicht das geringste Fell, oder Pergament, sondern nur an dem vornehmsten Ende eine Spalte hatte. Man schlug sie, wie unsre Trommeln, mit Klöppeln; nur waren die Klöppelknöpfe nicht von Holz, sondern von Wolle, oder einer andern weichen Materie. Die andere Trommel war groß, rund, hohl, und inwendig bemahlt. Unter der Öffnung war eine wohl gegärbte und stark angespannte Haut, die man, je nach dem der Ton höher, oder niedriger gestimmt werden sollte, entweder anzog, oder nachließ. Man rührte dieses Spiel mit den Händen, es war aber eine sehr beschwerliche Sache darum. Diese Instrumente machten mit den Singstimmen ein ziemlich erträgliche Musik. Die Gesänge,

die dabey gesungen wurden, handelten anfänglich von dem Leben und den Heldenthaten der alten Mexikanischen Könige; allmählig aber wurden die Sänger munterer, und mischten allerley lustige Gedichte in abwechselnden Strophen nicht ohne Witz und Anmuth mit unter. Es tanzte niemand vor dem Kaiser, als die vornehmsten Herren des Reichs, welche sehr kostbar aufgeputzt waren, und Rosensträuche oder mit Gold durchwebte Windfächer von Federn in den Händen hatten. Einige bedeckten ihr Haupt mit einem Adler- oder Tiegerkopf, andere trugen goldene oder silberne Züge und kostbare Federn auf dem rechten Arm oder Schulter. Bey den Stadtlustbarkeiten stieg die Anzahl der Tänzer zuweilen auf acht bis zehn tausend; und es mischten sich die vornehmen Herren ohne das geringste Bedenken mit unter. Anfänglich zog man gliederweise, acht, oder nach Beschaffenheit der Umstände, mehr Mann hoch, herum. Wenn dieser langsame Zug mit allerley Abwechselungen der Gestalt eine Zeit lang gedauert hatte, so trennte man die bisherige Ordnung, und tanzte einen Rundtanz, wobey man einander bey den Händen hielt. Nachgehends tanzten einige ganz allein, oder auch Paar und Paar. Der Tanz bestand in einigen Luftsprüngen, und allerley Bewegungen der Hände und Füße. Sodahn tanzten zwey vornehme Oberhäupter abermahls allein, und führten die übrigen, welche ihnen folgten, und alle ihre Bewegungen und Schritte nachmachten, an. Jene sangen, diese antworteten. Waren sie in großer Anzahl, so machten die hintersten einen Kreis, damit sie



Tänze Mitoles.

Back of
Foldout
Not Imaged

den andern gerade gegen über kamen. Dergestalt trieben sie es vier bis fünf Stunden lang, ohne die geringste Müdigkeit blicken zu lassen, in einem Stücke fort. Gleichwohl waren die Bewegungen sehr hurtig, und stimmten mit der abwechselnden Hurtigkeit der Gesänge überein. Man durfte zwar vom Tanz weggehen, und sich erquicken; es mußte aber geschehen, ohne den Tact zu brechen, gleichwie man auch bey der Wiederkunft sogleich einfallen mußte. Zuweilen erschienen Masken und lustige Personen, mischten sich unter die Tanzenden, machten allerley Luftsprünge, und brachten allerley lustige Dinge vor; oder sie äfften die Mundart und Geberden alter Weiber nach, stellten sich närrisch, oder besoffen, u. s. w. Montezuma machte sich manchmahl ein Vergnügen, daß er das schönste und vornehmste Frauenzimmer seines Reichs auf diese Art vor sich tanzen ließ.

Einer ihrer vorzüglichsten Tänze, nach dem vorhergehenden, war derjenige, den sie Mitotes nannten. Er hat in den Augen der Mexikaner so etwas Edles an sich, daß sich auch die Kaiser unter die Zahl der Tänzer mischten. Der Platz, wo er gehalten wurde, war der Tempelhof. Jedermann erschien dabey, entweder in kostbarer Kleidung, oder in wunderbaren Larven. Der Adel war mit dem gemeinen Volk ohne Unterschied des Rangs vermischt, und jedermann wurde von Jugend auf zu diesem Tanz angeführt. Die Instrumente, nach deren Ton sie tanzten, waren die nähmlichen, wie bey dem vorhergehenden Tanz. Auf dem Tanzplatz stellten sich die

Tänzer paarweise ein, und nachdem sie einige Mahle hin und her gegangen waren, und verschiedene Figuren gemacht hatten, so formirten sie einen Kreis, und jedermann sprang zu gleicher Zeit in die Höhe, jedoch ohne aus dem Tact zu kommen. Manche standen auf dem Bilde eines Menschen, oder eines Thieres, oder auf einer Säule; in dieser Stellung sangen und tanzten sie mit der größten Richtigkeit und Anmuth, ohne weder in ihren Bewegungen, noch in dem Tone aus der Ordnung zu kommen. Andere stiegen auf Stöcke, hielten sich gerade, und machten dabey mit den Händen und Füßen allerley lustige Bewegungen. Noch andere legten ihre Hände unter die Fußsohlen, bogen sich rund zusammen, bewegten sich mit erstaunlicher Hurtigkeit, schwangen sich in die Luft, und fielen wie ein Klotz auf den Boden herunter. Endlich nahmen einige schwere Gewichte auf die Achsel und Brust, machten nichts desto weniger gewaltige Sprünge, hüpften und tanzten, als ob sie nicht das Geringste trügen. Dieser Tanz wurde sehr oft angestellt.

Die Mexikaner hatten einen solchen Trieb zu dergleichen Lustbarkeiten, daß wenige Tage vergingen, daß sich das Volk nicht dazu versammelte. Die meisten dieser Ergetzlichkeiten hatte Montezuma selbst erfunden, der eine sehr üppige Gemüthsart gehabt zu haben scheint. Man will zwar eine Staatsursache davon angeben. Er war gegen den unruhigen Geist seiner Unterthanen sehr mißtrauisch, und besorgte wegen seinen

Bedrückungen allerley unangenehme Auftritte. Er suchte also alle möglichen Mittel hervor, seinem Volk Zerstreuungen zu machen, damit es nicht an sein Schicksal denken konnte. Das Volk versammelte sich deßwegen fast zu allen Zeiten auf den öffentlichen Örtern, oder in den Vorhöfen der Tempel. Man schoß daselbst nach der Scheibe, man sah Wettläufe, Zweykämpfe, und andere Lustbarkeiten, unter gewissen Bedingungen, wobey der Überwinder allemahl einen Preis auf öffentliche Kosten erhielt. Es fanden sich Seiltänzer, die ohne Gleichgewicht auf dem Seil mit vieler Fertigkeit herum sprangen, auch andere, die den ersten auf die Schultern sprangen, und sich auf denselben vielmahl herum dreheten.

Auch mit der Jagd ergetzten sie sich. Die Mexikaner waren sehr geschickt darin, und hatten eine Dreistigkeit mit den wilden Thieren zu streiten, die man ohne Erstaunen nicht ansehen konnte. Ja sie konnten die wildesten Thiere mitten im Laufe aufhalten, und, ihrer Widersetzlichkeit ungeachtet, erlegen. Montezuma machte sich selbst daraus ein Vergnügen; doch stieg er niemahls von seinem Tragesessel, wenn er nicht etwa eine bequeme Höhe vor sich sah. Er war allemahl mit einer Menge Jäger umgeben, die seine Person mit Spießen und Wurfspießen bewachten. Es mangelte ihm zwar nicht an Herzhaftigkeit und Stärke; aber er hielt es für seine Majestät unanständig zu seyn, sich muthwillig in eine Gefahr zu begeben, und glaubte, daß

ein großer Herr nirgends anders, als im Kriege, wo es auf die Beschützung seiner Unterthanen ankomme, seine Person bloß stellen müsse.

Was die ernsthaften Geschäfte des Lebens anbelangt, so beschäftigten sich die Einwohner mit solchen Hanthierungen, die ihre Bedürfnisse erforderten. Handwerker von allerley Art wurden unter ihnen angetroffen. Besonders war Handel und Wandel in nicht geringer Aufnahme unter ihnen. Im ganzen Reich und allen dazu gehörigen Landschaften hatten die Mexikaner eine besondere Neigung dazu, und brachten alle ihre Waren nach der Hauptstadt des Landes zum Verkauf. Unter die gemeinsten Waren gehörten mancherley Gattungen so wohl feiner als grober Matten, allerley gemahlte und gefirnißte Töpferarbeit, allerley wilde Thierhäute, besonders von Hirschen, mit und ohne Haare bearbeitet, auch auf allerley Weise gefärbt, ungerupfte Vögel von allerley Art und Farbe, Vogelfedern, die man ihnen zu gewissen Jahreszeiten abgenommen hatte, Salz, dichte und leichte baumwollene Zeuge, Zeuge von Baumblättern und Rinden, von Kaninchenhaaren und Federn, Garn von Kaninchenhaaren, allerley gefärbtes Garn. Die reichste Materie aber, die man zu Markte brachte, waren allerley künstliche Arbeiten von Gold und Federn. Hier fand man alles, was man nur verlangte, mit Federn von mancherley Farben auf das natürlichste abgebildet. Die Mexikaner waren in dieser Kunst dermaßen geübet, und wußten Thiere, Blumen, Kräuter

und Wurzeln dermaßen schön vorzustellen, daß die Spanier ihre Arbeit nicht genug bewundern konnten. Sie hatten ihre Geschicklichkeit bloß ihrem unermüdetem Fleiße zu danken. Mancher Künstler vergaß Essen und Trinken darüber, wenn er die rechte Stelle für eine Feder auszufinden beschäftiget war; er wendete sie unzählige Mahle, bald am Licht, bald am Schatten, auf unzählige Seiten, und suchte ihre Wirkung vollkommen auszuforschen. Ihre Goldschmidsarbeit war nicht weniger schön. Sie wußten sehr wohl mit dem Gießen umzugehen, und hernach den Guß mit steinernen Meißeln auszustechen. Auf diese Art machten sie Kessel mit Handgriffen, und Schüsseln von acht Platten; sie fügten Gold und Silber an einander, ohne Löthe zu gebrauchen. Auch gossen sie Fische, daran die Schuppen von Gold und Silber durch einander gemischt waren; Papageyen, welche den Kopf, die Zunge und Flügel bewegten; Affen in allerhand Stellungen, und dergleichen. Unter den Kostbarkeiten, die sie zum Verkauf brachten, waren Perlen, Edelgesteine, Muscheln, Cacaomandeln, welche die Stelle der Scheidemünze vertraten, allerley Farben und Farbenzeuge, die aus Blumen, Gewächsen, Baumrinden u. s. w. verfertigt wurden.

Der große Marktplatz, wo diese und andere Waren zum Verkauf hingebracht wurden, war mit Buden und Zelten, die reihenweise standen, angefüllt. Jede Art von Waren hatte ihren besondern Platz. An einem Orte waren die vorhin

genannten Kostbarkeiten, und es war nichts Schöners anzusehen, als die Buden der Goldschmiede und Federkünstler. An einem andern Orte waren Samen, Kräuter und Wurzeln, die theils zum Essen, theils zur Arzeney dienlich waren; an einem andern alle Gattungen von Obst; wieder an einem andern alle Gattungen von Fleisch, so wohl ganz, als in Vierteln; sogar Schlangen wurden verkauft, denen aber Kopf und Schwanz abgehauen war. Es wurde auch ein starker Handel mit einer gewissen Erde, oder mehligem Thone getrieben, der sich zu einer gewissen Jahreszeit oben auf dem Wasser im See ansetzte, und anfänglich dem Meerschaume gleich war, nachgehends mit Röhren abgeschöpft, in großen Haufen getrocknet, und zu flachen ziegelförmigen Kuchen gemacht wurde. Diese wurden nicht nur in Mexiko stark gesucht, sondern auch weit und breit verschickt, indem man eben so viel Wesens davon machte, als die Europäer von dem besten Käse. Ja man glaubte, die Vortrefflichkeit dieses Schaumes ziehe eine ungeheure Menge Vögel nach dem See, deren Menge besonders im Winter nicht zu zählen war.

Der Handel mit allen diesen Waren geschah durch Umtauschung der einen gegen die andere. Der Gebrauch des Geldes war ihnen ganz und gar unbekannt, und das Gold, das bey ihnen überflüssig angetroffen wurde, war als eine bloße Ware anzusehen. Die vornehmen Personen unter ihnen hatten eine solche Begierde zu diesem Metall, daß sie, so viel sie davon bekom-

men konnten, an sich zu bringen suchten. Als daher die Spanier die Mexikanischen Gränzen betraten, so konnten sie für eine nichtswürdige Kleinigkeit eine Menge Gold bekommen; je näher sie aber der Hauptstadt kamen, desto seltener wurde es, weil die Vornehmen des Reichs solches sehr sorgfältig aufbewahrten. In dem kaiserlichen Pallaste war eine ungeheure Menge Geräthschaften, die daraus verfertigt waren, die von dem guten Geschmack und der Erfindungskunst der Goldarbeiter einen deutlichen Beweis ablegten. Jeder nun, der dergleichen kostbare, oder gemeine Ware nach Mexiko zum Verkauf brachte, mußte dem Kaiser etwas für die Stelle, wo er feil hatte, bezahlen, hingegen wurden sie auch durch gewisse Beamte vor allen Ungerechtigkeiten beschützt. Mitten auf dem Marktplatz stand ein großes Gebäude, aus welchem man den ganzen Markt übersehen konnte; und hierin saßen ohne Unterlaß zwölf alte und kluge Männer, die gleichsam als ein Handlungs-Collegium alle Streitigkeiten, die den Handel und Wandel betrafen, schlichteten. Wer die natürliche Billigkeit verletzte, wurde hart gestraft. Diejenigen, welche aus entfernten Ländern neue Waren herbey brachten, bekamen von dem Landesherrn eine besondere Belohnung. Um den Umlauf der Waren desto mehr zu erleichtern, hatten sie eine unbeschreibliche Menge Canote, welche beständig auf dem See herum schwärmten, und jedermann, der es verlangte, von einem Ufer zum andern brachten, und zur Bequemlich-

keit der handelnden Personen ungemein viel beytrugen.

Dessen ungeachtet war der Mexikanische Handel noch sehr vielen Unvollkommenheiten unterworfen. In den von der Hauptstadt entlegenen Provinzen scheinet es keine Landstraßen zur Erleichterung des Zugangs aus einer Gegend in die andere gegeben zu haben. Hier und da sah man zwar einen Handels- oder Kriegsweg von einer Niederlassung nach der andern, aber die Spanier fanden wenig Spuren von einem eingeführten beständigen Verkehr. Hiernächst haben wir schon bemerkt, daß sie kein Geld, oder einen allgemeinen Maßstab hatten, nach welchem sie den Werth der Waren hätten schätzen können. Bey diesen Umständen ist es ausgemacht, daß alle Handlungsgeschäfte so ungeschickt, so mühsam, so eingeschränkt seyn mußten, daß, wenn ja ein Handel unter ihnen gewesen ist, er noch in seiner ersten Entstehung war. Doch fingen sie bereits an, die Beschwerlichkeit der Ermangelung dieses allgemeinen Handelsmittels zu fühlen, und bestrebten sich, diesem Mangel einiger Maßen abzuhelfen, wodurch wenigstens kleine Handlungsgeschäfte erleichtert wurden. Da die Chocolate das Lieblingsgetränk der Leute in allen Ständen war, und die Cacaobohnen in einem so allgemeinen Gebrauch waren; so nahm man sie auf den ordentlichen Märkten gern für Waren von geringem Werth. So wurden sie endlich für das Handlungs-Instrument gehalten, und der Werth dessen, was man verhandeln woll-

te, nach Cacaonüssen geschätzt. Ist nun die Ermangelung des Gelds für einen Beweis ihrer Barbarey zu halten; so kann man auf der andern Seite die Einführung dieses Mittels für einen Beweis gelten lassen, daß die Mexikaner schon einen guten Anfang in der Cultur gemacht hatten.

Zu gleicher Absicht, und um die Verbindung der entfernteren Gegenden desto leichter zu erhalten, hatten sie auch eine große Menge laufender Bothen angestellt. Hierzu wurden diejenigen Mexikaner ausgesucht, die am leichtesten zu Fuße waren. In dem Tempel zu Mexiko mußten sie ihre Probe ablegen. Auf einer Treppe von hundert und funfzig steinernen Stufen stand ein Götzenbild; derjenige, der zuerst dieses Ziel erreichte, bekam einen Preis, und wurde unter die öffentlichen Bothen aufgenommen. Diese waren gleich unsern Postpferden von einem Ort zum andern bestellt, und mußten einander ablösen. So wie einer ankam, so übergab er dem andern sein Geschäft, und dieser mußte es sogleich weiter an den Ort seiner Bestimmung bringen. Und so konnten die Nachrichten mit großer Geschwindigkeit durch das ganze Land kommen; denn es wurde nicht der geringste Verzug dabey gestattet, sondern so lange noch Athem in ihnen war, mußten sie fortlaufen, bis sie an den Ort kamen, wo schon ein anderer auf sie wartete.

Bey diesen Anstalten fingen die Künste auch

an, sich unter den Mexikanern empor zu schwingen. Es ist außer allem Zweifel, daß die Mahlerey einen ziemlich guten Anfang unter ihnen gemacht hatte. Die Mahler bedienten sich zu ihren Schildereyen insbesondere der bunten Federn, womit sie ihren Gemählden das Colorit gaben. Der Grund bestand aus so feinem und sauber gearbeiteten baumwollenen Zeuge, daß er der Seide nicht viel nachgab. Auf diesen Grund wurden die Federn dermaßen künstlich verbunden, und Licht und Schatten so genau beobachtet, daß sie vermittelst dieser Zusammensetzung, ohne die Zuflucht zu einem Pinsel zu nehmen, die schönsten Schildereyen, Blumenstücke, Landschaften, und dergleichen verfertigten. Nicht weniger waren sie auch in der Zeichnung geschickt. Da die Spanier nach Mexiko kamen, so fanden sie Abzeichnungen von ihren Schiffen, Soldaten, grobem Geschütz, und allem, was sie besonders hatten, mit einer solchen Geschicklichkeit, die sie von den Mexikanern nicht erwartet hatten. Auf gleiche Weise schilderten sie auch die wichtigsten Begebenheiten, die sich in ihrem Reiche zugetragen hatten.

Es ist dieses bey allen Nationen der erste Anfang gewesen, daß sie Abzeichnungen von dem, was sie auf die Nachwelt bringen wollten, in gröbern oder feinern Zügen machten, woraus nach und nach die Schreibekunst entstanden ist. Acosta kann es nicht genug bewundern, daß ein Volk, welches in so vielen Stücken in der dicksten Finsterniß lebte, dessen ungeachtet den Man-

gel der Buchstaben so künstlich zu ersetzen wußte. Sie mahlten die Figuren, von denen sie etwas sagen wollten, der Natur nach ab, und wenn diese nicht deutlich genug waren, so ersetzten sie diesen Mangel durch gewisse Charaktere, die sie hinzu fügten. Sie wußten den materiellen Gegenstand nach ihrer eigenen Einbildung durch allerley Zeichen in einer so schönen Ordnung vorzustellen, daß sich diese Bilder zur Ausdrückung der Gedanken einander wechselsweise behülflich waren. Die Erfindungskunst der Mexikaner ist hierin gewiß nicht schlechter, als der alten Egyptier, nur mit dem Unterschied, daß die Egyptier sich ihrer Hieroglyphen zur Prahlerey bedienten, und ein Geheimniß daraus machten, die Mexikaner hingegen zum gewöhnlichen Mittel, ihre Gedanken aufzuzeichnen und andern mitzutheilen, anwendeten. Die Bilder auf den Mexikanischen Denkmählern sehen freylich grotesk genug aus; aber sind es nicht auch die Hieroglyphen der Egyptier? Zu Bezeichnung der Zahlen machten sie entweder so viele einzelne Ringe, als sie anzeigen wollten, oder sie hatten besondere Zeichen, wodurch sie größere Zahlen bemerkten. So hatten sie ein willkührliches Bild, welches acht tausend, ein anderes, welches vier hundert, noch ein anderes, welches zwanzig bedeutete; ein jedes von diesen wurde so oft neben einander gesetzt, bis die Zahl vollkommen heraus kam, welche sie andeuten wollten. Als die Jesuiten in das Land kamen, bequemten sie sich nach dieser Schreibart der Mexikaner, und zeich-

neten verschieden Stücke, die sie den Indianern beybringen wollten, auf eben die Art ab.

Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die Beschreibungen der Spanier von den Kunstmahlereyen der Mexikaner zu übertrieben sind; und es ist auch nicht leicht anders zu vermuthen. Wenn wir die Arbeiten von solchen Leuten prüfen, die in der Cultur ungefähr so weit als wir gekommen sind, so betrachten wir sie mit kritischen, oft eifersüchtigen Augen, und setzen sie gemeiniglich weiter herunter, als sie es verdienen. Wenn wir im Gegentheil, uns unserer Vorzüge bewußt, die Künste solcher Nationen betrachten, die in Vergleichung mit uns noch roh sind; so erstaunen wir über Arbeiten, die sie unter so augenscheinlichen Schwierigkeiten zu Stande gebracht haben, und sind sehr geneigt, sie für vollkommener auszugeben, als sie wirklich sind. Dieses ist just der Fall, worin sich die Spanier befanden, als sie nach Mexiko kamen, und der Bericht einiger Spanischen Schriftsteller ist nach dieser Täuschung geformt. Die Spanier haben in den neuern Zeiten einige der Mexikanischen Bilder in Holzschnitten und Kupferstichen bekannt gemacht, und nach diesem Anblick zu urtheilen, ist die rauheste Egyptische Manier, so steif und schlecht sie auch war, noch zierlicher, als die Mexikanische. So geringe nun aber auch diese Denkmähler für uns in Absicht auf die Kunst sind, so wichtig werden sie, wenn man sie als Jahrbücher und Urkunden ihres Landes, als historische Denkmähler betrachtet. Sie

kannten noch kein anderes Mittel, Thatsachen aufzuschreiben, als daß sie die Gegenstände derselben zeichneten. Sie konnten aber doch eine mehr fassende Reihe von Begebenheiten in fortschreitender Ordnung vorstellen, und, vermittelst einer geschickten Anordnung der Bilder, die Vorfälle der Regierung eines Monarchen von ihrem Anfange an bis auf seinen Tod, den Fortgang der Erziehung eines Kindes, die verschiedenen Belohnungen und Vorzüge der Krieger schildern. Purchas und der jetzige Erzbischof von Toledo haben einige dieser Denkmähler in beynahe hundert Kupferstichen heraus gegeben, und ihnen eine Erklärung des Inhalts beygefügt, den die Spanier von Indianern, denen die Künste ihrer Landsleute bekannt waren, bekommen haben. In allen diesen Denkmählern herrscht einerley Manier; sie stellen Dinge, nicht Worte, vor; sie legen dem Auge Bilder, aber dem Verstand keine Gedanken vor. Die Mexikaner fühlten den Mangel dieser Bilder, und fingen an, sich dem hieroglyphischen Charakter zu nähern. So setzten sie den Hauptheil, oder den Hauptumstand einer Sache für die Sache selbst, oder das Werkzeug derselben, oder eine Ähnlichkeit entweder aus der Betrachtung der Natur, oder aus einem überlieferten Aberglauben. Eine eroberte Stadt stellten sie durch eine rohe Abbildung eines Hauses vor, und bemerkten sie durch ein hinzugefügtes Sinnbild. Um einen Monarchen abzuschildern, der seine Staaten durch Gewalt der Waffen erweitert hatte, mahlten sie einen mit Pfeilen gezierten Schild. Vielleicht, wenn ihr

Reich von längerer Dauer gewesen wäre, würden sie sich, so wie die Völker der alten Welt, der Buchstabenschrift genähert haben.

Diejenige Probe ihrer Bilderschrift, die wir im Kupfer gegeben haben, wird also erklärt. Chimalpupuca B, folgte seinem Vater Huicilihuit. Er eroberte durch Gewalt der Waffen C die Städte Texquiquiac D, und Chalco E, welche sehr groß war. Nach einigen Jahren empörte sich Chalco G, und es kamen bey dem Aufruhr fünf Mexikaner ums Leben I. Die Einwohner zu Chalco zerbrachen vier Canote H. Chimalpupuca regierte zehn Jahre F, welche, vermittelst den Randabtheilungen A, bemerkt sind.

Wir wollen zur Erläuterung dessen, was wir gesagt haben, eine Beschreibung ihres chronologischen Rades, wodurch sie ihre Zeitrechnung abschilderten, beyfügen. Sie hatten gewisse gemahlte Räder, welche einen ganzen Zeitlauf in sich begriffen, und vermittelst gewisser Merkmahle in Jahre abgetheilt waren; zu diesen zeichnete man die Begebenheit, die geschehen war, durch Hülfe der gewöhnlichen Züge. Ein solcher Zeitlauf bestand aus zwey und funfzig Sonnenjahren, jedes zu dreyhundert und fünf und sechzig Tagen gerechnet. Das Rad war in vier Theile abgetheilt; jeder begriff dreyzehn Jahre, und bezog sich auf eine der vier Weltgegenden. Dieses Rad wurde von einer Schlange umfaßt, und der Leib dieser Schlange enthielt die vier Ab-



Bilder=Schrift der Mexikaner.

Back of
Foldout
Not Imaged



Chronologisches Rad der Mexikaner.

Back of
Foldout
Not Imaged

theilungen. Die erste bedeutete den Mittag, und hatte zum Bildzeichen ein Kaninchen im blauen Felde; die zweyte bedeutete Morgen, und wurde durch eine Änte im rothen Felde vorgestellt; das Bildzeichen der Mitternacht war ein Schwert mit einer steinernen Spitze, auf gelbem Grunde; und endlich das Bild des Abends war ein Haus auf grünem Grunde. Zwischen zweyen dieser vier Hauptabtheilungen, waren allemahl zwölf kleinere Abschnitte, deren Benennung aus der Hauptabtheilung, mit einer ihnen besonders eigenen, zusammen gesetzt war, und diese zeigten die Jahre der Indiction an. So wie sie bey den Jahren bis auf dreyzehn zählten, so beobachteten sie diese nähmliche Ordnung auch bey den Monathen. Ihr Jahr bestand zwar aus achtzehn Monathen, jeden von zwanzig Tagen: dessen ungeachtet aber fing man mit dem vierzehnten Monath wieder an, aufs neue zu zählen. Zur Ursache dieses Verfahrens gaben sie folgendes an: sie theilten die Bewegung dieses Planeten in zwey Zeiten, nähmlich des Wachens, von der Zeit an, wenn er mit der Sonne zugleich aufgeht, bis er mit ihr in Gegenschein steht; welches dreyzehen Tage beträgt; und des Schlafens, welche Zeit bis zum Morgenuntergang des Mondes gleichfalls dreyzehen Tage beträgt. Hierbey wird noch ferner die Frage aufgeworfen: warum sie ihre Zahlen vom Mittage an zu zählen anfangen? ingleichen warum sie die Figuren eines Kaninchens, einer Änte, eines Steins, und eines Hauses, nicht aber andere, gebrauchen? Die erste Frage beantworten die Mexikaner mit

einer alten Sage, da sie behaupten, die Sonne habe am Mittage angefangen zu scheinen. Nächstdem setzten sie die Hölle nach Norden, und diese Einbildung war allein schon hinlänglich, sie auf die Meinung zu bringen, daß die Sonne sonst nirgends, als auf der gegen über stehenden Seite, wohin sie die Wohnung ihrer Götter setzten, ihren Ursprung genommen habe. Sie verbanden damit noch eine andere Meinung, die eben so lächerlich, als die vorhergehende war. Sie glaubten nähmlich, daß sich die Sonne mit dem Anfang eines jeden Zeitlaufs von zwey und funfzig Jahren erneuerte, und daß also jedes Mahl mit dem Ende eines jeden Zeitlaufs auch die alte Sonne ein Ende nehmen müßte. An dem letzten Tage kniete also jedermann auf dem Dache des Hauses nieder, wendete das Gesicht gegen Morgen, und erwartete, ob die Sonne ihren Lauf von neuem anfangen, oder ob das Ende der Welt erscheinen werde. Wenn die Sonne zum Vorschein kam, so hielten sie sie für eine neue Sonne, welche dem Lauf der Natur gemäß alle Jahre frisches Laub aus den Bäumen treiben sollte. So wie sie nun einen ganzen Zeitlauf von zwey und funfzig Jahren in vier Theile theilten; so beobachteten sie eben diese Ordnung in der Abtheilung eines jeden Jahres. Wenn die Sonne anfing sich ihnen zu nähern, das ist, den Frühling, nannten sie das jugendliche Alter des Jahres; und so schritten sie bis zum hohen Alter, dem Winter, fort. Hieraus formirten sie vier Elemente, und aus diesen vier Götter,

Nunmehr wird man manche Bilder in dem chronologischen Rade der Mexikaner besser verstehen.

Weil wir eben von der bey den Mexikanern gewöhnlichen Abtheilung der Zeit geredet haben; so wollen wir noch eines und das andere, das dazu gehöret, hinzusetzen. Jeder Monath des Jahrs hatte seinen besondern Nahmen, so wie auch jeder von den Tagen desselben. Von einer Eintheilung der Zeit in Wochen finden wir keine Spur, und diese Gewohnheit scheinet in den Morgenländern aufgekommen zu seyn. Doch finden wir außer der vorhin gemeldeten dreyzehntägigen Eintheilung noch eine andere von fünf Tagen, wonach man die Markttäge einzurichten pflegte; der 3te, 8te, 13te, und 18te Tag eines jeden Monaths waren dazu bestimmt, und mit eben den Bildern und Nahmen bemerkt, womit die vier Abtheilungen des großen Zeitlaufs bezeichnet wurden. Übrigens merken wir noch an, daß man mit dem Eintritt eines neuen Zeitlaufs alle Gefäße entzwey schlug, und alles Feuer auslöschte. So bald aber der erste Tag angebrochen war, erschallten die Trommeln und übrigen Instrumente, um den Göttern für die Verleihung eines neuen Zeitlaufs Dank abzustatten. Man schaffte sich neue Gefäße an, und hohlte sich bey den Priestern neues Feuer.

Von den übrigen Theilen der menschlichen Kenntnisse, womit sich die Europäer beschäftigen, treffen wir bey den Mexikanern wenige an; nur allein die Arzeneykunst ausgenommen,

als welche bey ihnen in großen Ehren gehalten wurde. Insonderheit werden ihre Wundärzte sehr gelobt. Diese wußten die einfachen Kräuter dermaßen wohl auszusuchen, und bey den vorhandenen Schäden zu gebrauchen, daß sich die Europäer sehr darüber verwunderten. Sie kannten die Eigenschaften der Pflanzen, Wurzeln und Kräuter vollkommen gut, und wußten sie sehr geschickt zu gebrauchen. Anfangs gebrauchten sie einige einfache und gelinde Mittel, um die Entzündung einer Wunde zu verhindern, und die Schmerzen zu stillen; allmählig wendeten sie sich zu andern, um die Wunde zu ihrer Reife zu bringen; und sodann schritten sie zur Heilung. Montezuma hatte in allen seinen Gärten besondere Abtheilungen zu Medicinal-Gewächsen gewidmet, woraus die Wundärzte die benöthigten Kräuter und Wurzeln bekamen.

Die Spanier trafen auch bey den Mexikanern eine gewisse Art von Büchern an, die auf die oben beschriebene Art mit Bilderschrift verfertigt waren. Sie bestanden aus langen Streifen Leinewand, die mit einem Gummi oder Firniß überzogen waren; man traf auch einige von breiten Häuten an. Beyde Arten waren zusammen gelegt, so daß jede Falte ein Blatt, diese aber insgesammt ein Buch ausmachten. Dem Ansehen nach waren sie auf allen Seiten mit Bildern und Charaktern bezeichnet. Nur ist zu bedauern, daß diese wichtigen Denkmähler der neuen Welt, worin ohne Zweifel ihr Herkommen, ihre Religionsgebräuche, Staatsver-

fassung und Gesetze aufgezeichnet waren, durch einen unbedachtsamen Religionseifer verloren gegangen. Man hielt sie für abgöttische Zauberbilder, und suchte sie deßwegen aus dem Wege zu schaffen. Nur der wißbegierige Eifer einiger Forscher errettete noch manche dieser Denkmähler von dem gänzlichen Untergange. Mendoza, Unterkönig von Spanien, erhielt ein solches Buch von den Indianern, übergab es einem in der Mexikanischen Sprache und Bilderschrift erfahrnen Mann, und ließ es übersetzen. Er hielt es für ein anständiges Geschenk für Carln den fünften, und schickten es nach Europa. Es kam aber mit dem Schiff in Französische Hände, und von da nach England, wo es Purchas durch den Druck bekannt machte. Eine andere Sammlung dieser Art hat man dem Doctor Carreri zu verdanken; diese Urkunden enthalten den Zug der Mexikaner und eine Beschreiburg der Gegenden, wo sie sich nieder gelassen haben, ingleichen dasjenige chronologische Rad, wovon wir bereits geredet haben. Die dritte Probe Mexikanischer Gemählde wurde von einem Italiener, Lorenzo Boturino Benaduci, im Jahr 1736 entdeckt, wovon ein Theil, welcher eine Steuerrolle enthält, von dem jetzigen Erzbischof von Toledo, da er noch Primas von Neuspanien war, bekannt gemacht worden. Noch eine Sammlung von Mexikanischen Gemählden befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien. Diese sind von den vorhergehenden in Ansehung der Manier sehr verschieden. Wenn ein scharfsichtiger Forscher diese Denkmähler mit einander verglei-

chen wollte, so könnte man vielleicht den Inhalt derselben mit großer Wahrscheinlichkeit heraus bringen; wenigstens könnte eines dem andern zum Schlüssel dienen.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, erhellet, daß Mexiko in Vergleichung mit andern Amerikanischen Ländern für einen gewisser Maßen civilisirten Staat angesehen werden kann. Die Mexikaner waren nicht mehr in kleine, von einander unabhängige, gegen einander feindselige Völkerschaften vertheilt, sondern waren der Herrschaft eines einzigen Fürsten unterworfen, der für ihre Sicherheit sorgte, und Gesetze einführte. Verschiedene zum Nutzen und Bequemlichkeit des Lebens erforderliche Künste fingen unter ihnen an aufzudämmern, und auch das Schöne fing an, sich, wiewohl in schwachen Zügen, her vor zuthun. Sie fingen an, gewisse kleinere Thiere zu zähmen, und zu ihrem Nutzen zu verwenden. Die Jagd war nicht mehr ein Mittel zur Erhaltung des Lebens, sondern sie wurde bloßer Zeitvertreib und Ergetzung. Nicht völlig dreyhundert Jahre vor der Ankunft der Spanier fingen sie erst an, sich zu einer gesellschaftlichen Lebensart zu vereinigen; von der Einrichtung der monarchischen Regierung waren kaum anderthalb hundert Jahre verflossen: und doch waren sie schon ziemlich weit gekommen, obgleich sonst die Kindheit der Völker ziemlich lange dauert. Das Recht des Privat-Eigenthums, der nächste Schritt zur Cultur einer Nation, war vollkommen, und in seinem

ganzen Umfange unter ihnen eingeführt, da es unter den übrigen Wilden entweder ganz und gar nicht bekannt, oder doch wenigstens sehr eingeschränkt, und schlecht bestimmt war. Bey ihnen hatte der Feldbau und der arbeitsame Fleiß schon große Progressen gemacht; sie kannten den Unterschied an beweglichen und unbeweglichen Gütern; sie wußten schon etwas von der Übertragung des Eigenthums von einem auf den andern durch Verkauf und Tausch. Selbst in der Besitzung ihres Eigenthums hatten sie schon verschiedene Bestimmungen kennen gelernt. Einige Güter besaßen sie mit vollständigem Recht, und konnten sie auch ihren Erben hinterlassen; andere besaßen sie vermöge des Amtes und der Würde, so, daß wenn ihnen diese genommen wurde, auch jene wegfielen. Sie hatten auch einigen Begriff von Gemeinheiten. In jedem Bezirk wurde nach der Anzahl ihrer Familien ein gewisser Strich von Ländereyen ausgemessen, und durch vereinigte Arbeit gebauet; ihr Product wurde in ein gemeinschaftliches Magazin gesammelt, und nach Verhältniß der Bedürfnisse zu seiner Zeit wieder vertheilt. Niemand konnte seinen Antheil an den gemeinen Gütern veräußern, sondern diese waren ein beständiges untheilbares Eigenthum.

Auch die Absonderung der Gewerbe unter den Mexikanern ist ein Beweis, daß sie sich schon sehr weit aus dem eigentlichen Zustande der Wildheit erhoben hatten. In den früheſten Zeiten der Gesellschaft sind der Künste und Handwerker so

wenig, und diese sind so einfach und leicht, daß ein jeder Geschicklichkeit genug dazu hat, und seine Bedürfnisse befriedigen kann. Der noch ganz wilde Caraibe verfertigt seinen Bogen, spitzt seine Pfeile, bauet seine Hütte, hohlt seinen Kahn aus; dieses sind seine Beschäftigungen alle. Die Zeit muß die Bedürfnisse der Menschen vermehrt, und ihre Erfindsamkeit gereizt haben, ehe künstliche Arbeiten in ihrer Structur zusammen gesetzt werden können. So wie sich nun diese Verfeinerung ausbreitet, so nimmt auch die Absonderung der Gewerbe zu. Daß unter den Mexikanern nicht allein Handwerkskünste vorhanden, sondern auch in mehrere Unterabtheilungen abgesondert gewesen sind, haben wir oben bereits angemerkt. Maurer, Weber, Goldschmiede, Mahler, und andere Künstler und Handwerker wurden in großer Menge unter ihnen angetroffen. Jeder war in seinem Gewerbe ordentlich unterrichtet; sein Fleiß schränkte sich bloß auf dasselbe ein, und, weil eine anhaltende Geduld ihnen besonders eigen war, so brachten sie es zu einem hohen Grade von Zierlichkeit und Vollkommenheit. Der ausgebreitete Handel, wovon wir oben geredet haben, begünstigte den Fortgang ihrer Künstler.

Das gemeine Volk befand sich in einem sehr niedrigen und kränkenden Zustande. Ein Theil derselben wurde als bloße Werkzeuge des Feldbaues angesehen. Sie durften ohne Erlaubniß ihrer Vorgesetzten ihre Wohnung nicht verändern; sie wurden, nebst den Ländereyen, wozu

sie gehörten, von einem Besitzer an den andern überlassen, mußten das Feld bauen und mancherley Sclavenarbeit verrichten. Andere waren in die niedrigste Unterwürfigkeit, in die häusliche Sclaverey gestürzt, und fühlten die äußerste Strenge dieses elenden Zustandes. Ihr Stand war so niedrig, und ihr Leben so geringe geschätzt, daß man diese Sclaven ungestraft ermorden konnte. Die freyen Bürger waren zwar etwas besser daran; doch wurden sie von ihren stolzen Herren als Wesen von geringerer Art behandelt. Der Adel besaß die weitläufigsten Ländereyen, und verschiedene Titel und Vorzüge. Dieser Unterschied der Stände gibt genugsam zu erkennen, daß sie auch hierin nicht mehr vollkommene Wilde gewesen. Diese sind einander alle gleich, wissen nichts von der Unterwürfigkeit; in Friedenszeiten wird die Autorität eines Vorgesetzten kaum gefühlt, und selbst im Kriege kaum anerkannt. Über alles dieses hatten sich die Mexikaner hinaus erhoben. Sie hatten nicht nur den Unterschied der Stände, sondern bezeichneten ihn auch vom größten bis zum kleinsten. Jeder unter ihnen wußte, was er von dem andern zu fordern, und was er ihm zu leisten hatte. Das Volk durfte sich nicht in eben die Tracht kleiden, noch in Häusern von eben der Bauart wohnen, wie der Adel. Die Ehrfurcht, welche die Niedrigen ihren Obern erzeigen mußten, war mit einer so förmlichen Genauigkeit eingeführt, daß sie sich sogar in ihre Sprache einflocht. Die Benennungen, deren man sich im Umgange zwischen Leuten einerley Standes bediente, würden im

Munde eines Niedrigen gegen einen Höhern so ungeziemend gewesen seyn, daß man sie für eine Beleidiguug gehalten hätte. Die Mexikanische Sprache war die einzige, worin am Ende der Wörter Sylben, welche eine Ehrfurcht anzeigten, angehängt wurden. Setzte man z. B. die Sylbe zin, oder atzin, zu einem Worte, so wurde dadurch ein geziemender Ausdruck der Ehrerbiethung im Munde eines Niedrigen angezeigt. Will man z. B. im Gespräche mit seines gleichen Vater sagen, so sagt man Tate, ein Niedriger sagt Tatzin. Der letzte Kaiser in Mexiko hieß Montezuma, seine Unterthanen aber nannten ihn Montezumatzin, um ihre Ehrfurcht anzuzeigen.

Obgleich die Mexikaner in mancher Absicht sich dem civilisirten Zustande mehr als andere Amerikaner genähert haben; so sind sie dennoch vielen Mängeln unterworfen gewesen. Sie legten sich zwar auf den Feldbau, und hatten es weiter hierin gebracht, als andere herum wandernde Völker; allein sie hatten doch keine solchen Nahrungsmittel, als hart arbeitende Menschen bedürfen. Ihre Leibesbeschaffenheit war nichts weniger als stark, und sie konnten gar keine Abmattungen ertragen. Ein Spanier übertraf verschiedene Indianer an Leibesstärke. Man schreibt dieses ihrer geringen und magern Kost zu, die ihnen zwar einen nothdürftigen Lebensunterhalt, aber keine feste Leibesbeschaffenheit gewährten. Cortez fand Schwierigkeiten, sein kleines Corps mit hinlänglichen Lebensmitteln zu versorgen, und alle die Spanischen Berichte ge-

ben uns keine vortheilhafte Schilderung ihres Ackerbaues.

Sehen wir die Mexikaner in Ansehung ihres moralischen Charakters an, so sind zwar Tugend und Laster überall ausgetheilt; aber die Neigungen zu einer oder der andern Art derselben zeichnen doch die besondern Nationen aus. Die Grausamkeit scheint ein besonderer Zug in dem Charakter dieses Volks zu seyn. Sie waren, so wie ihre angränzenden rohen Nachbarn, in unaufhörliche Kriege verwickelt, und die Gründe, die sie zu Feindseligkeiten bewogen, waren keine anderen, als bey allen wilden Völkern. Sie suchten bloß ihre Rachbegierde durch Vergießung des Bluts zu befriedigen. Kein Gefangener wurde jemahls ausgelöset, oder verschont; alle wurden ohne Erbarmen geopfert, und ihr Fleisch mit unmenschlicher Freude, wie unter den grausamsten Wilden, gefressen. Bey einigen Gelegenheiten trieben sie diese Freude zu noch wilderen Ausschweifungen. Ihre vornehmsten Krieger bedeckten sich mit den Fellen der von ihnen ermordeten unglücklichen Schlachtopfer, tanzten in den Straßen herum, prahlten mit ihrer Tapferkeit, und verhöhnten ihre Feinde. Sogar in ihrer bürgerlichen Verfassung zeigten sich Spuren einer solchen unmenschlichen Grausamkeit, wie wir oben umständlich bemerkt haben. Sie wußten von keiner Empfindsamkeit des Erbarmens, das ihre Seelen gemäßigt hätte.

Da das Mexikanische Reich nach und nach aus vielerley Nationen zusammen geschmolzen ist; so behielten die besondern Theile noch immer auch unter einer fremden Regierung ihre ursprüngliche Neigung. Die Tlascalaner, wovon ein großer Theil seine Unabhängigkeit behauptete, hatten eine unüberwindliche Liebe zur Freyheit, und gründeten solche auf Tapferkeit und Gerechtigkeit. Diese wollten bloß mit Liebe erzogen und gebessert seyn, und sie wurden erst von den Mexikanern zur Härte und Grausamkeit verführt. Die meisten hatten viel natürliches Geschick, und lernten alles, was man ihnen zeigte. Die Wahrheitsliebe schien ihnen angeboren zu seyn; eine Lüge bestraften sie an ihren Landsleuten mit dem Tode, einem Ausländer aber verziehen sie sie, gerade als wenn er nicht zu dieser Vollkommenheit fähig wäre. Im Handel und Wandel beflissen sie sich der Aufrichtigkeit im höchsten Grade. Es gereichte einem Handelsmann zum Schimpf, wenn er Waren borgte, weil es ungewiß wäre, ob man in Zukunft bezahlen könnte. Alte Leute waren sehr beliebt. Wenn junge Leute von Stande ihren Ältern nicht ehrerbiethig genug begegneten, und sich weigerten, ihnen Gehorsam zu leisten, so wurden sie auf Befehl des hohen Raths heimlich erdrosselt. Man gab zur Ursache von dieser Strenge an, daß solche aufkeimende Bösewichter, wenn sie dereinst einigen Antheil an der Regierung bekommen würden, unzähliges Unheil stiften könnten. Hinderte jemand das gemeine Beste durch eine geringere Unordnung, so wurde er des Lan-

des verwiesen. Man glaubte, die Laster eines solchen Menschen wären ansteckend. Landesverräther wurden nebst ihrer ganzen Anverwandtschaft bis in den siebenten Grad hingerichtet; denn sie glaubten, es könne keinem Menschen ein solches Verbrechen in den Sinn kommen, wenn nicht die Neigung dazu in dem Geblüte verborgen läge. Die Vornehmen wurden von den Geringern, wie bey den Peruanern, beynahe angebethet. Wenn ein Gemeiner mit ihnen redete, so beugte er sich bis auf die Erde, schlug die Augen beständig nieder, und hütete sich, daß er ihm im Weggehen niemahls den Rücken zukehrte. Kein Edelmann, er mochte so arm seyn, als er wollte, durfte ein Handwerk treiben.

Eine der unbändigsten Völkerschaften in der Nachbarschaft der Mexikaner waren die Otomier. Es scheint, daß sie die ursprünglichen Einwohner dieser Länder gewesen sind. Ob sich gleich die Mexikaner ein eigentliches Geschäffte daraus machten, sie von Grund aus zu vertilgen; so blieben ihrer doch noch sehr viele übrig. Sie zogen sich in die Gebirge, und lebten da nach ihrer alten Manier. Sie waren die abgesagtesten Feinde der Mexikaner, und dennoch nahmen sie von ihnen den Gebrauch der Menschenopfer an. Es scheint, daß das Vergeltungsrecht die erste Bewegursache dazu gewesen sey; aber sie trieben es weit grausamer, als die Mexikaner. Sie opferten zwar sonst niemanden als ihre Kriegsgefangenen, aber sie zerhieben sie in Stücke, und verkauften sie im Schlachthause. Einige Spanische

Missionarien wagten sich unter diese Leute, lebten eine ziemliche Zeit unter ihnen, und machten sich von der Wirkung ihres Unterrichts bereits eine gute Hoffnung. Einst aber, als eine ansteckende Seuche eine große Menge Leute hinweg geraffet hatte, wurden sie zu ihrer größten Verwunderung eine Versammlung der ganzen Nation auf einem Berge gewahr, und erfuhren, daß sie eben im Begriff wären, den Göttern des Landes ein junges Mädchen zu opfern. Die Missionarien thaten ihr Äußerstes, die Sache zu hintertreiben; allein es war vergeblich: man gab ihnen zur Antwort, weil die Nation einen neuen Gottesdienst lerne, so sey man deßwegen noch nicht Willens, den alten gänzlich zu vergessen. In ihrer Gegenwart schlachteten sie das Mädchen. Der seltsamste unter allen ihren Gebräuchen betraf das Heurathen. Sie lebten bis an den Tag, den sie zu ihrer Verheurathung bestimmt hatten, mit allen Weibspersonen nach Belieben. Allein so bald ihnen die Lust zum Ehestande ankam, brachten sie mit der Person, aus welcher sie ihr eheliches Gemahl machen wollten, eine Nacht hin. Fanden sie einen Fehler an ihr, so stand es ihnen frey, sie wieder nach Hause zu schicken. Gestand aber der Bräutigam, er habe nichts an ihr auszusetzen, so war es ihm nicht erlaubt, eine andere zu nehmen. Hierauf schritt er zur Buße, nicht nur wegen seinen übrigen Sünden, sondern auch insonderheit, wegen der Freyheiten, die er sich bey dem andern Geschlecht heraus genommen hatte. Er entsagte zwanzig bis dreyßig Tage allen sinnlichen Ergetzlichkeiten, und ritzte sich die

Ohren und Arme blutig. Eben ein solches strenges Leben führte auch die Frau. Nachgehends fügten sie sich zusammen, und blieben bis in den Tod bey einander.

Unter den übrigen Nationen in und um Mexiko wollen wir nur noch von den Mistaquen ein Paar Worte reden. Die Einwohner dieses Landes hatten keinen Tempel; hingegen hatte ein jedes Haus seinen eigenen Gott und Bethzimmer. Klöster waren in Menge da, und von ihnen empfing jedes Haus den Gott, den es anbethen sollte. Der wunderbarste Gebrauch, den wir bey ihnen antreffen, betrifft den Tod ihrer Caziken. Wenn einer starb, so redete man mit ihm, als wenn er noch am Leben wäre; man bekleidete darauf einen Sclaven mit der völligen Kleidung eines Caziken, stellte ihn vor den Verstorbenen hin, und erzeigte ihm diesen Tag über alle mit dieser Würde verknüpfte Ehre. Um Mitternacht hohlten vier Priester die Leiche ab, und begruben sie in ein Gehölz, oder in einen Keller. Das Grab blieb offen stehen, und wurde nicht mit Erde zugefüllt. Wenn die Priester wieder in das Haus des Caziken zurück kamen, so wurde der Leibeigene, der die Person des Caziken vorstellte, erwürgt; man machte ihm eine Larve vor das Gesicht, wickelte ihn in den Cazikenmantel, und begrub ihn hernach an den Ort, wo die anderen Leibeigenen, die die Ehre gehabt hatten, ihren verstorbenen Herrn vorzustellen, lagen.

Der Haupt-Charakter eines Volks zeigt sich bey

allen Vorfallenheiten des menschlichen Lebens. Wir haben die Mexikaner nunmehr durch alle Scenen begleitet, und es ist nichts mehr übrig, als daß wir noch von der letzten Periode des Menschen, dem Tode und Begräbniß der Mexikaner, handeln. Auch hier sind sie so blutdürstig, als man nicht leicht eine Nation unter den Wilden antrifft. Nach dem Tode einer Standesperson wurde eine Menge von seinen Bedienten auserlesen, die ihn in die andere Welt begleiten mußten, und mit ihm in ein Grab gelegt wurden. Von der Beerdigung des Kaisers haben wir oben geredet; nun wollen wir noch von den übrigen Begräbniß-Ceremonien reden. Ordentlicher Weise kam den Priestern die Sorge für das Begräbniß zu; unterdessen hatte doch hier keine gewisse Regel Statt, sondern es beruhete beynahe alles mit einander auf dem Willen des Sterbenden. Einige wollten auf ihrem Erbgute, oder im Hofe ihres Hauses begraben seyn; andere suchten eine besondere Ehre darin, wenn sie sich auf einem Gebirge begraben ließen; noch andere verordneten, man sollte ihren Leib verbrennen, und die Asche nebst ihren Kleidern und andern Kostbarkeiten in einem Tempel beysetzen. So bald ein Mexikaner den Geist aufgegeben hatte, so rief man die Priester seines Stadtviertels, wo er gewohnt hatte, herbey; diese huben ihn von der Erde auf, zogen ihm seine besten Kleider an, und brachten ihn in eine sitzende Stellung. Hierauf traten die Anverwandten und Freunde vor den Todten, grüßten ihn, und brachten ihm Geschenke. War es eine Person von Stande, so schenkte

man ihm Leibeigene, die sogleich geopfert wurden. Hatte er etwa zu seinen Andachtsübungen einen Hauspriester gehabt, so schnitt man auch diesem die Kehle ab; seinen vornehmsten Bedienten ging es nicht besser; einige sollten ihrem Herrn eine Wohnung zurechte machen, andere sollten ihn bedienen, und dergl. In einer ähnlichen Absicht gab man ihm alle seine Schätze mit in das Grab. War der Verstorbene ein Kriegsbeamter gewesen, so steckte man rings um ihn herum vieles Gewehr und Fahnen. Das Leichenbegängniß dauerte zehn Tage, und bestand aus Heulen und Singen, womit man während dieser Zeit abwechselte. Die Priester sangen ein gewisses Todtenlied, bald einzeln, bald wechselsweise, bald alle zugleich, und richteten den Todten mit einer großen Menge Ceremonien zum öftern in die Höhe. Sie beräucherten ihn zugleich sehr oft; sie spielten traurige Melodien auf der Flöte und auf der Trommel. Der Vornehmste unter ihnen trug das Gewand desjenigen Götzen, welchen der Verstorbene in seinem Leben besonders verehrt hatte, und dessen lebendiges Ebenbild er gleichsam gewesen war. Wurde die Leiche verbrannt, so sammelte ein Priester die Asche sehr sorgfältig, zog eine gräßliche Kleidung an, machte fürchterliche Geberden, und rührte die Asche unter einem so abscheulichen Betragen durch einander, daß den Anwesenden die Haare zu Berge standen. Wer eines unnatürlichen Todes gestorben war, den begrub man in einem solchen Gewande, die die Art seines Todes vorstellte. Wer des Ehebruchs wegen ermordet wurde, war als

der Gott der Wollust bekleidet; ein Ersoffener, wie der Wassergott, ein Trunkenbold, wie der Weingott, und ein Soldat, wie Vitzilipuzli.

Das Leichenbegängniß der Caziken in der Provinz Mechoacan war mit ganz besondern und außerordentlichen Umständen begleitet. Wenn ein solcher Fürst sein Ende nicht mehr weit entfernt zu seyn glaubte; so ernannte er einen von seinen Söhnen zu seinem Nachfolger. Der künftige Erbe ließ hierauf alle diejenigen, die bey seinem Vater in Diensten standen, vor sich kommen, und empfing ihre Geschenke als ein Merkmahl, daß sie seine Gerechtsame erkennten. Wenn der Alte starb, so kamen in dem Augenblick, wenn er verschied, so wohl diejenigen, welche aus dem Lande zusammen berufen waren, als auch seine sämmtlichen Bedienten, zusammen. Sie heulten, schrien, und stellten sich nach aller Möglichkeit betrübt. Nach diesem kläglichen Vorspiele wurde die Thüre des Gemachs eröffnet. Jedermann trat hinein, berührte den Verstorbenen mit der Hand, und besprengte ihn mit einigen Tropfen wohlriechenden Wassers. Man zog ihm Schuhe von Hirschhaut, dergleichen die Caziken zu tragen pflegten, an die Füße. Man hing ihm goldene Schellen an die Knie, steckte ihm Ringe an die Finger, band ihm Armbänder um, und schmückte ihn mit Ohrengehängen, und einer Halskette von Edelgesteinen. Sogar die Lippen wurden mit Juwelen, und die Schultern mit vielen Locken der schönsten Federn geziert. In diesem Schmuck gab man ihm eine sitzende Stellung in einer offenen

Sänfte. Neben ihm lag auf einer Seite sein Bogen und Pfeil, und auf der andern stand ein großes künstlich gemachtes Bild desjenigen Götzen, den er am eifrigsten verehret hatte, und von dem man glaubte, er sey jetzt mit der Belohnung seiner Gottesfurcht beschäftigt. Während der Zeit, als dieses geschah, ernannte der neue Cazike diejenigen Personen, die seinen Vater in der andern Welt bedienen sollten. Einige hielten es für eine besondere Ehre, daß man sie hierzu erwählte, andere hingegen betrübten sich über ihr Schicksal. Um sie nun gegen die Furcht und andere Schwachheiten der Natur zu stärken, gab man ihnen das beste Essen und Trinken in großer Maße. Absonderlich wurden sieben Weibspersonen von hohem Stande ausgesucht. Eine war zur Aufsicht über die Kostbarkeiten, die man dem Verstorbenen mit gab, bestimmt; die andere sollte ihm dem Trinkbecher reichen, die dritte seine Wäsche besorgen, die vier übrigen sollten andere Dienste thun. Nebst den von dem neuen Caziken hierzu ernannten Personen las man noch eine große Anzahl theils Leibeigener, theils freyer Personen zum Opfer aus. Jeder Stand mußte ein Schlachtopfer aus seinem Mittel schaffen; über dieses bothen sich auch viele freywillig dazu an. Diese Schlachtopfer mußten sich sehr sorgfältig baden, man bemahlte sie im Gesichte gelb; man krönte sie mit einem Blumenkranz; vor allen Dingen berauschte man sie dermaßen, daß man außer allen Sorgen seyn konnte, sie würden ihre Gesinnungen ändern. Diese unglückseligen Personen gingen, oder taumelten vielmehr,

bey dem Leichenzug voran, und dachten im geringsten nicht an dasjenige, was ihnen bevor stand. Sie ließen, so viel es ihnen ihre Trunkenheit erlaubte, ihre aus Knochen und Muscheln verfertigten Instrumente erschallen, und bezeigten sich lustig, als wenn sie zum Tanz gingen. Auf diese Schlachtopfer folgten die Anverwandten des Verstorbenen. Die Sänfte mit der Leiche wurde von den vornehmsten Herren im Lande getragen, die übrigen folgten hinten nach, und sangen traurige Gesänge in einer schwermüthigen Melodie. Die Beamten und Hofbedienten machten den Schluß. Diese trugen alle mit einander Fahnen und Fliegenwedel von Federn. Die Leichenbegleiter waren auf allen Seiten mit einer unzähligen Menge Volks umgeben, welches gleichsam einen Kreis um sie herum schloß. Die Ordnung des Zugs wurde dadurch im geringsten nicht gestört, sondern vielmehr befördert; denn die Zuschauer gaben auf die Schlachtopfer genau Acht, daß keiner, der sich etwa zu retten gedachte, entwischen konnte.

Der Zug brach um Mitternacht bey dem Schein unzähliger Fackeln auf. Die Gassen wurden vorher mit vielen abergläubischen Gebräuchen gereinigt. Nach der Ankunft bey dem Tempel ging man viermahl um den aufgerichteten großen Scheiterhaufen herum. Man stellte die Leiche mit ihrem ganzen Schmuck oben darauf, die Priester steckten das Holz in Brand, und unterdessen, da die Flamme alles verzehrete, wurden die Opfer abgeschlachtet, und hinter die Tempelmauer be-

graben. Mit anbrechendem Tage sammelten die Priester nicht nur die Asche und Gebeine des Caziken, sondern auch das geschmolzene Gold, die verkalkten Steine, und überhaupt alles, was sie von seinem Anzuge noch übrig fanden. Man trug diese Überbleibsel in den Tempel, und segnete sie mit vielen Gebethen und andern geheimnißvollen Ceremonien ein; nachgehends knetete man sie zu einem Teig, und machte ein Götzenbild von menschlicher Gestalt daraus. Dieses wurde mit Federn, Halsketten, Armbändern, und goldenen Schellen geziert, mit Schild, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und in diesem Zustande dem Volk zur Anbethung vorgestellt. Darauf verfertigten die Priester unten an der Tempeltreppe eine geräumige Grube, behingen sie rings herum mit Matten, und setzten ein Bett hinein. Auf dieses Bett wurde das Bild mit dem Gesichte gegen Morgen gestellt. Rings herum hing man viele kleine goldene und silberne Schilde, Bogen, Pfeile und Federbüsche. Neben das Bett legte man viele Becken, Schüsseln und Trinkgeschirre. Den übrigen Raum füllte man mit Kisten voll Kleider, Geschmuck und Lebensmitteln aus. Endlich wurde das Grab mit einem großen irdenen Deckel zugedeckt, auf den Deckel aber einige Bilder, welche dieses schätzbare Denkmahl zu bewahren schienen, gestellt.

Als die Spanier das Land eroberten, und in diesen Grabmahlen der Indianer so herrliche Schätze fanden, so trieb sie nicht nur die Goldbegierde an, solche zu durchwühlen, und die Schätze

heraus zu nehmen, sondern sie mißhandelten auch die todten Körper, die sie antrafen, auf eine schändliche Weise; sie traten sie mit Füßen, und warfen sie wie das Vieh auf den Schindanger. Die armen Indianer wollten darüber in Verzweiflung gerathen; sie bathen die Spanier, weil sie doch ja eine solche brennende Begierde nach Geld hätten, so möchten sie gleichwohl solches heraus suchen, nur möchten sie die Leichen unangetastet lassen, damit sie sie nicht in ihrer Ruhe in der andern Welt stören möchten. So heilig hielten die Mexikaner, wie andere Völker, die Grabstätte ihrer Verstorbenen.

Verzeichniß

der Kupfer des zweyten Theils, wohin sie gehören.

